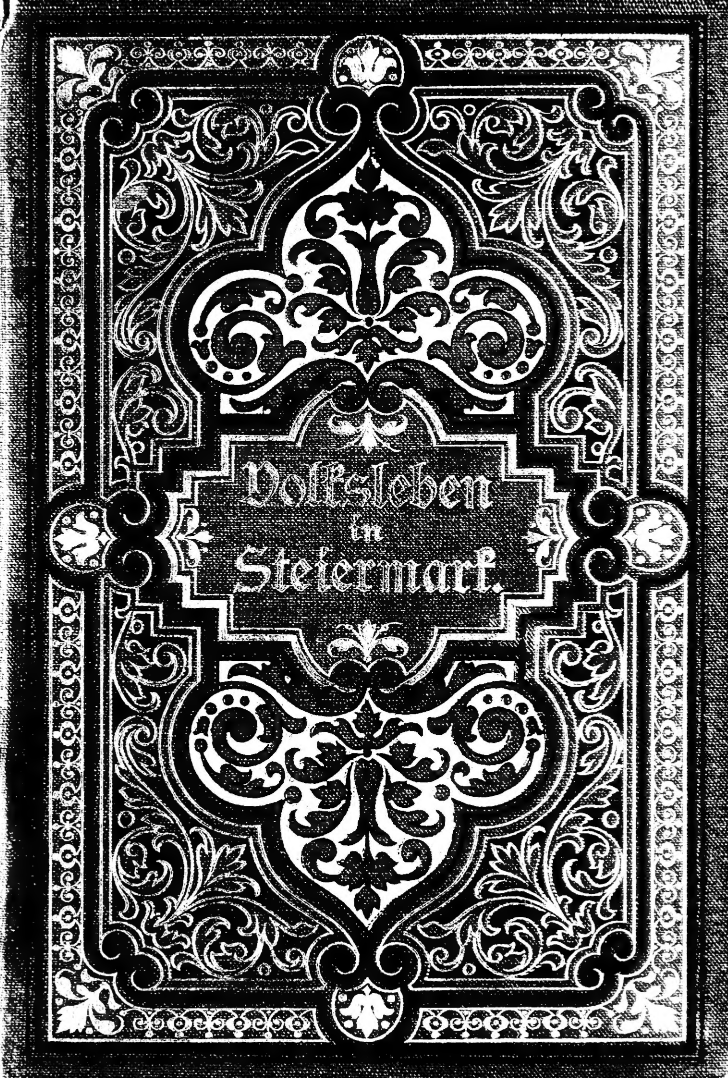
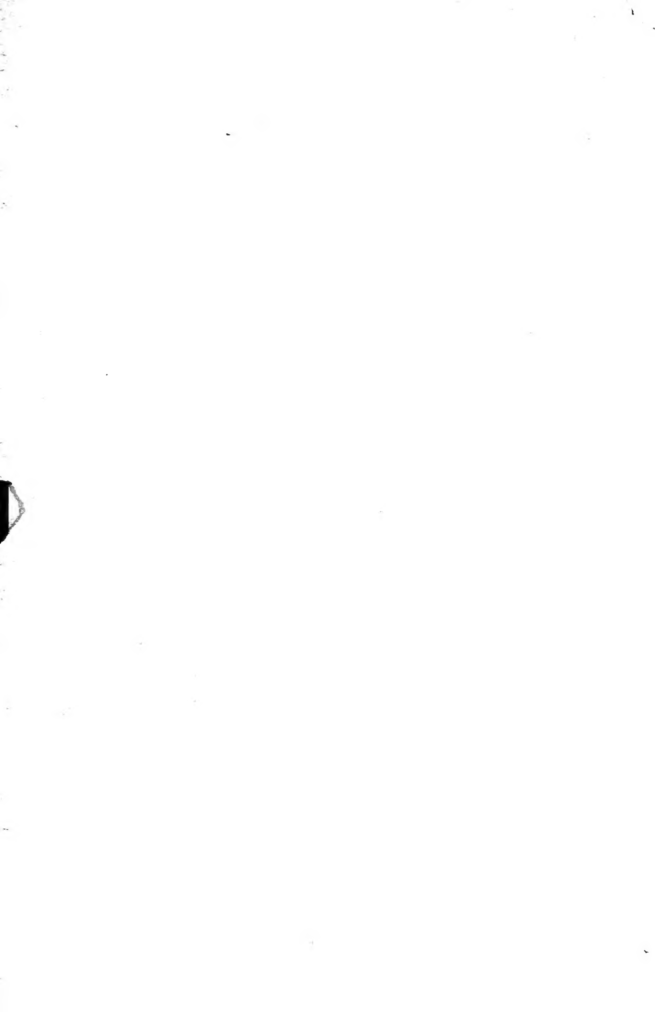
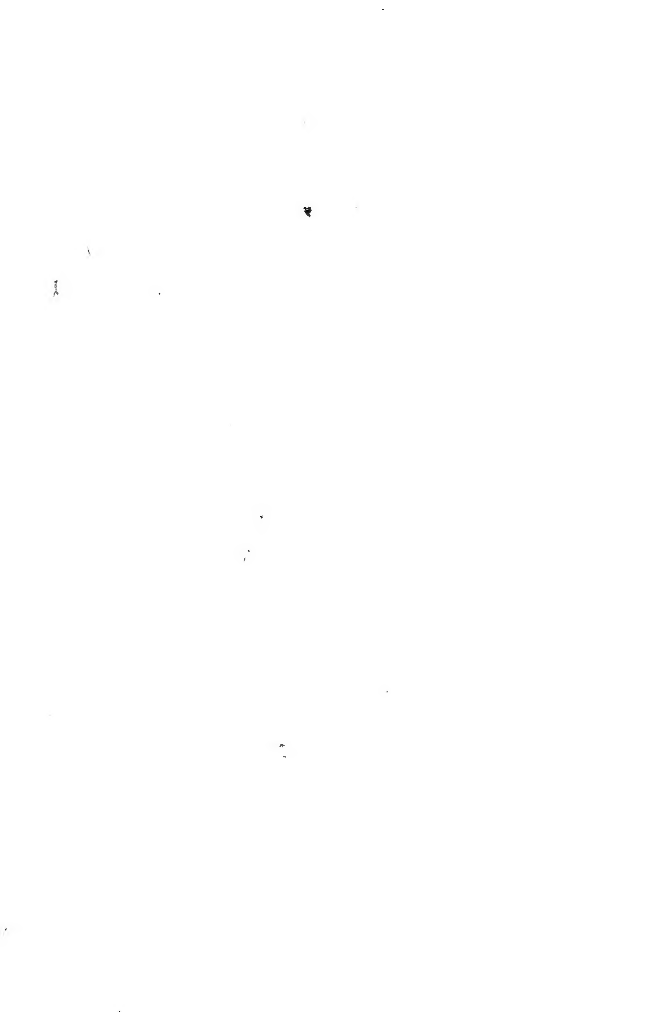

Volksleben
in
Steiermark.



Das Volksleben in Steiermark.



Das

Volksleben in Steiermark

in Charakter- und Sittenbildern

dargestellt von

P. K. Rosegger.

In zwei Büchern.

Sechste Auflage.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1888.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien



Geleitbrief.

Dieses Buch ist mitten im Volke entstanden, und zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Doch geschah es zweckbewußt und in der Absicht, etwas Einheitliches und meinem Volke Würdiges zu gestalten.

Ich wiederhole hier, was ich meinem Buche: „Die Aelpler", welchem sich dieses Werk ergänzend anschließen mag, vorausgeschickt habe: Die Volkselemente in ihren unendlichen Verschiedenheiten und Abwechslungen können niemals erschöpfend behandelt werden; jeder Versuch, sie als Ganzes darzustellen, ist stets noch fragmentarisch geblieben.

Meine Aufgabe ist, von einem kleinen, vor Kurzem noch wenig beachteten und kaum aus sich hervor=

getretenen Theil des deutschen Volkes, von den Bewohnern der Steiermark, besonders des oberen Landes und hier vor Allem von der Bauernschaft, ein anschauliches Bild zu geben. Dabei sind zu berücksichtigen die materielle Existenz, die Stellung, die Beschäftigung, die Seelen- und Gemüthszustände, die Ausdrucksweise, das geistige Leben im Liede, im Schwanke, in der Sitte und Sage und in religiöser Beziehung. Bei einer solchen Stofffülle ist es schwer, sich zu orientiren und gerade das Charakteristische herauszufassen. Typische Gestalten hervorzuheben und in sich gerundete Lebensbilder zu zeichnen, schien mir in vielen Fällen als am zweckmäßigsten. Ich habe in meinen Schilderungen häufig die Form der Erzählung angenommen und hatte es hierin leicht, Charaktere darzustellen, mit denen ich in persönlichem Verkehre gestanden, Geschichtchen und Auftritte zu erzählen, die thatsächlich vorgefallen sind und vorfallen können. In solcher Weise glaubte ich die wesentlichsten Eigenarten meines Volkes am besten zu fixiren und plastisch zum Ausdrucke zu bringen.

Bemerkt sei, daß in Bezug auf das Liebesleben und auf die bäuerliche Religiosität die Schilderungen

nicht prüde sein dürfen, soll der Wahrheit die Ehre gegeben werden. Auch ist es Recht und Pflicht des Sittenschilderers und Volksschriftstellers, das Unechte und Ungesunde als solches nach seiner Weise zu brandmarken, und selbst wenn es ein geheiligtes Kleid trüge. Ich glaube, daß das Buch wohl beweisen wird, wie hoch sein Verfasser die wahre Sittlichkeit und die Religiosität des Herzens zu schätzen weiß.

Meist habe ich mich in der Darstellung nur auf die Erscheinungen selbst beschränkt, ohne viel nach dem voreinstigen Ursprunge oder nach der heutigen Ausdehnung derselben zu fragen; das Eine sei dem Geschichtsforscher, das Andere dem Statistiker belassen. Der Sittenschilderer hat seine eigene Domäne.

Die Ursprünglichkeit des Volksthums ist im Untergehen. Die durch alle Thäler ziehenden Eisenbahnen mit dem, was sie bringen und nehmen, ersticken, wenn auch nicht sofort den Kerncharakter der Bevölkerung, so doch die ungezwungenen Aeußerungen desselben, die alten Sitten und Gebräuche, Lieder und Sagen, und schließlich selbst die alte Anschauungsweise. Manche Zustände, wie ich sie in diesem stets der alten Sitte Rechnung tragenden Buche dar-

stelle, sind schon heute verblaßt oder gefälscht. Vieles derlei Zugrundegehende ist allerdings so beschaffen, daß wir es nicht beklagen wollen; aber damit fällt leider auch Anderes, echt Poetisches, für das Gemüth Tiefbedeutsames, wofür der Geist unserer Zeit keinen Ersatz zu bieten vermag.

Sind gleichwohl nur diese eben angedeuteten Factoren und die zarten seelischen Eigenschaften des Alpenvolkes die anmuthenden, so wird dem Liebhaber des Volksthümlichen und besonders dem Culturhistoriker auch die Darstellung des Derben, Rauhen und vielleicht sogar Widrigen nicht unwillkommen sein dürfen. Hat man es einmal mit den Elementen des Volksthums zu thun, so muß man Eines und das Andere nehmen, wie es ist.

Selbstverständlich sind für die örtliche Beschränkung oder Ausdehnung des hier als „steirisch“ bezeichneten Volkslebens nicht die politischen Grenzpfähle maßgebend. Ich habe allerdings nur mein engeres Heimatland Steiermark vor Augen, und in diesem wieder besonders die nordöstlichen Gegenden, doch viele der Erscheinungen werden durch die Beschaffenheit und natürlichen Zustände des Landes be-

dingt und werden sich demnach erstrecken, so weit die natürlichen Verhältnisse dieselben sind, also vielleicht mehr oder weniger über den ganzen Alpenzug. Andererseits wieder ist die Abstammung maßgebend oder die Angrenzung an eine fremde Nationalität, die Vermischung mit derselben u. s. w.

Ich sondere meine Darstellungen in zwei Theile: „Das Haus“ und „Das Jahr“. Ersterer Theil soll hauptsächlich Herz und Seele des Landmannes in seiner täglichen Umgebung und in seinen verschiedenen Lebensabschnitten, letzterer die Sitten und Gebräuche, welche sich an bestimmte Jahreszeiten binden, zum Ausdrucke bringen.

Ich reihe dieses Buch meinen „Aelplern“ an. Mögen denn solche volksthümlichen Schilderungen sich gegenseitig ergänzen, ein möglichst volles, geklärtes Bild geben und somit ihre guten Wege und Freunde finden!

Der Verfasser.





Erstes Buch.

Das Haus.

Haussegen.

Der Rigler auf der Höh' baut sich ein Wohnhaus.

Man kann die Hammerschläge und das Schreien der Arbeiter und das Kollern der Holzstücke schon von weitem hören und der Wald jenseits der Schlucht macht alles nach. Und der baut doch kein Haus; er steht nur da und sieht zu und versucht das Kollern und die Hammerschläge und selbst das Lärmen der Leute, damit er alles kann, wenn an ihn einmal die Reihe kommt, den Menschen ein Haus zu bauen.

Wir sind durch den Wald gekommen und sehen nun den neuen Bau. Er ist ganz von Holz, aber in der Sonne sieht er golden aus und steht gar stolz da und auf den Gerüsten eilen Arbeiter hin und her und tragen und schieben Balken. Auf dem Dach=

stuhle klettern Andere und hämmern, und ganz oben am Firste steht auch Einer und hält einen grünen Baumwipfel, an welchem bunte Bänder flattern, und schwingt ihn und jauchzt auf und schießt eine Pistole ab und — nun wird plötzlich Alles still, die Leute legen ihre Werkzeuge aus der Hand und entblößen die Häupter.

Da erhebt Der auf dem Dach in der Rechten feierlich ein volles Weinglas und mit lauter Stimme spricht er den Haussegen:

„Gott beschütze dieses Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorüber geht,
Das Haus zur Einkehr offen steht,
Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund,
Und stets gesegnet viel' Tag' und Stund'.
Sanct Florian beschütz' Euch all',
Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
Die scheckigen Küh', die braune Kalb'n,
Die treibt fein lustig auf die Alm;
Dort oben giebt es grüne Wasen,
Thun Küh' und Kalben friedlich grasen!
Ich rufe an den heiligen Erhardi,
Den heiligen Patrizi und Medardi,
Und ich lade sie ein ins neue Haus,
Und Maria Mutter Gottes auch;
Und die heiligste Dreifaltigkeit
Zum Schutz und Segen in Ewigkeit!"

Und wie der Mann den Spruch zu Ende gesagt, da trinkt er das Glas aus in einem Zuge, schwingt es und schleudert es nieder auf das grüne Erdreich.

Da krachen die Pöller, da jauchzt und jubelt Alles drein und der Mann auf dem Firste steckt den bunten Wipfel auf den Giebel.

Und erst, wenn das herabgeworfene Glas ganz geblieben, ist des Jauchzens und Hutschwenkens kein Ende — denn das bedeutet viel, das bedeutet ein ganz besonderes Glück für das neue Haus — etwa eine goldene Hochzeit oder gar eine Priesterweihe!

Das neue Gebäude steht eigentlich auf einer Brandstatt.

Vor einem Jahre noch war hier das alte Haus mit dunkelbrauner Holzwand und weit vorspringendem Strohdach. Der Vater des Urgroßvaters hat es gebaut, doch es war glatt und fest und wäre auch noch gestanden für Enkel und Urenkel. Aber es mußte Geld versteckt gewesen sein unter dem Strohdache; — gerade in der Christnacht war's, nach dem „Rauchen", und die Leute saßen just beim Abendmahle und erzählten sich Geschichten von der „Mettenstund", wie das Vieh redet und in den Häusern verborgenes Sibergeld verstorbener Personen zu brennen beginne — da hörten sie oben auf dem Dachboden schnalzen, als ob Jemand Späne breche. Die Leute sahen sich starr an und die Löffel blieben ihnen in der Schüssel oder im Munde stecken — das müsse ein Gespenst sein; doch schon springt die Thür auf, der Nachbar stürzt herein: „Jesus Maria, so rührt's Euch, das Haus brennt!" Ei freilich rührten sie sich nun, aber

nur, daß sie sich selbst retteten; in einer Stunde war alles vorbei und als draußen im Dorfe unter Musik und Glockenklang der freudenreiche Mitternachtsgottesdienst begann, standen sie beim Riegler auf der Höh' weinend und klagend um den Gluthhaufen und hatten nun kein Haus und Heim zum Christfeste.

Aber die schweren Zeiten sind vorübergegangen und heute steht, wie wir sehen, ein neues Gebäude da, stolzer und größer als das alte, und der wehende Wipfel auf dem First, der bedeutet Hoffnung, frische, reiche, heitere Hoffnung!

Lustig schieben und ziehen und heben und hämmern die Arbeiter, und die Bäuerin backt in der nebenan aufgeschlagenen Bretterhütte das reichliche Mittagsmahl; da schreien die auf dem Dache plötzlich: „Hallo, Hallo! Die Buttertragerin!“ und niederklettern sie vom Gerüste, und Alle lassen ihre Aexte und Hämmer fallen und steigen zu Boden, eilen in die Hütte, raffen Töpfe, Pfannen, Kübeln, Blechwerkzeuge und was sie sonst Klingendes und Schrillendes erwischen können, zusammen und stürzen damit davon.

Einem Weibe eilen sie entgegen, welches langsam mit einem großen verdeckten Korbe auf dem Kopfe des Weges herankommt. Es ist eine Magd aus der Nachbarschaft und bringt den Bauenden Schmalz und Butter zum Geschenke und zum Haussegen.

Wenn nämlich ein Bauer einen neuen Bau aufführt, ist es Haus oder Stall oder Scheune oder

Mühle, so schickt ihm jeder Nachbar, gleichsam zum Glückwunsche, Schmalz und Butter, um die Arbeiter damit leichter verköstigen zu können. Deshalb kommen diese dem Boten so freudig entgegen und geben ihm mit närrischer Musik das Geleite bis zur Hütte oder zum Hause des Beschenkten.

Das ist denn ein seltsamer Zug. Voran geht ein Bursche mit der Fahne, welche ohne Stange genau einem Sacktuche gleichen würde; diesem folgen die Musikanten mit den erwähnten Instrumenten schellend, trommelnd und polternd, und zwar mit einer außerordentlichen Frische und Lustigkeit. Nach diesen kommen zwei eifrige Straßenkehrer, welche mittelst Küchenbesen den Weg säubern, und nun folgt die Priesterin mit dem Allerheiligsten — die Magd mit der Butter.

So bewegt sich der Zug gegen das Haus, und erst wenn die Magd des Nachbars die Last in die Hände der Bäuerin gelegt hat, verstummt der Lärm, welcher sich aber neuerdings erhebt, sobald die Butterträgerin nach einer eingenommenen Erfrischung das Haus wieder verläßt.

Der beschenkte Theil hat für solchen „Haussegen“ in einigen Tagen ein Gegengeschenk zu machen, welches meistens in einem Korb Krapfen besteht.

Auf diese Art wird der Bauherr von der Nachbarschaft mit eßbarem Rathe genügend versorgt, und je öfter den Butterträgerinnen das Geleite zu geben

ist, desto lustiger werden die Arbeiter und desto mehr Glück und Segen wird in die Fugen der Holzwand gezimmert.

Festlich geht es dabei her und geheimnißvoll, wenn sie ein Haus bauen. — Und das wissen die Stadtbauleute nicht, daß man den ersten Grundstein eines Hauses mit keinem Hammerschlag berühren darf, daß man (wie es in einigen Gegenden gebräuchlich) an den vier Ecken des Hauses geweihte Weidenzweige einzimmern muß, zum Schutze gegen die vier Elemente.

Darum wird, von der ersten Grundsteinlegung bis zum Einzug in den neuen Bau, nichts versäumt, was da seit langen Zeiten bestanden und hergebracht ist.

Und nun:

Glück herein, Unglück hinaus!
Gott beschütze dieses Haus!





Haus und Heim.

Uebersicht.

Wenn uns schon der Zustand der Dorfkirche maßgebend ist für die Höhe der Cultur, der ethischen und ästhetischen Entwickelung einer Gemeinde, so ist es uns um so viel mehr das in sich abgeschlossene Gehöfte, die einsame Waldhütte, freilich wohl häufig blos durch die Laune des Zufalls und der natürlichen Verhältnisse zusammengewürfelt, oft aber doch aus dem Herzen der Bewohner herausgewachsen und dem Geiste alter Sitten angemessen. Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele. Ich bemerke dieses, weil dadurch Manches eine Begründung erfährt, was wir uns in den Zuständen der Wohnungen des Landvolkes gegenüber unserem heutigen Culturstande nicht zu erklären vermögen.

Um alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Hauses anschaulich zu machen, darf ich keines aus

dem Kirchdorfe oder gar aus einem Marktflecken, ebensowenig aber auch aus dem Flachlande der nichtdeutschen Bevölkerung herausgreifen, sondern ich muß den Leser in ein in sich abgeschlossenes Gehöfte führen, in ein Gehöfte, dessen Zustände und Bewohner sich seit Jahrhunderten fast gleich geblieben sind. Die einzeln stehenden Feld- und Waldgehöfte bilden in Steiermark auch die Mehrzahl und somit den Durchschnitt der Zustände des steierischen Bauernhauses.

Wenn wir durch eines der schönen Thäler Obersteiermarks wandern, so sehen wir zwischen Wiesen und Aeckern über einem Hügel her ein paar alte, hohe, buschige Fichten oder Tannen aufragen. Näher kommend erblicken wir unter diesen Bäumen die schimmernden Bretter- oder Schindeldächer eines Gehöftes. Es steht gewöhnlich auf einer jener hügelartigen Erhöhungen, wie sie durch die Zeit her aus den Schluchten und Gräben der Gebirge hervorgeschwemmt werden.

Diese Hügel bilden sichere Grundfesten und die hier ausmündenden Schluchten sind die besten Wege für Holz und Streu, welche aus dem Gebirge hervorgeholt werden müssen. Freilich suchen sie die Ansiedelung der Menschen zuweilen auch mit einer Ueberschwemmung heim, aber das ist schon so im Leben, daß Vortheil und Gefahr sich stets die Hände reichen.

Gern legen sich die Gehöfte auch an südliche Berghänge, um vor den schädlichen Nordwinden geschützt zu sein und im Frühjahre den Lenz aus erster Hand von der Sonne zu erhalten, wenn im Thale und an nördlichen Hängen noch lange der Schnee liegt. An der West- oder Nordseite des Gebäudes steht stets ein „Schopf" Bäume, mit mächtigem, verknorrtem, verfilztem Geäste; er dient als Schutzwall gegen Stürme und als Blitzableiter. Solche Bäume sind entweder die letzten Reste des einstigen Hochwaldes, welche sich die Ausreuter zum Schutzmantel für Kind und Kindeskind aufbewahrt haben, oder sie sind von späteren Bewohnern des Anwesens für diesen Zweck gepflanzt worden. Unsere Voreltern scheinen die Bedeutung des Baumes besser verstanden zu haben als unsere heutigen Landwirthe; heute fällt es dem Bauer nicht ein, zugrunde gerichtete oder alterswegen absterbende Waldbäume durch junge Sprößlinge zu ersetzen, und die Bemühungen des Ackerbauministeriums, der landwirthschaftlichen Vereine und der mit der Pflege des Waldes sich beschäftigenden Personen haben bisher hierin noch sehr wenig Erfolg gehabt.

Das Gehöfte ist stets von dem mit einem Holzzaun begrenzten Anger umgeben, an welchen sich die Wiesen, Felder oder der Wald reihen. Es besteht aus dem Wohnhause, den Stallungen, Scheunen, Wagen- und Werkzeugsschupfen und dem Feld-

kasten. Oefters ist auch die Getreidemühle in der Nähe.

Diese Gebäude bilden in ihren Stellungen entweder einen „Ringhof", in welchem sie im Viereck einen freien Raum, den „Hof", einschließen, oder die Stallungen und Scheunen stellen einen einzigen Bau dar, in welchem Falle sie dann „Marstadl" genannt werden. Diese letztere Art ist die neuere; Ringhöfe werden nur selten mehr gebaut.

Man sieht es, der Ringhof hat einen mittelalterlichen, burgartigen Charakter, den die Erbauer den Burgen ihrer Lehensherren abgelauscht haben mögen. Zudem war ein solcher Hof seine eigene Schutzmauer gegen die Raubthiere, sowie gegen herumstreichendes Gesindel. Ferner entsprach diese Form am besten der inneren Eintheilung solcher Stallungen, auf die wir später zurückkommen werden.

Das Wohnhaus des Landmannes ist in Gebirgsgegenden von ziemlich bedeutendem Umfange; es ist meist aus Holz gezimmert, mit Steinen roh untermauert und mit Brettern oder — und das gewöhnlich bei Huben, Maierhöfen, die größeren Herrschaften zugehören — mit Schindeln eingedeckt. Das Bauholz ist von Fichten- oder Lärchenstämmen; es ist in den älteren Gebäuden zumeist noch frisch erhalten, während es in neueren verhältnißmäßig viel früher zu morschen beginnt. Der Grund dafür ist, daß man einst reife kräftig ausgewachsene Baumstämme nahm, während

man in unserer Zeit schon den jugendlichen Wald zu Bauholz niederschlägt, und dieses auch zu wenig austrocknen läßt, bevor man es in die Zimmerung bringt.

Die Ecken der Zimmerung, der „Schrott", in welchem die glatt und viereckig gehauenen Bäume ineinander greifen, sind, besonders bei älteren Bauten, sehr genau und zierlich gefalzt und geben so der Außenwand einen hübschen Rahmen.

Die Fenster der Stube sind zumeist ausgetäfelt.

An den alten Häusern findet man die Fenster sehr klein, sie lassen nur das nothdürftigste Licht ins Innere; es wurden dadurch die großen Glastafeln und Fenstergitter erspart und es hatten Wind und Kälte weniger Zutritt.

Mehr Aufmerksamkeit wendete man schon den Thüren zu, obwohl bei vielen noch die hölzernen Klinken belassen sind. Besonders viel hält der Bauer auf die äußere Thür. Wenn sie auch bei manchen Häusern eine roh zusammengenagelte Bretterwand ist, so hat sie doch wieder bei anderen eine ganz geschmackvolle Vertäfelung. An der äußeren Thür findet man häufig den „Haussegen des heiligen Apostels Jokobus" genagelt, oder eine Menge kleiner Holzkreuzchen. Es wird nämlich alljährlich am Kreuzerfindungstage aus Weidenzweigen, die am Palmsonntage geweiht worden, so ein Kreuzchen geschnitzt und an die Thür geheftet; das ist ein Bannzeichen gegen Unglück,

besonders gegen die Ungewitter. „Das Unglück geht an solchen Kreuzchen vorüber, wie der Würgengel an den mit Blut bestrichenen Thüren der Israeliten vorüber gegangen ist.“

Das Dach hat den Winkel von beiläufig 45 Graden; es steht über die Wände weit hinaus und bildet so ein Vordach für Geräthe oder Brennholzstöße, welche als Wintervorrath am Hause aufgeschichtet werden. Am vorderen Giebel bildet das Dach eine Art Schild für den „Gang“, der sich in Form eines Balcons an der Wand hinzieht. Dieser Gang wird von den Bodenräumen heraus betreten und dient zum Trocknen von Kräutern und der Wäsche. Die Brüstung ist meistens mit zierlich geschnitzten, aufrecht stehenden Brettchen eingelegt und giebt so dem Gebäude ein malerisches Aussehen.

An der Windkehrseite des Daches ragt der Rauchfang, meist ganz einfach aus vier Brettern zusammengenagelt, hervor. Er hat eine etwas schiefe Richtung, und oben unter seinen Dachbrettchen vier halbrunde Lücken. An den Dachgiebeln ist entweder ein Knopf aus Holz oder ein Kreuz. Der Erste der diese Formen angewendet, hat dabei wohl an die Kuppel oder das Kreuz seiner Pfarrkirche gedacht.

Scheunen sind gewöhnlich ohne solche Giebelverzierung.

Noch erwähne ich die weißen Schußscheiben bei vielen größeren Häusern, welche mit Kugeln bespickt

oder durchlöchert an der Wand haften. Es wird in Steiermark viel nach Scheiben geschossen. Zuweilen ist auch ein aus Brettern geschnitzter Hirsch an die Wand genagelt, der ebenfalls mit Kugeln durchlöchert ist, Es ist die Figur des „laufenden Hirschen", auf den man bisweilen zu schießen pflegte. Der Centrumschütz nimmt die Scheibe oder Figur mit heim und nagelt sie an die Wand seines Hauses.

Nun treten wir in das Haus.

Da kommen wir von dem harten „Antrittstein" auf weichen Grund, denn der Fußboden des Vorhauses, die „Lauben", ist oft nur aus braunem Lehm getreten, ein Stein- oder Holzboden ist nur in besseren Häusern. Die Lauben dient in den meisten Höfen auch als Zeugkammer und man sieht, wie an den Wänden die Hacken, Aexte, Spaten, Hauen, Sägen u. s. w. herumhängen. Gegen die Vorderseite des Hauses haben wir den Eingang zur Gesindestube und zur Küche, gegen die Rückseite sind die Thüren zum Keller, zur Mägdekammer und zum „Stübel".

Auch befindet sich im Vorhause die Stiege auf den Dachboden. Dieser Raum — die „Lauben" — welcher, nebstbei bemerkt, oft nur durch ein einziges Fensterlein sein spärliches Licht erhält, bisweilen auch blos durch die offene Thür beleuchtet werden muß, ist also das Centrum des Hauses, in welches alle Räume münden.

Die Gesindestube ist der größte Raum des Hauses, sie hat zwei Thüren, wovon die eine in die Lauben, die andere in die Küche führt. Sie wird von 5 bis 6 Fenstern erhellt. Ueber den Fenstern zieht sich an der Wand eine mäßig breite Holzleiste hin, welche als Gestelle für kleine Geräthe dient. Rings an den Wänden sind Bänke angebracht, unter welchen die Knechte ihre Schubladen für Schuhnägel, Hammer, Zange u. s. w. haben. Die Wände, wie auch die Bänke, Stühle u. s. w. sind meist weiß gescheuert, oft auch mit einer braunrothen Farbe überstrichen, um den Holzwurm und die Vermorschung zu verhüten. Der Fußboden oder das „Flötz" ist von dicken Brettern, sowie auch die Bodendecke, die durch den Ruß der Leuchtspäne und das Scheuern mit dem Besen meist eine glänzend schwarze Farbe hat. Auf der Thüre stehen mit Kreide bezeichnet die Buchstaben der „heiligen drei Könige", welche jedes Jahr am Dreikönigstage erneuert werden. Und daneben, an dem Thürpfosten, hängt ein thönernes, grünglasirtes Weihwassertöpfchen. Ueber einer der Thüren ist ein Schubfensterchen angebracht, um an Backtagen Dunst und überflüssige Hitze hinauszulassen. Unweit der Thür befindet sich auch der Rollnagel für das „Abwischtuch", welches des Morgens bei der Toilette stets von dem ganzen Gesinde benützt wird.

In der Ecke zwischen den beiden Thüren steht der große, gemauerte und mit grünen Kacheln ein-

gelegte Ofen. Er dient, außer zum Backen des Brotes und im Winter zur Erwärmung der Stube, auch zum Dörren von Getreide, das in die Mühle kommt. Ohne diese Zubereitung ist das Korn gewöhnlich zu feucht, als daß die oft etwas gar einfache Mühle aus demselben ein feines Mehl zu Stande brächte.

Dieser Ofen dient auch bisweilen zum Aussengen des Bettzeuges, um die etwa in demselben lebenden kleinen Wesen zugrunde zu richten.

Um den Ofen zieht sich die Ofenbank und das Ofengeländer. Das ist die eigentliche Heimstätte der Großmutter und ihrer Märchen und der traulichste Platz im ganzen Hause. Auf der Ofenmauer steht der Salzstock oder liegen die Leuchtspäne, auf daß sie gehörig trocknen mögen.

Neben dem Ofen unmittelbar an der Vorhausthüre steht ein Bett. Es ist stets hoch geschichtet, die Bäuerin setzt ihren Stolz darein, recht hoch zu schichten. An der hölzernen Kopflehne ist der „süße Namen“ und die Jahreszahl der Zimmerung des Bettes gemalt.

Wenn das Stübel an der Rückseite des Hauses zur Mägdekammer verwendet wird, so hat der Bauer seinen Haupt- und Familiensitz ganz in der großen Stube, und das Lager in derselben ist also das Ehebett. Unter diesem Bette ist ein zweites, in Form einer Schublade bereitetes Bettchen für die Kinder.

Neben dem Bette prangt der braun angestrichene Uhrkasten mit der Schwarzwälderuhr.

Nun steht etwa noch ein Kasten in der Stube, an welchem viele Rosen und rothe Vögel mit grünen Flügeln gemalt sind.

Dann aber kämen wir zu dem Heiligthume des Hauses, zum Tisch und Hausaltar. Mancher Bauer ist stolz auf seinen großen, schönen, glatten, stets rein gescheuerten Tisch, der oft ein wahres Tischlerkunststück ist. Der Tisch ist stets aus hartem Holz gearbeitet, und fest und behäbig steht er da auf seinen halbrund gebogenen Füßen; er hat ein massives Aussehen, und wenn er irgend einmal nothwendig einen zollbreit beiseite gerückt werden soll, so bringt's Einer kaum zuweg', es müssen Zwei zusammenhelfen.

Neben dem Tisch steht die „Siedel“, eine altmodische schmale Truhe mit einer Sitzlehne über der Decke. Und an der Tischecke ist der Hausaltar. Derselbe besteht aus Heiligenbildern, bunt, unbehilflich und oft unendlich naiv auf Glas gemalt, mit schwarz angestrichenen Rahmen. Auf dem Eckbrettchen steht stets ein ziemlich rußiges Crucifix aus Holz und Pappe, an demselben steckt ein geweihter Weidenzweig vom Palmsonntag her. Von der Sommerszeit, da das Korn eingeheimst worden, bis zu Weihnachten und noch länger hinaus, befinden sich auf dem Hausaltare auch drei volle Kornähren, gleichsam der Gottheit

zum Dankopfer geweiht. Hat der Bauer Obstbäume, so verehrt er seinen Hausgöttern gern auch ein Paar Aepfel.

Dann findet man hinter einem der Bilder den nur in Steiermark bekannten „Neuen Bauernkalender" mit seinen originellen Bildern und Hieroglyphen. (Diese Gegenstände werden weiter unten eine eingehendere Behandlung erfahren.)

So treten wir nun hinaus in die Küche. Es ist gerathen, die Thüre möglichst rasch zu schließen, denn sonst schlägt, wenn auf dem Herde das Feuer brennt, der Rauch in die Stube. Der Feuerherd sieht mitunter aus, wie er vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: ein etwas geebneter, mit einem Holzreifen umspannter Steinhaufen, auf welchen ein Stößchen Holz gelegt und angezündet wird. Um dieses Feuer werden nun die Häfen oder Töpfe gestellt, auf daß die Speisen kochen. Neben der Feuerstätte ist das Ofenloch, welches, wenn kein Feuer im Ofen, mit einem blechernen oder hölzernen Deckel geschlossen wird. Ueber dem Herde hängt der Rauchmantel, der „Feuerhut", ein aus Stroh geflochtener und dicht mit Lehm überzogener Verschlag, der den Rauch in sich sammelt und ihn durch ein Fensterlein über der Thür dem in der Lauben aufsteigenden Rauchfange zuleitet. In der Nähe des Feuerhutes ist eine „Asen" zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht. Unter dem Feuerherde, in einer Nische,

befindet sich der Hühnerstall, dessen Bewohner übrigens in der ganzen Küche, soweit es der Rauch erlaubt, freien Spielraum haben. Unweit des Herdes ist der „Saukesselofen" zum Abkochen des Schweinefutters.

In der Ecke gegenüber dem Herde steht der Backtrog oder ein Bett, das aber zur Tageszeit mit einer Holzdecke überlegt wird. Diese Holzdecke thut als Nudelbrett gute Dienste.

Die Wände der Küche sind stets rußig, schwarz und die kleinen Fensterscheiben meist rauchig angelaufen.

An der Wand hinter der Thüre befindet sich der Wassertrog; in neuerer Zeit sind die Bauern erfinderisch geworden, und leiten das Wasser von dem Brunnen im Hofe mittelst einer Rinne, zuweilen gar einer Röhre, durch die Wand in die Küche. Bei dem Troge steht irgend ein Wasserschaff und darüber hängen in malerischer Unordnung die Küchengeräthe.

Dann wäre noch der Speiskasten zu erwähnen, der in einem oder dem anderen Winkel steht und die Vorräthe für die nächsten Tage: Mehl, Schmalz, Speck, Fleisch u. s. w., birgt. (Die eigentliche Vorrathskammer ist der Feldkasten. Davon weiter unten.)

In den entlegeneren Gegenden, aber auch in den Hügeln der mittleren Steiermark, findet man noch viele alte Häuser, in welchen Küche und Gesindestube ein einziger Raum sind; das sind die soge=

nannten „Rauchstuben“. Von Reinlichkeit oder irgend einer Bequemlichkeit kann in solchen Häusern wohl keine Rede sein; da noch dazu auch der Rauchfang gewöhnlich schlecht angebracht ist, so werden die Leute entweder von dem stetigen Rauch des Herdfeuers halb „geselcht“, oder wenn sie Thür und Fenster in allen Angeln öffnen, so haben sie den Luftzug und im Winter die Kälte in der Stube. In den Bauernhäusern wird oft auch fast den ganzen Tag geheizt, da wird außer der gewöhnlichen Kochzeit entweder Brot gebacken oder Schweinfutter oder Kälbertränke gesotten, oder es muß der Ofen erhitzt werden, um das für die Mühle bestimmte Korn zu dörren. So waltet nun ein fortwährender Rauch in der Klause, bis in die späte Abendstunde hinein, und man wundert sich nur, daß manche Küchenmagd noch so frisch und blühend aussieht.

Solche Rauchstuben waren eben viel billiger herzustellen, als die abgesonderten Räume; da ersparte man nicht allein die Zwischenwand, sondern auch den Kachelofen und viel Holz, welches sonst zur Erwärmung der Stube nothwendig gewesen wäre. Wenn man aber bedenkt, daß an solche Rauchstuben häufig für die „Bauernleut“, wie der Hausbesitzer und sein Weib genannt werden, noch ein Nebenstübel angebaut ist, welches eigentlich nichts ist, als eine verkleinerte Stube, wie sie oben beschrieben worden, und daher fast ebensoviel Herstellungsarbeit und

Brennmaterial kostet, so sieht man, daß Ersparungsrücksichten für diese Eintheilung kein Grund sind. Sonst bietet die „Rauchstube“ auch keine Vortheile, wohl aber viele Nachtheile. Zudem muß sie zumeist als Schlafkammer, Krankenstube u. s. w. benützt werden, wozu sie doch ganz ungeeignet ist. Die meisten solcher Häuser werden aber sehr alt, weil die Wände durch den Rauch und den trocknenden Luftzug vor Fäulniß bewahrt sind. Heute werden Bauernhäuser mit Rauchstuben nicht mehr gebaut.

In dem Keller des obersteierischen Bauers findet sich oft nicht ein einziges Faß, außer es herrscht Luxus, dann ist ein Fäßchen Essig in Vorrath, um damit etwa die Bohnen und den Salat zu bereiten, was sonst mit Milch zu geschehen pflegt.

In dem Keller ist der Vorrath von Erdäpfeln, Gartenrüben, Sauerkraut, Milch, Butter, Schmalz u. s. w. Diese Dinge müssen zur Winterszeit oft mit Stroh überdeckt werden, weil der Keller nicht immer unterirdisch, daher der Kälte ausgesetzt ist. Der Keller hat wohl gemauerte Wände, aber selten eine gewölbte Decke.

In der Mägdekammer haben wir eigentlich nichts zu suchen; man findet in derselben außer einigen ziemlich rauhen Betten nicht viel, man müßte sich denn für die „Zellerpreferln“ und andere Heiligenbilder interessiren, die über den Betten zum Schutze gegen die „Trud“ und unterschiedliche Anfechtungen

aufgehängt sind. Daß an der Kammerthür das grünglasirte Weihwassertöpfchen nicht fehlt, versteht sich von selbst.

Schlafen aber die Mägde in der Küche oder im Stall oder in der Futterkammer, und ist hier in dem Hintertheile des Hauses das „Bauernleutstübel", so sieht es schon anders aus. In dem Bauernleutstübel herrscht zumeist eine gewisse Eleganz, da ist alles glatt und weiß, da sind die Wände, die Kästen ungemein reinlich, da findet man sogar einen Schubladkasten mit glänzenden Messinghenkeln, und auf demselben häufig auch eine „Stockuhr". In diesem Stübel schlafen dann die Bauernleut oder die Handwerker oder etwaige Gäste.

Auf dem Dachboden ist eine halbdunkle Oede, da sieht man sonst nichts als die röthlichbraune Verschalung und eine Menge von Truhen und Kästen und einige Betten. Hier haben die Dienstknechte ihre Schlafstätte. Auch giebt es auf dem rückwärtigen Dachboden finstere Winkel, die zu Rumpelkammern benützt werden. Vom Dachboden geht eine Thüre hinaus auf den „Gang".

Die Wirthschaftsgebäude. Die Stallungen und Scheunen schließen entweder in einer ringförmigen Stellung einen Raum, den Hof ein, der „Ringhof" heißt, oder sie sind in einem einzigen Bau aufgeführt und tragen den Namen „Marstadl".

In der ersteren Art, dem Ringhof, ist die Stallung in zahlreiche kleinere Räume, gleichsam in Zellen, abgetheilt, in welchen je zwei und zwei Rinder stehen. Mitten in einer solchen, etwa 5 bis 6 Geviertklafter großen Zelle steht die Futterkrippe, die in mehrere Fächer für verschiedene Futtergattungen abgetheilt ist. Die Rinder stehen nicht an Ketten, sie können frei um die Krippe herumgehen und vermögen sich also vor einander zu schützen. Ein solcher Raum für zwei Ochsen oder Kühe heißt „Krippenstall". Diese Stallungen sind nicht durch Thüren miteinander verbunden, ihr Ausgang führt in den Hof. Für Kälber sind eigene Behälter angelegt. Die übrigen Räume, wie Schaf-, Schweinställe, Scheunen und Futterkammern haben nichts Eigenartiges. In der Tenne steht der „Schmeißstock" zum Auskörnen der Garben, und hängen an den Wänden noch die Dreschflegel, welche indeß immer mehr von den Dreschmaschinen verdrängt werden. Aber allgemeiner als diese sind bereits die Futter- und Krautschneidemaschinen; ferner findet man eine Windmühle nach neuerer Einrichtung fast in jeder Tenne.

Im Hof sind meist Streustöße und je nach der Jahreszeit Düngerhaufen aufgeschichtet; außerdem dient dieser Raum als Tummelplatz für die Heerde, für das Einjochen und Anspannen der Zugochsen u. s. w. Gewöhnlich rieselt vor dem Hause ein Brunnen.

In der neueren Art, dem „Marstadl“, ist der Stallraum ein einziger, großer; da ist an den Wänden hin der lange Futterbarren, an welchem die Rinder der Reihe nach an Ketten stehen. Dieser Raum hat im Verhältnisse weniger Oeffnungen für den Zutritt frischer Luft, als die Krippenställe, wovon jeder Einzelraum seine Thür in das Freie hat. Indeß ist zur Nachtszeit ein Marstadl leichter rein zu halten und besser zu überwachen als die Krippenställe.

Für die Ueberwachung sind in einem Winkel auf erhöhten Gerüsten Betten aufgerichtet, in welchen ein Knecht oder eine Magd ist. Zur kalten Winterszeit wählt das Gesinde überhaupt gern den warmen Stall zur Nachtruhe, und mancher Junge macht gar keine Umstände und legt sich vor der Nase irgend einer Kuh in den Futterbarren hinein.

Die Futterräume befinden sich in beiden Bauarten auf den Dachgeschossen; die Getreidescheune ist auf dem Dachboden der Tenne.

Die Stallung in den Mittelhöfen ist für circa 20 Rinder eingerichtet. Da man im steierischen Berglande Ochsen und Kühe als Zugthiere benützt, so findet man Pferde nur dort, wo es ein beständiges Holz- und Kohlen- oder ein anderes Fuhrwerk giebt; in solchem Falle sind diesen Thieren besondere Stallräume zugeeignet.

Der Marstadl ist meist gemauert, nur unter dem Dachvorsprunge hat er einen Kranz von Holz um die Trockenheit des Futters zu befördern.

Die Bedachung der Wirthschaftsgebäude ist sehr häufig aus Stroh; nur der Rand, der First oben und der Vorsprung unten besteht aus Brettern.

In der mittleren und unteren Steiermark, wo mehr Feldwirthschaft getrieben wird, sind auch die Dächer der Wohnhäuser aus Stroh, und zwar ohne Holzrand an First und Vorsprung.

Man führt in den Ebenen und Hügelländern, in neuerer Zeit sogar im Gebirge, nicht mehr gerne Holzbauten auf, und in Mittel- und Untersteiermark ist die Mehrzahl der Bauernhöfe aus Stein und Ziegeln; bis man in den unteren Gegenden aber ein Bretter- oder gar Schindeldach findet, kann man weit gehen.

Im Allgemeinen wären Holzgebäude mit Strohdächern, ihrer Temperaturregelung und langer Dauerhaftigkeit wegen vorzuziehen.

In den Schupfen finden wir die gewöhnlichen Wald- und Feldwerkzeuge, von dem Steigeisen bis zu dem Pflug- und Räderwerk, vom Mistkarren bis hinauf zu dem Steirerwägelchen.

Ein wenig abseits von diesem Gebäude, gewöhnlich unter dem Tannenbusch, steht ein Häuschen ohne Fenster und mit einer stets verschlossenen Thür — der Feldkasten. Er steht abseits, um einer allfälligen Feuersgefahr auszuweichen; er steht unter den Tannen, damit er vor Stürmen geschützt sei. Denn der Feldkasten ist ein gar wichtiger Bau, er ist die Vorraths- und die Schatzkammer des Bauers.

Er ist stets aus Holz, sehr glatt und fest gebaut und mit doppelten Schindeln oder Brettern eingedeckt.

Was der Bauer an Getreide, Schmalz, Fleisch, Flachs, Häuten u. s. w. besitzt, das thut er in diesem sorgfältig aufgeführten Bau zusammen.

Die hohen, kräftigen hundertjährigen Tannen breiten schützend und segnend ihre Arme aus über dieses Schatzkästlein des Landmannes und wahren es treu vor Blitz und wilden Stürmen.

Außer all diesen angeführten Gebäuden hat mancher Bauer des steierischen Oberlandes noch eine Mühle, eine Brettersäge, eine Zeugschmiede, eine Zimmerhütte, auf entlegenen Weiden einen Sommerstall, in welchem die weidende Heerde Schutz vor Nächten und Stürmen findet, eine Senn- oder Schwaighütte auf der Alm u. s. w. Charakteristisch ist nur noch der „Krautaller", ein mehrere Klafter tiefer, mit dicken Läden ausgetäfelter Schacht, in welcher der Bauer das Grubenkraut aufbewahrt. Es wird nämlich der Kohl in manchen Gegenden nicht zu Sauerkraut bereitet, sondern es werden die Kohlköpfe im Herbste durch heißes Wasser eingeweicht, dann in den Schacht, den Krautaller, gelegt, und mit Steinen beschwert. Auf diese Weise läßt sich das Kraut jahrelang aufbewahren.

Das hier geschilderte Bauerngehöfte ist ein Einzelhof, wie deren in allen Theilen des Landes in

Thälern, „Gräben“, auf Berglehnen und Höhen vorkommen. Einzelhöfe sind in unserer Sache die maßgebenden.

Die in Gruppen — Dörfern — beisammenstehenden Häuser sind in ihrem Wesen jenen wohl ähnlich, weichen aber in ihrer äußeren Bauart und Stellung mehr oder weniger von den hier geschilderten Arten ab, indem sie sich schon etwas den neueren Bauarten zuneigen.

Es darf die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die Gehöfte der hier beschriebenen Bauart in Steiermark an Zahl nicht die Hälfte der Bauernhöfe des Landes ausmachen. Es kommen Häuser vor, an welchen die Küche gemauert und gewölbt ist, während alles Andere von Holz dasteht; Häuser, die einen Stock hoch sind, bei welchen der Unterbau auch häufig gemauert ist; Häuser, an welchen der „Gang“ statt an der Vorderseite, an einer Nebenwand angebracht ist; an welchen der Keller sich gewölbt, unter Küche und Gesindestube befindet; Häuser, deren Wände an der Wetterseite mit Brettern oder Schindeln verschlagen sind; Wirthschaftsgebäude, die halb von Holz, halb aus Mauer und in verschiedenste Lagen zum Wohnhause gestellt sind. Es kommen Häuser vor, die an der hinteren Seite einen Anbau, das „Ausnahmstübel“, haben; Häuser, bei welchen dieses für die alten Ausdingleute bestimmte Ausnahmstübel ein abgesondertes und für sich ab-

geschlossenes Häuschen mit Stall und Scheune bildet, u. s. w. in unzähligen Variationen. Aber keine dieser Arten hat eine so ausgesprochene und charakteristische Form, und keine, sie möge auch in irgend einem Thale die herrschende sein, ist im Lande so allgemein vertreten, als mein beschriebenes Gehöfte, und sollte es neben der Unzahl fremder und gemischter Arten auch nur den vierten Theil betragen.

So ist also der steierische Bauernhof von außen und innen. Es ist nur zu wundern, daß solche hölzerne Gebäude trotz der Leute Unvorsichtigkeit mit dem Feuer oft hundert und mehrere hundert Jahre alt werden, ehe sie das Schicksal Feuer oder der Moder verzehrt. Aber so sehr dieses Schicksal nach den unzähligen Erfahrungen auch vorauszusehen ist, so findet man doch das Assecuranzzeichen selten über den Thüren. Die Leute mancher Gegenden haben heute noch einen unerklärlichen Widerwillen gegen das „Versichern“; sie wollen sich in der Noth einander schon selbst helfen, sagen sie, wie sich wirklich auch in manchen Gegenden bereits wechselseitige Bauernassecuranzen mit der Devise „Selbsthife“ befinden. Im Uebrigen ist die Hauptsache, daß, wenn Haus und Hof in Feuer aufgeht, die Buckelkörbe und Mehlsäcke gerettet werden; damit ziehen die Verunglückten dann in der Gegend umher und sammeln ihre Brandsteuer. Wenn sie endlich reich betheilt zurückkommen,

bauen sie ihr Haus wieder auf, und bauen es — aus Stein.

So verschwinden die alten hölzernen Bauten und ihre Formen mehr und mehr, und mit ihnen allmählich auch das Zierliche, Trauliche und Behagliche, die alte patriarchalische Lebensweise und die Sitte der Väter.





Wesen und Walten

des steirischen Landmannes im Allgemeinen.

Schmuck sieht er aus, der Steirer in seiner kleidsamen Tracht, die so bestellt ist, daß die körperlichen Vorzüge des strammen, musculösen Alpensohnes recht und entschieden zum Ausdrucke kommen. Wo in aller Welt er sich damit sehen lassen mag — und er kann sich überall sehen lassen — als Steirer wird er erkannt und mit Ehren begrüßt.

Die Tracht des Steirers ist von der seiner Nachbarn ziemlich verschieden. Im Westen des Landes, im Ennsthal und im oberen Murthal, sowie in der verschollenen Gegend der Sölker-Alpen hält man noch an die alte Form.

Der Mann trägt kurze Lederhosen, Bundschuhe und grün oder blauwollene Strümpfe, über welchen entweder das nackte Knie oder die innere, weiße Linnenhose hervorguckt. Ferner hat er seinen rothen

oder dunkelbraunen Brustfleck, über welchen der grüne Hosenträger und das hellrothe Halstuch gespannt ist. Eine grün ausgeschlagene Lodenjacke und ein grüner Alpenhut mit Gemsbart oder Hahnfeder giebt der stämmigen Gestalt des Aelplers den rechten Charakter.

Rechts an den Lenden hat er sein Messerbesteck und im Munde sein kurzes Pfeifchen — damit ist er's nun ganz, ein Steirer, wie er sein soll.

Für das Unwetter hat er noch ein Stück Loden mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hineinzustecken, den Wettermantel.

Die Weiber tragen ziemlich kurze, gewöhnlich braune oder blaue Kittel, unter welchen niedere Bundschuhe und ein gutes Stück der weißwollenen Strümpfe hervorlugen. Ueber dem Kittel haben sie eine blaue oder bunt geblümte Schürze, welche bei den Mädchen nur einen schmalen Streifen bildet, bei den älteren Weibern aber so breit ist, daß sie rückwärts zusammenlangt. Ueber die Brust wölbt sich ein ziemlich weit ausgeschnittenes Leibel, über welches an den Feiertagen ein rothseidenes Halstuch und ein kurzer, schwarzer Spenser mit hoch auswattirten Aermeln kommt. Ein braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden wird, vollendet den schmucken Anzug der Obersteierin.

Alte Mütterlein tragen an den Feiertagen auch noch die hochgestülpten, sammt- und goldgebrämten Drahthauben, wie sie vor Jahren Mode gewesen.

So haben auch manche Greise noch ihre alten langen Joppen aus grünem Loden und die schwarzen hohen Spitzhüte dazu, welche Tracht noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt.

Ich kenne einen Mann, der hat im ersten Jahre dieses Säculums geheiratet. Sein Weib und seine Kinder sind längst schon todt, er findet nicht einmal mehr ihre Gräber auf dem Kirchhofe — aber seine Brautkleider sind ihm noch geblieben. Die zieht er dreimal im Jahre an, zu Ostern, zu Pfingsten und am Jahrestag seiner Hochzeit vor achtzig Jahren.

So gern der Oberländer auf dem Kirchweg und bei Festen schmuck und „sauber banond" ist, so sparsam ist er in seiner Kleidung zu Hause.

Da tragen Viele im Winter sogar noch Holzschuhe, weil sie viel billiger zu stehen kommen und trotzdem sehr warm halten. Zur Verfertigung von Kleidungsstücken werden die Handwerker ins Haus genommen.

Die Nahrung des Oberländers besteht hauptsächlich aus Milchsuppe mit Brot, Gruben- oder Sauerkraut, welches mit Schmalz, Speck oder Oel zubereitet, sonst ohne alle Zuspeise gegessen wird; ferner aus Knödeln in Brühe mit etwas geräuchertem Rindfleisch, dann aus Sterz und Schmalzmus. Feinere Mehlspeisen, als Krapfen, Schmalznudeln u. dgl., werden nur zu besonderen Gelegenheiten und zu hohen Festtagen bereitet.

Beliebt sind fette Speisen, so daß alles beim Hause erzeugte Schmalz und Fett nicht selten wieder daheim verzehrt wird. Ein Bauer, der Schmalz verkauft, bekommt sehr schwer Dienstboten, weil diese daraus auf die Magerkeit der Kost schließen.

Fleisch wird außer an den Festtagen sehr wenig verzehrt; der Mittelbauer schlachtet nebst ein paar Schweinen jährlich ein Stück Rind, was den ganzen Fleischbedarf decken muß.

Es wird in drei Mahlzeiten, vor und nach welchen man stets laut betet, sehr reichlich und langsam gegessen. Meist wird auch noch eine Nachmittags-jause und bei schwereren Arbeiten ein Vormittags-brot gegeben.

Da die Obstzucht theils der klimatischen Verhältnisse (es wird hier wohlgemerkt nur von den Gebirgsgegenden des Oberlandes gesprochen), theils der Nachlässigkeit des Landmannes wegen nicht gedeiht, so dient zum Getränke frisches Wasser; nur an den Festtagen, welche beim Landvolke eine große Rolle spielen, läßt der Bauer zuweilen Obstmost oder gar Wein vom Wirthshause holen.

Das Familienleben des Oberländers ist ein durchwegs patriarchalisches und inniger, als es von außen gesehen erscheint.

Die Ehen werden öfter aus Interesse als aus Neigung geschlossen; trotzdem kommen unfriedliche Ehen nicht allzu oft vor. Der Steirer im Allgemeinen

ist zu kaltblütig, als daß die Liebe in ihm wilde Formen annehme.

Eine Eigenheit des bäuerlichen Ehepaares ist, daß es überlaut fortweg mit sich schmollt und sich öffentlich wohl gar kleine Fehler und Gebrechen vorwirft; aber das hat es gern — es ist eben nichts Anderes, als eine andere Art von Zärtlichkeit.

Die Eheleute schlafen gewöhnlich mit den jüngsten Kindern zusammen, während die älteren Kinder häufig zu den Dienstleuten gesellt werden.

Von einer geregelten Erziehung der Kinder ist keine Rede; daß diesen das Vaterunser und ein paar andere Gebete gelehrt werden, ist ziemlich alles. Bei entsprechendem Verhalten des Kindes wird dasselbe gelobt oder mit einer Semmel oder mit Lebkuchen, wie man sie auf dem Markte kauft, beschenkt; begeht es einen Fehler, so wird es mit einer Birkenruthe, oder gar mit dem Stocke geschlagen.

Statt die Kinder mit Eifer in die Schule zu schicken, zieht es der Bauer vor, sie schon frühzeitig zu schweren Arbeiten anzuhalten.

Was der Bauer seinem Kinde einzuprägen sucht, das ist die äußere Form der Religion, weshalb er auch strenge auf den Kirchenbesuch hält; ferner ist der Landmann stets bemüht, die Sitten und Gebräuche der Vorfahren auf seine Nachkommen zu übertragen.

Arme Leute pflegen ihre Kinder ganz ohne Aufsicht zu lassen, und man kann solchen Wesen auf den

Wegen und Straßen begegnen — hungernd, frierend, stumpfsinnig, sittlich verwahrlost, eine düstere Zukunft vor sich — die Aermsten des Landes.

Glücklicher sind die Kinder der Dienstboten; wenn auch unehelich, werden sie, gleichwohl sonst rauher behandelt, wie die Kinder des Bauers gepflegt; sie wachsen mit diesen auf, werden zu Viehhütern und später ebenfalls als Dienstboten verwendet.

Die Dienstleute werden überhaupt zur Familie gerechnet und erfahren in Wohnung und Kost mit dieser die gleiche Behandlung.

Zwischen Eltern und Kindern kann man selten Aeußerungen von Zärtlichkeit bemerken, und doch hegen sie zu einander stets eine stille, gar tiefe Zuneigung. Ein auch nur halbwegs vermögender Vater bietet alles auf, um seinen Sohn von der Militärpflicht frei zu machen und ihm einen eigenen Herd zu gründen. —

Studiren läßt der Bauer seinen Sohn äußerst selten, und nur wenn er Hoffnung hat, daß ein Priester daraus werden könne. Advocaten und Beamte sind ihm in der Regel zutiefst verhaßt, Professoren stehen ihm zu weit ab, Aerzte sind nur in der Noth beliebt. — Der Bub soll Bauer bleiben oder ein Handwerk lernen, wenn er schon nicht das Glück hat Geistlicher zu werden.

Bauernsöhne, die studiren, gewinnen selten eine ästhetische Bildung, aber sie zeichnen sich durch Fleiß

und Gründlichkeit und durch geradsinnigen Charakter aus; sie lernen etwas. — Manche aber treibt, ehe sie auf der Lehranstalt ihr Ziel erreicht, das Heimweh wieder zurück in die Waldberge.

Das Heimweh ist ein mächtiges Element, gegen welches der Aelpler oft vergebens ankämpft. Soldaten unterliegen ihm nicht selten, indem sie desertiren, oder aus Gram und Herzleid sterben.

Das Heimweh ist ein entsetzlicher, schier dämonenhafter Seelenzustand, fast so schwer zu erklären als zu ertragen. Es ist nicht allein Sehnsucht nach Eltern, Bekannten und Verwandten oder nach den alten Gewohnheiten, es ist mehr, es ist ein unendliches Hinziehen nach den heimatlichen Bergen, nach ihrer Luft, nach ihren Beschwerden; es ist ein Aufgehen in der Erinnerung an die Zeiten in der Heimat; es ist eine tiefe Traurigkeit, die durch jeden Gegenstand, der an die heimatlichen Verhältnisse gemahnt, nur noch vergrößert wird, die durch keine Lust und durch keinen Genuß, von der Fremde geboten, betäubt werden kann.

Der Heimwehkranke hat kein Auge, kein Ohr, kein Herz für die Welt, und wäre ihm diese zehnmal günstiger als seine verlorene Heimat. Er welkt ab, sein Seelenzustand hat nicht selten eine schwere Krankheit zur Folge, der er dann unterliegt.

Rückkehr in die Heimat ist das sicherste Mittel gegen dieses furchtbare Herzleiden. Nur wenige Tage

in derselben zugebracht, genügen oft, das Heimweh für immer zu heilen; und mancher Soldat, mit unendlicher Sehnsucht heimwärts gekehrt, geht nach abgelaufenem Urlaub heiteren Sinns zu seinem Regimente zurück. —

Unter den Erwerbszweigen ist im Gebirge Viehzucht, Holzwirthschaft und Bergfeldbau im Sinne der alten patriarchalischen Völker. Im Hügellande ist Ackerbau, Obst- und Weincultur vorherrschend.

Die Beschäftigung ist durchwegs eine anstrengende. Hier sei die des Oberländers kurz angedeutet.

Morgens wird in der Regel sehr früh, bisweilen schon um 3 Uhr, aufgestanden und sogleich an die Arbeit gegangen. Um 6 Uhr wird gewöhnlich das Frühstück, um 11 Uhr das Mittags- und um 7 Uhr Abends das Nachtmahl genommen. Nach diesem wird, außer in der Zeit des Spinnens, der Rüben- und Spanvesper, zeitlich ins Bett gegangen.

Die Thätigkeit zerfällt für den Jahreslauf etwa in folgende Hauptarbeiten:

Im Jänner ist das Dreschen mit Dreschflegeln — wo die Maschinen fehlen — das Holzhacken im Walde für Kohlen, und das Spinnen.

Im Februar: Das Düngerführen auf die Felder, wo dieser in Haufen abgelagert wird.

Im März: Waldarbeiten und Ausbessern verschiedener Geräthe.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Abtragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schafschur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüsegärten, Flachsbau, Weg- und Wiesenarbeiten.

Im Juni: Ausbessern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginnen der Almwirthschaft.

Im Juli: Heuernte, Bearbeitung der Brachfelder, Weizenschnitt.

Im August: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte, Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenfelder. Ende der Milchwirthschaft auf den Almen.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im October: Streu und Brennholzarbeiten für den Winter, Rübenernte, Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte. Ausbessern der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, Schafschur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheunen, Zubereitung des Flachses, Brecheln.

Im December: Arbeiten auf der Tenne und verschiedene Verrichtungen im Hause.

An den Samstagen und Festabenden wird in manchen Gegenden sehr früh Feierabend gemacht, und die darauffolgenden Nächte bringen die Bursche, freilich meistens gegen den Willen des Bauers, außer dem Hause, entweder in Gesellschaft der Nachbarsknechte oder an den Fenstern der Mägde zu.

Der Körperbau des obersteierischen Landmannes ist, wie bei anderen Gebirgsbewohnern, in der Regel kräftig ausgebildet, abgehärtet und ebenmäßig. Besonders ist der Menschenschlag in den nordwestlichen Gegenden des Landes ein sehr schöner.

Das Gemüth des Steirers ist heiter; wenn es auch einerseits nicht gar zu selten, besonders in den Weingegenden, in Uebermuth, Jähzorn und Trotz ausartet, so finden wir doch andererseits tiefe Empfindung und warmes Gefühl. Man trifft überall strenge Religiosität, welche aber beinahe immer mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart ist. Aus solcher Mischung, sowie aus mißverstandenen Ueberlieferungen der Vorfahren mögen auch die meisten, oft so charakteristischen Volksgebräuche entstanden sein.

Eine Haupteigenschaft des Steirers ist seine innige und sinnige Gemüthlichkeit und sein urwüchsiger Humor, womit er sein oft kümmerliches Dasein verklärt und sich unzertrennlich an seine gewohnten Verhältnisse fesselt.

Wie bei allen Gebirgsbewohnern, findet man auch im Obersteirer, wie schon bemerkt, eine tiefinnige Liebe zu seiner Heimat und zu Allem, was dieselbe charakterisirt und verherrlicht.

Vor Allem liebt er das heimische Lied; er hat eine Unzahl Volksgesänge und kleiner Liedchen, die sogenannten Vierzeiligen oder „Standliedeln“, für alle Gelegenheiten und Gemüthszustände. Und er

liebt die steierische Musik, die in den entlegeneren Gegenden oft nur aus den zwei Saiteninstrumenten Zither und Hackbrett besteht, und welche er stets mit feinen Vierzeiligen minnig und sinnig zu begleiten versteht.

Recht ans Herz gewachsen ist ihm auch der steierische Tanz. — „Gehts loßts mih aus mit enka wellischa Hupferei", sagt der Steirer, „is a lonkweilis Zeug überanond. Mir Steira tonzn nit, wia de do entn pfeifn, mir hobn eh selber an schön Tonz! Und däs geht so liab und gmüatli uma noch da Reih, wann da Bua und s'Dirndl die Köpferla schön liabli zsomhobn — seli kunnt ma wern! — Und erst gor, wann mar ins Scheibn eini kema: Do hagl mar üban Kopf d'Finger ein und lossn 's Dirndl umatonzn, daß 's Kiderl fliagg und d'Liab tonzt ah mit — mir schaun uns in d'Aeugerler und mei Herz hupft zan Dirndl und kimmt gor neama zrugg. Da Teufl sul mi huln, wann oana do nit narrisch wurd va lauta Freud!"

Die gebräuchlichsten Volksspiele des Steiermärkers sind Kugelschieben, Schmirakeln (auch ein Kugelspiel, wobei mit einer großen Kugel nach den Kegeln geworfen wird), Eisschießen und in wohlhabenderen Kreisen Scheibenschießen. Allerdings macht auch der Spielkartenfabrikant zu Graz gute Geschäfte.

So viele der Grundzüge, über welche sich nun die einzelnen Schilderungen, Skizzen und Bilder erheben mögen.

Da ich vor Allem das geistige Moment meiner Landsleute im Auge habe, so werde ich für den ersten Abschnitt in mehreren Capiteln jene Theile, Geräthe und Einrichtungen des Hauses, an welchen das Seelenleben besonders hängt, zum Gegenstande meiner Betrachtungen machen. Dann möge die Art der geistigen Bedürfnisse und die Befriedigung derselben beleuchtet werden. Auch ein Blick in die finsteren Ungründe des verlornen Gemüthes darf uns nicht zurückschrecken, wollen wir den Charakter unserer Alpenbewohner durch und durch kennen lernen.





Das Schatzkästlein.

Das Schatzkästlein ist denn einmal die Hauptsache. Der Landmann birgt selbes nicht etwa in der verborgensten Nische seines Hauses; nein, sondern er stellt es frei in die Luft und in den lichten Sonnenschein hinaus.

Wen aber stellt er darüber zum Hüter auf? Den, unter deſſ' Schutz und Schirm er selber steht, der seine Wälder bevölkert, seine Felder bewahrt, seine Wiesen bethaut, der ihm Wiege und Brautbett und Sarg baut: den Baum.

Dort — abseits von Haus und Stall und Scheune, ragt die Riesentanne empor, und tief im Schatten ihres wuchtigen Geästes duckt sich ein hölzerner Bau. Der hat eine sorgfältig gezimmerte Wand mit glatten, zierlichen Eckfälzen und ein Giebeldach von feinen Schindeln. Der untere Theil des Baues bildet häufig ein Gelaß für Wagen und Ackergeräthe. Zu dem

oberen führt eine schmale, feste Stiege. Dort ist eine niedere Thür aus schwerem Ahornholze mit gewaltigen Eisenbändern und einem mächtigen Stahlschlosse. Im ganzen Hofe ist kein so wuchtiges Schloß, als an dieser kleinen Thür.

Dieser feste, und gleichzeitig niedrige Bau, der „Feldkasten", ist eben das Schatzkästlein. Da hinein läßt der Bauer nur sein Weib treten und seinen ältesten Sohn, und etwa seinen nahen Verwandten oder Gevatter. Hier ist das Herz seiner Wirthschaft, von hier aus giebt er dem Kaiser was des Kaisers, von hier aus betheilt er den Bettler und den Brandsteuermann. Hierher führt er auch zuerst seinen Eidam, und wäre etwa die Braut zu leicht befunden worden: ein schwerer „Feldkasten" bringt die Angelegenheit unschwer in Gleichwage.

Zuletzt — wer in des Bauers Schatzkästlein eitel Gold und Edelgestein wollt' suchen, der wäre arg auf dem Holzweg. Beim fleißigen Landmann findest Du nicht Stellvertretung des Nützlichen, sondern geradewegs das Nützliche selbst.

Im Feldkasten liegt das Korn aufgespeichert zwischen hohen Brettern. Und neben dem Speicher stehen geräumige Truhen voll feinen Flachses. Und hinter demselben stehen große Körbe mit Schafwolle der reichergiebigen Sommerschur. Und darüber auf rauchgeschwärzten, festen Stangen hängt das Selchfleisch, hängen Schinken, hängen fettige Schmerlaibe,

hängen dicke Speckklumpen, daß man meint, die starken Stangen müßten brechen unter solcher Wucht. Und es lehnen ferner auf der „Brotdrendl“ große Laibe Schwarz- und Weißbrot, und neben an den Eisenhaken der Wände sind die Häute von Rindern und Schafen und Schweinen, wohl gegerbt und gefärbt für Schuhwerk; und daneben stehen im Vorrath neue Schuhe zu Paar und Paar, als gingen sie eben den lieblich geselligen Weg zur Kirche, zum Traualtar. Auf den Bretterleisten liegen gewichtige Lodenbündel und schwere Leinwandrollen, des behenden Schneiders harrend, und daneben stehen die umfangreichen Schmalzkübel und die bauchigen Buttertöpfe, bis, durch andere abgelöst, sie die weite Fläche des Tisches mit ihrem beliebten Inhalte belasten und besegnen. Und hinter all diesem, im dunkeln, von Spinnenweb verschleierten Winkel steht ein altes Faß mit verbogenem, rostigem Eisengerümpel, staubigem Spulwerke, zerrissenen Brotbackkörben und anderen unbrauchbaren Dingen. Und unter diesen altehrwürdigen Dingen liegen grobe, verblaßte Kotzen und Leinenlappen, ergrautes, zerfressenes Strumpfwerk und dichtes, bepechtes Reisergeflecht. Und unter dem Reisergeflecht liegt eine alte, versteifte Ledertasche und in der Ledertasche steckt — aber das darf nur das Weib und der älteste Sohn und kaum noch der Gevattersmann wissen — altes, schweres Silbergeld.

Warum steht der Bau so abseits vom Wohnhause?

Damit, wenn eine unglückliche Stunde kommt, und die Flammen im Hofe aus den Fenstern schlagen und über das Strohdach hinauswirbeln, so, daß alles zusammenbrennt und bricht, bis auf den steinernen Herd in der Küche — für diesen Herd noch etwas übrig bleibt zum Kochen.

Und warum steht der Bau so versteckt zwischen hohen Tannen?

Damit, wenn der Wettersturm heranwogt, das einschichtige Holzwerk geborgen sei. Und wenn ein Blitz aus den Wolken springt und umherzuckt, sein Ziel suchend, wo es was zu verderben giebt, und endlich niederschießen will auf den kleinen, reichen Bau — so fangen ihn die Tannen mit ihren Armen auf, oder gar mit ihrem Haupte, und der Feldkasten bleibt bewahrt.

Seht Ihr den Baum dort mit dem langen Geäste und dem kahlen, schwarzgebrannten Strunke? Ein schönes, stolzes Haupt mitsammt der Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau zu seinem Fuße.

Leute, das war eine wüste Nacht gewesen! Maria Geburt war schon vorüber und die Feldfrüchte eingeheimst. Die Scheunen waren voll des Erntesegens, und die Rinder in den Ställen standen fett und schwer, und der Feldkasten war voll und übervoll von der Frucht jahrelangen Mühens.

Seit Wochen hatte die Sonne gestrahlt. Der Löwenzahn hatte sich zur Erde gebeugt, und die Wiesengründe waren fahl und gelb geworden. Es war schwül und kein Vöglein wollte singen und kein Lüftchen sich rühren.

Da kam ein Tag, an welchem die Sonne keinen hellen Schein mehr gab, und es stand doch kein Wölklein am Himmel. Der Himmel war lichtgrau, und es war schwüler als an den früheren Tagen. Als der Mittag vorbei, war die Sonne anzusehen wie eine milchweiße Scheibe und auf den höheren Bergen legten sich Nebel nieder.

Noch bevor es Abend geworden, kamen die Rinder von den Weiden heim, und es hatte sie doch Niemand herbeigelockt. Endlich war der Himmel bleigrau und die Sonne gar nicht mehr zu sehen. Die Haushühner schlüpften unter der Thürschwelle ängstlich gluckend in die Lauben.

Die Hauswirthin legte geweihtes Holz auf das Herdfeuer, und der bläuliche Rauch, der dadurch über dem Dache emporstieg, war beinahe weiß im dunkeln Himmelsgrunde. Auf der Anhöhe neben dem Gehöfte stand eine Magd und ein Knabe. Die Magd hielt ein Crucifix in der Hand und bekreuzte damit die Luft in der Richtung gegen den Himmel, an welchem sich Wölklein zu schichten begannen. Diese kleinen Wolken waren bald zahllos und sahen aus wie Wogen auf bewegter See. Der Knabe hatte ein

Metallglöcklein und schwang und läutete es zur Vertreibung der bösen Geister — spähte dabei immer auf den nahen Kirschbaum, wo ein bunter Nußhäher saß.

Der Bauer ging den Steig zwischen Haus und Feldkasten hin und her und hielt die Hände über den Rücken. Zeitweise stand er still und horchte — — es war zuweilen, wie ein leises, fernes Donnern.

Der Gevattersmann kam dahergegangen: „Thust wohl eh fleißig wetterläuten lassen, Nachbar!"

Jetzt war es, wie ein schwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung. Der Bauer wendete sich gegen das Haus; da rollte über ihn ein heftiger Donner dahin.

Im Walde rauschte es; die Tannen des Feldkastens schlugen mit ihren Armen ineinander. Es krachte und die Wipfel bogen sich tief. Vom Stalldache riß sich ein Brett los und das tanzte wie ein Papierblättchen in der Luft und stürzte endlich nieder auf den Gartenzaun, daß die Splitter flogen.

Die Leute eilten in das Haus und in der Stube knieten sie um den Tisch und beteten laut. Eine rothe Kerze vom heiligen Berg Luschari brannte auf dem Tisch und warf flackernd ihren Schein auf die rußigen Wände; es war finster geworden. An den kleinen Fenstern toste der Wind und die Wände ächzten. Plötzlich schwirrte und schnalzte es, und die Scherben einer Fensterscheibe schrillten auf die Bank,

und ein Stück Eis kollerte über den Tisch. „Das kommt grob!“ riefen die Leute und machten alle Stubenfenster auf, das keines mehr zertrümmert werde. Wetterwind wogte herein.

Die Leute hockten an dem Herd ringsherum und beteten die Litanei von den Heiligen Gottes.

Immer noch leuchteten die Blitze und schmetterten die Donner; da plötzlich fiel ein blendendes Licht in die Stube und ein gewaltiger Schlag machte die Wände des Hauses erbeben. Dieser Blitz war nicht mehr ganz erloschen, ein rother Schein war kleben geblieben an den Fenstergesimsen, und der Großknecht rief aus: „Herr Jesus, der Feldkasten brennt!“

Da stürzen sie aus dem Hause; der Bäuerin prallt ein Stück Eis an die Stirne, daß sie schier wieder zurückwankt in die Stube.

Auf hohem Tannenwipfel loderte das Feuer. Der Feldkasten war unversehrt.

Seitdem steht der Baum dort mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunk; nackt bis tief hinab ragt sein oben zersplitterter Stamm; ein Streifen, der die Straße des Blitzes bezeichnet, geht nieder bis zur Erde. Der Bauer läßt nicht ein Aestlein schlagen von diesem treuen Stamme.



Der Tisch.

Der Herd ist das Herz des Hauses, der Tisch ist der Kopf desselben. Der Hausvater hält es stets mit dem Kopfe, die Hausfrau mit dem Herzen. Zwei unnatürliche Rosafarben weiß ich für des Weibes Angesicht, die ihm von außen kommen; die eine verachte ich tief, die andere verehre ich hoch. Die Schminke und der Wiederschein des Herdfeuers.

Brave Frauen färben sich gern mit dem letzteren, und am Herde bleibt nicht allein der Suppentopf warm, sondern auch das Herz. Meine Großmutter hat siebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt, und in ihrer letzten Stunde, ehe sie als hochbetagte Greisin das Auge schloß, glühte in demselben noch der Wiederschein, das Feuer eines warmen Gemüthes. — Die Einleitung zum Tische ist stets der Herd gewesen, und so habe ich in meiner Einfalt diese Worte gesagt. Abgesehen von den eigen=

nützigen Einflüsterungen des Gaumens und Magens halte ich hoch die Brandopferstätte der Häuslichkeit und die Priesterin derselben.

Und nun lade ich Euch zu Tische.

Zu Tische in mein altes Vaterhaus, das auf hohem Waldberge steht. Das ist ein Tisch, wie die Tische in Bauernhäusern schon sind, gebaut aus festem Eichenholze, mit Grundfesten, als müßten sie ein Haus tragen; mit einer Brüstung, unverrückbar glatt gezimmert, von außen aber fein und geschmackvoll mit eingegrabenen Zeichen verziert, mit einer Platte ferner, eine Geviertklafter groß und drei bis vier Zoll dick.

Unmittelbar unter der Platte ist ein Gelaß, dessen Geheimniß man nicht gern wissen läßt. Tiefer unten, als dieses Gelaß, ist die dickwändige Schublade, in welche der himmlische Vater das tägliche Brot und die Hausfrau das geglättete Tischtuch legt, auf daß der Bauer oder der Großknecht Beides hervorthun kann, wenn das Gesinde um den Tisch herumsteht, das Vaterunser betet und diesem noch die Worte beisetzt: „Was uns gesetzt wird auf den Tisch, gesegne uns der liebe Vater Herr Jesu Christ; Gott speis' uns mit seinem göttlichen Wort, auf daß wir satt werden hier und dort in der ewigen Freud und Seligkeit. Amen.“ Oder sie machen die alte fromme Einladung: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, gesegne, was du uns bescheeret hast.“

Nun, das „göttliche Wort" und der Gast bleiben freilich zumeist aus; und offen gestanden, für diese ist gar nicht aufgedeckt worden. Zwar, was Wort Gottes anbelangt, so trägt es sich an Sonntagen, wenn der Hausvater just in einer frommen Stimmung ist, wohl auch zu, daß er den Zuchtbuben frägt: „Nu Hansel, bist wohl fleißig bei der Predigt gewesen. Was hat er denn gesagt?"

„Ja, siebzehn ledige (uneheliche) Kinder, hat er gesagt, sind in dem Jahr auf die Welt kommen und schon wieder zum Roboten wär's," antwortet der Kleine treuherzig, und fährt ununterbrochen mit dem Löffel und macht einen langen Hals, daß er in die Schüssel mag gucken, wo denn die Brocken allweg herumrennen, daß ihm so gar keiner in die Schaufel rutscht.

Der Hausvater brummt: „Wenn Der sein Maul aufthut, so kommt schon gewiß allemal ein Unsinn heraus."

„Ja, das hab ich mir auch denkt," meint der Hansel.

Da wendet sich der Bauer gegen den Zuchtbuben, sein Gesicht geht in die Länge und in die Breite: „Narr, Du! Dich hab ich gemeint und nicht den Herrn Pfarrer!"

Zuweilen aber, wenn der Hausvater nicht zugegen, kommen ganz andere Redestoffe unter den Löffel; die Bauernbursche, denen an der Wiege sonst

nicht viel von Witz und Spitzfindigkeit gesungen worden, vermögen sehr geistreich zu sein, wenn jener weltberühmte Gegenstand zur Sprache kommt, der die Unschuld mit Rosa färbt. Das Essen wird dann bei solchen Abhandlungen nur so nebenher betrieben; das Grubenkraut und die saure Milchsuppe, die Knödeln oder der Sterz wissen ihr Anrecht auf den anderartig gereizten Sinn nicht recht zur Geltung zu bringen. Und erst, während endlich wieder das Kreuz geschlagen und das Tischgebet gesprochen wird: „Himmlischer Vater, wir sagen Gott Lob und Dank für alle Speis und Trank, und vergelt's Gott, speis' Gott, tröst' Gott alle christgläubigen Seelen im Fegfeuer, Amen" vermögen sich die gerötheten Wangen der Mägde, wenn sie sich noch röthen, wieder ein wenig zu kühlen.

Auf der Brüstung des Tisches in meinem Vaterhause stand die Jahreszahl 1842 eingeschnitten. Im nächsten Jahre war meines Vaters Aeltester geboren worden, und ich hatte also fortwährend Anlaß, zu betrachten, daß ich und die Schaar, die nach mir vermuthet wurde, Anstoß zum Baue eines neuen, umfangreichen Tisches gegeben haben mochte.

Der neue Tisch, wie ich ihn fand, war roth „gefirneißt". Auf der Mitte der Platte war eine blaue Runde mit dem „süßen Namen" gemalt, denn dieser ist allen armen Leuten das Zeichen des Gottessegens, welchen mein Vater nicht allein für die Kinderstube,

sondern auch, und vielmehr noch für den Tisch brünstiglich herabflehte.

Um den Tisch herum, der an der Stubenecke unter dem Hausaltare stand, waren Bänke, viel weniger zum Sitzen benützt, als zum Knien.

Kennt ihr die vier dunckelrothen, rauhschuppigen Flecken an den Knien und Ellbogen der Bauersleute? Zwei derselben werden auf der Bank erzeugt, die zwei anderen auf dem Tisch. Mit wagrechtem Rücken kauern sie auf diesen Möbeln und lärmen dem Crucifixe und der brennenden Wachskerze ihren „Rosenkranz" vor. Gleich daneben auf der Wandleiste liegt das Gebetbuch mit vielen Gebeten und Litaneien, für den Fall die geweihte Kerze nach dem „Rosenkranz noch nicht herabgebrannt ist. Und da hat sich's wohl auch schon begeben, daß der Großknecht, wenn er nach dem Gebetbuch langte, ein anderes, das gleich daneben auch liegt, erwischt hat. Dieses andere Buch hat zweiunddreißig Blätter und die Burschen verrichten mit denselben, gleich nach dem „Rosenkranz", ihre Abendandacht. Und der Tisch, der eben noch ein Altar gewesen, ist eine Spielbank geworden.

Wenn ein Bauernbursche zu den Soldaten kommt, so vergehen die rothen Flecken an Knien und Ellbogen bald, und kehrt er zurück, so will er vom „Rosenkranz" nichts mehr wissen; aber er läßt sich nicht nachsagen, daß er die Neigung zum Tisch mit

seinem zweiunddreißigblätterigen Buche und all seiner übrigen Segensfülle verloren hätte.

Auch bei uns daheim ist es so gewesen, und lustig haben unsere Knechte die Blätter drauf losgeworfen: „Trumpf das Herz! saggra 'nein, gestochen das Aß!“ Keiner hat den „süßen Namen“ gesehen unter seinen fliegenden Karten und polternden Fäusten, 's ist hell zum Entsetzen gewesen.

Einmal hat unser Tisch eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt.

Unsere Magd hatte einen Sohn beim Militär und dem wollte sie schreiben. Das war vielleicht die kühnste Idee, die sie in ihrem ganzen Leben gefaßt und sie mußte dazu ihren ganzen Einfluß aufbieten, den sie auf Menschen je zu üben vermochte. Das war im vorhinein entschieden, in unserem Hause war Keiner, der schreiben konnte. Meine Mutter verstand wohl das h zu machen, aber mit dem h allein schreibt man keinen Brief an einen Kaiserjäger, der vielleicht nächstes Jahr schon Corporal wird. In unserer Nachbarschaft war auch Keiner der schreiben konnte; aber hinter dem Walde drüben lag ein Dörfchen, von dem aus nur eine Stunde Weges mehr war bis zum Häuslein, in welchem der alte schriftgelehrte Schneider Klepps wohnte. Diesen Mann nun hatte unsere Magd nach dreimaligem Hinübergehen und eindringlichen Bitten gewonnen. Und eines Sonntags Nachmittags war nicht allein aller Staub und Ruß

abgescheuert in unserer Stube, sondern auch der Tisch fein gewaschen und die ein wenig zerknitterte Rolle eines Papierbogens lag darauf und eine lange Gansfeder und ein kohlschwarzes Fläschchen stand dabei. Ich schlich um den Tisch herum und mußte mich auf die Zehen stellen, wollte ich mein Kinn über den Rand desselben emporbringen. Die Magd verscheuchte mich mehrmals und bewachte die Gegenstände, die sie aus ihrem Eigenen angeschafft und heimgetragen hatte. Endlich ging die Thür auf und der Kleppsschneider trat ein. Als einige Wochen früher mein Vater sterbenskrank gelegen, war der Pfarrer mit dem Sacrament nicht ernster und würdevoller zur Thüre hereingegangen, als jetzt der Kleppsschneider.

Er setzte sich sofort zum Tisch, glättete das Papier, schnitt die Feder, entkorkte die Tinte und sah nun die Magd an, was sie denn schreiben lasse. Diese trippelte hin und her, band dreimal ihre Schürze fester und fünfmal ihr Kopftuch, räusperte sich und sagte endlich, sie überlasse alles dem Meister. Zuletzt jedoch, als er sie in Anlauf brachte, ließ sie schreiben, daß sie ihn, den Mathias Schöberreiter, grüßen lasse, daß sie, Gott sei Dank, gesund sei, sowie sie hoffe, daß ihr Schreiben auch ihn in bester Gesundheit antreffen werde; daß sie ihm aber nichts schicken könne von dem, wonach er gebeten, weil sie nichts habe. — Bei diesem letzten Satz hub sich das Angesicht des Kleppsschneiders an zu runzeln. — Als

der Brief versiegelt und überschrieben war, fragte die Magd klopfenden Herzens nach ihrer Schuldigkeit. Da that der Schneider einen entsetzlichen Lacher: „Schuldigkeit! Habt's ja nix!" Die Magd wollte vor Scham und Herzweh in die Erde sinken, da kam schon meine Mutter von der Küche herein, brachte auf einem grünen Teller ein überzuckertes „Eierschöberl" und bevor sie es vor den Meister hinstellte, suchte die Magd, die da sah, der Tisch sei ganz und gar unbedeckt, noch dadurch ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, daß sie ihre blaue Schürze herabriß und dieselbe vor dem Kleppsschneider flugs als Tischtuch breitete. Somit war das Angesicht wieder geglättet; und vollends, als nach dem Schmaus meine Mutter dem Fortgehenden den Rest des Eierkuchens in den sehr tiefen Sack schob, da war die erfreulichste Harmonie ganz und rein hergestellt. Ich vermeld's mit Genugthuung.

Ich verschmerzte heute den Eierkuchenrest, der bei solchen Gelegenheiten in der Regel sonst mir zufiel, leicht; mein ganzes Trachten ging dem Rest des Papieres, der Tinte und der Feder zu, wie diese Dinge noch auf dem Tische lagen. Kaum war des schriftkundigen Meisters Sitz abgekühlt, als ich auf denselben kletterte und den ersten Federzug versuchte. Aber mit meinem ersten Federzuge machte ich meinen ersten Klecks, das Tintentöpfchen kippte um und spie seinen ganzen Inhalt auf den lieben „süßen Namen".

Ich weiß, Ihr erlaßt mir gern die nun folgende Scene, wie ich sie meiner Mutter gern erlassen hätte. — Es sind viele Sandwische und „Rosenkränze" darüber hingefahren, aber der Flecken auf dem Tisch ist heute noch nicht ganz erblaßt.

Als der Mathias zurückkam, war er richtig Corporal; da hat er uns mit Kreide den Feldzugsplan von 1859 auf den Tisch gezeichnet und der Klecks versinnlichte das schöne Königreich Lombardien. —

Ehe ich Euch, verehrte Gäste, bitte, mit diesem Wenigen vorlieb zu nehmen, will ich noch mit einem ganz kleinen Nachtisch aufwarten.

Eines Tages kam der Nachbar und wollte mit meinem Vater eines Wiesenraines wegen Streit anheben. Zuerst legte ihm mein Vater einen Laib Brot auf den Tisch. Er möge sich davon abschneiden und dann thäten sie sich in aller Gütlichkeit der Wiese wegen begleichen.

Der Nachbar schnitt sich kein Brot und wollte von einem gütlichen Vergleich nichts wissen. Da stemmte sich mein Vater mit aller Gewalt an die Tischplatte, diese gab nach und schob sich hinweg über das Gelaß. Nun zog mein Vater aus den vielen sorglich zusammengebundenen Papieren, die im Gelasse waren, ein Blatt hervor, sah es an und murmelte zu sich: „Das hat den Fettflecken, das wird's wohl sein." Dann legte er das Papier dem Nachbar vor:

„So, Vetter, da ist die G'schrift; der Wiesenrain gehört zu meinem Haus!"

Der Nachbar ging grollend davon. Mein Vater aber that das Papier wieder ins Tischgelaß und schob die wuchtige Eichenplatte darüber. Und von dem Tag an wußte ich, wo das Urkunden-Archiv des Hauses war.

Auch mein Taufschein ist aus dem Tischfache hervorgegangen, als nach Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Buches unser Pfarrer den Zweifel aufwarf, ob ich ein Christ oder ein Heide sei.





Das Altarl.

Wir wollen uns nicht von dem Tische entfernen, ohne von dem Brotlaib, den der Nachbar unberührt ließ, gekostet zu haben. Gott besegne uns den Bissen! Der Wasserkrug ist auch nicht weit.

„Sonst können wir halt mit nichts aufwarten," meint der Hausvater. Thut nichts; die Gottesgabe wird munden. Und ich will dieweilen schwätzen. Bin zwar ein wenig boshaft gestimmt, ist aber nicht schlecht gemeint.

Der alte Oheim Rothmatter ist sein Lebtag ein Grübler und Wühler gewesen; der hat in seinen bösen Stunden an der ganzen Welt kein gutes Haar gelassen, und zuletzt hat er gar mit dem Herrgott selber, des heiligen Vaterunsers wegen, Händel angefangen. — „Gieb uns heut unser tägliches Brot!" disputirte er, „was ist das für ein närrisch Wort? Unser tägliches Brot, heißt es, und wer soll da um seine bluteigene Sach' noch des Tages ein paarmal betteln müssen!"

Mir fällt der kritische Oheim oft ein. Der Mann ist nicht allein beim Essen da, der ist auch dabei gewesen, wie sie das Brot gegraben und bereitet haben.

Und nun gucken wir weiter.

Ueber dem Tische hängt die Betschnur. Sie besteht aus siebzig an eine Schnur gefaßte Kügelchen, dreiundsechzig „Ave Maria" und sieben „Vaterunser". Ferner ist an ihr ein längliches Knöpfchen, der „Glaubengottvater", und endlich das Kreuz. Jedes dieser Zeichen bedeutet ein Gebet. Und an den Samstagabenden und Sonntagen sammelt sich die Bewohnerschaft des Hauses in der Stube, kniet hin an die Bänke und an den Tisch und betet, vom Hausvater oder dem Großknecht geleitet, den Glaubengottvater (das apostolische Glaubensbekenntniß) und die dreiundsechzig Ave Maria, welche durch die sieben Vaterunser regelrecht unterbrochen werden. Das ist der Rosenkranz.

Der Leiter dieses Gebetes handhabt die Betschnur und zählt an den Kügelchen die einzelnen gesprochenen Gebete ab.

Der Rosenkranz nebst Anhang währt so fein halb Stündchen. Und zuweilen, wenn dem Großknecht die Knie schon schmerzen, läßt er häufig bei Einem „Gegraseista" (Gegrüßt seist Du) wohl zwei Kügelchen durch die Finger gleiten; ein Verfahren, welches die Betstunde wesentlich abkürzt.

(Näheres über die Art und Weise des sonntägigen Rosenkranzes ist weiter rückwärts im Capitel über den Sonntag zu finden.)

Die besten Dorfkatholiken sind nur zu zwei Drittel Christen; das übrige Drittel an ihnen ist der Abstammung gemäß noch Heidenthum.

Der Giebelhofbauer, der Kirchenvater und Kirchendiener des Ortes, der des Sonntags bei dem „Rosenkranz“ zwanzigmal behauptet, daß das allerheiligste Sacrament gelobt und gebenedeit sei; der sehr beistimmend mit dem Haupte nickt, wenn der Pfarrer über das erste Gebot Gottes predigt: „Du sollst Dir neben mir kein geschnitztes Bild machen“ — dieser Giebelhofbauer selber hat daheim sozusagen seine Hausgötter.

Er hat ihnen den Ehrenplatz angewiesen im Winkel über dem Tisch; dort ist der Hausaltar. Der ist fast zu heilig, als daß ihn ein weltlicher Mensch beschreiben dürfte; und die Spinnen legen deswegen einen grauen Schleier über ihn, daß ihn profane Augen nicht sollten sehen können.

Die Bilder verschiedener Heiligen sind von armen Leuten des Erzgebirges auf Fensterglas gemalt und mit Holzrahmen umgeben worden. Hausirer haben sie auf Rückentragen gebracht.

Zehn oder zwölf solcher Bildnisse hängen an der Wand, alle hübsch nahe zusammengerückt und jedes ein wenig vorgeneigt, zur Hilfe stets bereit. Im

Winkel, mit den zwei Fußecken an den zwei verschiedenen Wänden stehend, prangt das große Bild der Dreifaltigkeit. Der Gottvater mit seinem dreikronigen Papsthute (gar die armen Bewohner des Erzgebirges wissen es, daß Gottvater die Macht vom Papste hat), und mit dem dreieckigen Heiligenscheine sitzt auf dem Throne und hält vor sich zwischen den Beinen das Kreuz seines Sohnes; und an den Lenden des Sohnes schwebt mit ausgestreckten Flügeln der heilige Geist. In den Farben ist viel Roth und Gelb und oben an beiden Seiten des Gottvaterkopfes prangen zwei ungeheuerliche Tulpenblumen.

Ich habe als kleiner Knabe, wenn ich meinen frommen Blick empor zum Hausaltare gerichtet, immer gemeint, in diesem Winkel habe das Haus und die Welt ein Loch und man sähe schnurgerade in den Himmel hinein. Mir wurde gelehrt, daß Gott selber zu streng und gerecht sei, um jegliche Bitte der kurzsichtigen Menschen zu erhören, daß man sich daher zur Erlangung irdischer Güter an die Heiligen wenden müsse, und daß jeder Heilige schon sein besonderes Fach und Feld habe, in dem er helfen könne. Ich habe mein Gebet darnach eingerichtet.

Unter den Bildnissen befindet sich häufig auch die heilige Bauernpatronin Nothburga. Nothburga, das war eine Dienstmagd gewesen in Tirol, an welcher der Herr folgendes Wunder gethan.

Nothburga hielt viel auf einen frühzeitigen Feierabend an den Samstagen. Das war aber nicht das Wunder, sondern etwas sehr Selbstverständliches. Nothburga verbrachte den Feierabend, um ihre Wasserlilien zu pflegen und zu beten. Ihr Dienstherr aber war ein Weltmensch, wie es deren doch auch in Tirol stets mehrere gegeben hat; der war mit solcher Sonnabendfeier nicht einverstanden und er ließ seine Dienstleute gerne bei ihrer Feldarbeit, bis die Sterne leuchteten. Da wurde eines Samstagabends, es war im Haferschnitt, Nothburga plötzlich voll des heiligen Geistes.

„Du Bauer," sagte sie zu ihrem Dienstherrn, „ich werf' jetzund meine Sichel in die Luft; wenn sie wieder herabfällt, so will ich Dir schneiden, bis die helle Sonntagssonne aufsteigt; bleibt sie aber in der Luft hängen, so ist es Gotteszeit zum Feierabend."

Und sie that's und die Sichel blieb hängen in der Luft. Und der Dienstgeber ließ Feierabend sein und ehrte seine Magd, an welcher der Herr sein Wunder gethan.

Die Kirche hat uns ihre Heiligen zum Exempel und zur Nachfolge vorgeführt. Deß gedachte auch Eva, die Magd unseres Giebelhofbauers. War es denn eines Samstagabends zur Zeit der Weizenernte, daß der Giebelhofbauer seine Uhr zu Hause vergessen hatte. Vom Kirchthurme her klang die Feierabendstunde, aber der Giebelhofbauer hörte nicht, denn es rauschten

die Korngarben. Die Sonne sank und dem Evchen wurde heiß in der Brust vor Entrüstung. Da sollte sie heute noch die Wäsche bügeln, für Einen, der da kommen kann wie ein Dieb in der Nacht, da man es am wenigsten vermeinen soll. So heißt es ja im Buche und Eva ist rechtschaffen belesen; und da fällt ihr zu dieser späten Stunde des Tages plötzlich die Geschichte von der heiligen Nothburga ein. Sie betete im Herzen zu dieser Heiligen und ihre Bedrängniß war so groß, daß sie keinen Augenblick zweifelte, der Herr würde sich auch ihrer erbarmen. Sie machte daher einen Satz aus ihrer Reihe, stand vor dem Giebelhofbauer und sagte: „Du Bauer, los', ich will Dir was sagen: Lug' auf! Diese Sichel schmeiß ich jetzt in die Luft. Wirst sehen, sie bleibt hängen da oben und es ist Zeit, daß Du Feierabend giebst!“

Und sie schwang die Sichel und warf sie in die Luft. Hoch flog sie, dann schnellte sie über und stürzte zu Boden. Ein helles Gelächter erhob sich; aber die Eva war blaß wie die Wäsche, die sie heute noch glätten sollte.

Der Giebelhofbauer hatte über dieses Zwischenspiel seine Sichel langsam in die Garbe gesteckt. Dann stellte er sich vor die störrige Magd, zog seine Brieftasche aus dem Sack, that zwei Zehnerbanknoten daraus hervor und sagte: „Lug', Eva das ist Dein Jahreslohn. Den werf' ich jetzt in die Luft; fällt er herab, so bist Du seiner nicht werth.“

Mit diesen Worten schleuderte er die Banknoten in die Luft.

Was geschah?

Ein Windhauch zog, die Papierblätter flatterten hin und her und flogen endlich über das Weizenfeld davon.

Da vergaß der Giebelhofbauer auf sein Kornschneiden, wand sich durch den prangenden Weizen hin, um sein gutes Geld wieder zu erhaschen.

Die Arbeit war unterbrochen; der Magd war ihr Jahrlohn gesichert, denn er fiel nicht zu Boden, und sie konnte sich sofort an die Wäsche machen, die richtig in derselbigen Nacht noch abgeholt worden sein soll.

Seit jenem Abend stellt Eva an jedem Samstag ein Blumentöpfchen vor das Bildniß der heiligen Nothburga auf das Altarl. —

Auf dem Hausaltar wird der Dankbarkeit auch mit Feld- und Baumfrüchten viel Ausdruck verliehen.

Zur Weihnachtszeit wird das „Krippel", eine winzige und naive Darstellung der Geburt Christi, auf das weißbedeckte dreieckige Tischbrettchen des Altars gestellt. Für die Ostern ist ein liebliches Osterlämmlein mit der Fahne zur Hand, oder gar ein auferstandener Heiland, mit den Fingern der rechten Hand empor gegen die zarten Weben oder die wurmstichige Decke weisend. Zu Pfingsten hängt von dieser Decke das Bild des heiligen Geistes nieder.

Außer all diesen Gegenständen steht zu jeder Zeit und als die Seele und das Allerheiligste ein Crucifix auf dem Brettchen des Hausaltars. Werden die übrigen Darstellungen zuweilen auch mit einiger Geringschätzung behandelt, oder mit Gleichgiltigkeit übergangen, bis sich der heilige Florian etwa durch ein Feuer in der Nachbarschaft oder der heilige Viehpatron Leonhard durch eine durchgreifende Viehseuche Achtung verschafft — am Crucifix hängen die Hausbewohner stets mit Ehrfurcht.

Dieses rauchgebräunte hölzerne Kreuz auf dem Hausaltare ist ein erschütternd Zeichen, bei dem unser Ernst beginnt, weil es das reine Symbol der Religion ist und — weil dieses Crucifix an die betrübtesten Tage des Hauses erinnert.

Rollen die Donner in den Lüften und droht ein Hochgewitter die Früchte des Feldes zu vernichten und den Hof zu gefährden, so wird das Kreuz auf den Tisch gestellt und das Leuchten der Blitze wird ihm zu einem Heiligenschein. Liegt ein Genosse des Hauses in schwerer Krankheit darnieder, so wird das Kreuz vor sein Bett gestellt, auf daß er im Gedenken an die Schmerzen und das Sterben des Erlösers seiner selbst vergesse. Und ist das Krankenlager leer und öde und sein Stroh verbrannt, so steht das Kreuz in der Kammer an der Todtenbahre und der Schein des Oellichtleins flackert still an seinen Balken. Dieses Kreuz ist vielleicht der letzte

Gegenstand gewesen, vor dessen Bild das Auge des Vaters und Großvaters gebrochen. So muß der Sohn wohl mit Ehrfurcht an dem Zeichen halten. Und der, Ihr verehrten Leser, beginge eine Gewissenlosigkeit, ein Verbrechen an dem Herzen seines Nebenmenschen, der diesem — sei es in welcher Absicht immer — seines Hauses Heiligthum stürzen wollte.





Das Trudenkreuz.



Das Ding mit seinen fünf Ecken ist an einer Thür, oder an der Wand des Bettes, oder an der Wiege des Kindes irgendwo angebracht. — Es schützt vor Hexereien und Teufelsspuk. Mit besegneter Kohle oder mit einer geweihten Kreide muß es gezeichnet worden sein, soll es thatsächlich vor aller Anfechtung bewahren. Aber die Kreide nimmt keine Weih' an, heißt es, und da ist's dann freilich kein Wunder, daß trotz des siegreichen Zeichens auf Thür und Bett so manch böse Anfechtung noch stattfindet, und daß die Leutchen der Anfechtung nachgerade jedesmal unterliegen.

Des Weichselbauers Lise hat schier alle Sonntagnächte heftiges Drücken am Magen, das von der Trud herrühren soll (Alpdrücken); und der Weidknecht hat ihr doch in einem Jahre drei Trudenkreuze auf die Kammerthür gezeichnet. Der Hunger, meint

man, könne sie nicht drücken, denn gerade an den Sonntagen verzehrt die Lise die meisten Klöße.

Wir werden in diesem Buche noch mehrfach Gelegenheit haben, uns an dem Aberglauben des Volkes zu ergötzen oder zu betrüben; dennoch sei hier unter dem Banner des obigen Zeichens ein besonderer Spaziergang gemacht durch das Nebelfeld volksthümlicher Afterweisheit und — Poesie.

Und die Sache gründlich genommen, lieber Leser, bist Du selbst frei von Aberglauben und Vorurtheilen? — Ja. — Ja? Siehst Du, so hätte ich Dich gleich auf einer Art davon ertappt, denn Niemand von Unten bis Oben ist völlig davon rein. In dem lichtesten Geiste liegt irgend ein Punkt dieses Schattens. Als ob es so sein müßte!

Es müßte aber nicht so sein; wir haben einst nur zu aufmerksam den Märchen der Großmutter gelauscht; und auch seither hat sich unsere Seele innig und tief in die größten Dichtungen der Zeiten versenkt. Die Religion und die Poesie hat uns entführt in das Reich des Glaubens. Wenn wir einen Blick auf unsere Vorzeiten werfen, so begegnen wir großartigen Erscheinungen des Aberglaubens, der Vorurtheile. Der Inder glaubte Gott zu finden in wahnsinniger Kasteiung seines Körpers; der Aegypter betete einen Stier an und glaubte an die Seelenwanderung auf Erden; die Griechen vermeinten in den priesterlichen Orakelsprüchen die Stimmen ihrer Götter

zu hören, die Römer glaubten ihre Götter durch Kämpfe und Kriege zu ehren; die Christen — die Idee ihrer Religion stand einst in unerreichter Erhabenheit, da kam die Inquisition, die Hexenverfolgung, der Ablaßhandel, die Unfehlbarkeit u. s. w.

Auch die Poesie hat den Aberglauben verherrlicht; träumend versenken wir uns in das Märchen von dem ewigen Juden, in die Faustsage, aber diese Bilder haben wir uns zurechtgelegt als Spiegel unseres eigenen Seins, und wir richten uns daran auf und läutern unsere Seele. Die Poesie hat es verstanden, aus den Netzen des Aberglaubens eine Leiter zu flechten zu Gott empor. —

In dem Gemüthe des Volkes sind wunderliche Dinge zu finden, besonders in dem des abgelegenen, stillverlorenen Gebirgsvolkes, bei welchem neben dem Kerzenstrahle des Hostienaltares gar noch manches Moderstümpfchen von den längstzusammengebrochenen Opfertischen des Heidenthums glitzert. Eine Wanderung durch das dämmerige Reich des Aberglaubens ist eine Wanderung durch die Seele des Volkes.

Ich will hier unterscheiden den sittlichen, harmlosen, oft poetischen, und den schädlichen und verderblichen Aberglauben, und von beiden Arten eine bunte Reihe anführen.

Die Menschen lassen sich wohl ihren Glauben nehmen, nicht aber ihren Aberglauben; und manchmal ist das gut, manchmal, wo der Stimme der Ver-

nunft kein Gehör gegeben wird, tritt regelnd und fördernd der Aberglauben ein. Das beiläufig meine ich mit dem sittlichen, mitunter poetischen Aberglauben, wovon ich hier Einiges darlege.

Ein jedes „Vergelt's Gott", das man für Almosen erhält, tragen die Engel zum Himmel hinauf und kommt als fruchtbarer Regen und Sonnenschein wieder zur Erde. Eine sinnige Aneiferung zur Wohlthätigkeit.

Die Hand, welche sich gegen die Eltern vergreift, wächst dereinst auf dem Kirchhofe aus dem Grabe hervor.

Die Schwalben soll man nicht verfolgen, sie bringen Glück in das Haus, in welchem sie ihre Nester bauen. Die Schwalben sind Muttergottesvögel. — Die lieben Vöglein in den Lüften haben keinen kräftigeren Schutzbrief für ihr Leben, als diese Mythe. Er bleibe ihnen so lange giltig erhalten, bis ihnen die menschliche Vernunft einen zweiten schreibt.

Die Kreuzspinne bedeutet ebenfalls Glück; dem sie über die Brust gegen das Herz krabbelt, dem bringt sie eine große Freude.

Wer einen vierblätterigen Klee findet, kann mit Zuversicht große Unternehmungen machen, sie werden ihm glücken. Diese Ansicht ist geeignet, den in vielen Fällen löblichen Unternehmungsmuth zu wecken.

Wenn dem Wanderer vor seinen Füßen ein Eichhörnchen oder ein Hase über den Weg läuft, so heißt das auch Glück, obwohl jener Handwerksbursche behauptete, das bedeute Unheil; ein Glück wäre es, wenn der Hase in der Schüssel läge.

Der Salamander schützt vor Schrecken: gereizt oder mißhandelt stößt dieses Thier einen furchtbaren Schrei aus, und wer den gehört, der wird nichts mehr hören sein Lebtag lang!

Wer Sonntags ungekämmt in die Kirche geht, der bekommt die Friedhofläuse; wer ungeschälte Erdäpfel ißt, der zieht sich anderes Ungeziefer zu.

Wer sich nicht jeden Freitag die Fingernägel schneidet, bekömmt Zahnschmerz.

Wer Oel oder Salz verschüttet, dem steht Verdruß bevor; desgleichen, dem sich das Kleid aufschnäbelt. Dieses zeigt auch einen Rausch an, oder einen freienden Witwer.

Ein aufgegangenes Schuh- oder Schürzenband bedeutet Untreue des Liebhabers.

Windeln soll der Mond nicht bescheinen, sonst wird das Kind schielend oder mondsüchtig.

Gebete mit einem gefundenen Rosenkranz zählen nur für den rechtmäßigen Besitzer desselben. — Möchte der Begriff von Mein und Dein in allen Dingen so klar auseinandergehalten werden!

Wer ein zum Tödten bestimmtes Thier bemitleidet, der macht die Hand des Metzgers unsicher und verzögert und erschwert das Sterben des Opfers.

So viel Schwabenkäfer man in das Feuer wirft, so vielmal neun Schwabenkäfer fallen demnächst in den Suppentopf.

Wenn auf der Brandstätte eines Hauses eine kreuzweise gelegte, geweihte Kerze angezündet wird, so muß der etwaige Brandleger noch vor Jahresfrist elendiglich verderben.

Aehnliche Beschwörungsformeln giebt es, um Diebe zurückzubannen.

Der Freitag ist ein Unglückstag, an dem man nichts unternehmen soll.

Wenn dem Jäger auf seinem Ausgange ein altes Weib begegnet, oder wenn ihm Jemand ein „Gut Glück" zuruft, so mag er ruhig umkehren — er würde an demselben Tage nichts schießen.

Wenn ein Fremder ins Haus kommt, so muß er sich niedersetzen, sonst trägt er den Schlaf davon.

Wenn neben dem Bette ein leerer Stuhl steht, so kann man nicht einschlafen; denn auf den Stuhl setzt sich ein Gespenst.

Wer auf seinem Bette kein „Trudenkreuz" gezeichnet hat, den drückt die Alp.

Wenn ein Säugling wegen seines gesunden Aussehens, wegen seiner Schönheit und Lieblichkeit gelobt wird, so sagt die Mutter: „Unberufen, unberufen!" sonst wird das Kind krank und verdirbt. Es wird dadurch angedeutet, daß nur Gott berufen ist, den Säugling zu loben und zu schützen.

Wenn am 10. August, als am Laurentiustage Sternschnuppen fallen, so „weint der heilige Laurentius feurige Thränen“. Was Jemand sich bei dem Falle einer Sternschnuppe wünscht, das geht in Erfüllung.

Jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, das ist ein Glücks- oder ein Unstern. Stirbt ein Mensch, so fällt sein Stern vom Himmel; darum sagen die Leute auch bei dem Falle einer Sternschnuppe: „Tröst' Gott sein' arme Seel'!“

Wenn das Herdfeuer pfeift, so winseln in demselben die armen Seelen, und man muß eine Handvoll Brosamen in die Gluth streuen, daß sie gespeist werden.

Die Irrlichter auf Moorheiden sind die unerlösten Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder.

In großen Wäldern giebt es Irrwurzeln, wer auf eine solche tritt, der verliert den Weg und findet sich nicht mehr zurecht.

Der Dornstrauch ist der Baum des Teufels, aber es liegen oft Schätze unter ihm verborgen. Ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupte der Jungfrau, bleibt aber frisch auf der Stirne der Gefallenen.

Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäscht das gute Gewissen hinweg; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwasser mit flacher Hand über sein Haupt schüttet, so mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen.

Der Rauch von geweihten Feldfeuern am Sonnwendtag macht böse Gewitter unschädlich. Wenn am Sonnwendabend ein Mägdlein in den Teich guckt, so sieht es darin das Bild seines zukünftigen Bräutigams.

Das Bleigießen in der Walpurgis- und Sylvesternacht läßt in die Zukunft sehen.

Wenn man will, daß die Liebe für Jemanden im Herzen ersterben soll, so muß man von dem Betreffenden Fingernägel oder Haare unter Waldkreßboden vergraben und — die Liebe stirbt ab.

In den kreischenden Nachtvögeln schreien die verlorenen Seelen der Verstorbenen den Lebendigen Mahnungen und Warnungen zu.

Die Heuschrecke, welche auf dem Grashalme sitzend ihre Vorderfüße gegen Himmel hebt, ist die fromme Gottesanbeterin.

Während man von einer Biene gestochen wird, soll man lachen, sonst bleibt der Stachel im Fleische stecken. — Ein schöner Wink zur Geduld und Selbstüberwindung.

Wenn sich ein Mädchen auf ein Salzgefäß setzt, so bekommt es den erwünschten Bräutigam.

Wo Dreizehn an einem Tische sitzen, da stirbt Einer davon. — (Einer nur?)

Ein Mädchen, welches aus einer glimmenden Kohle eine Flamme zu blasen vermag, ist noch eine Jungfrau. Ein Bursche, der aus einem randvollen

Glase trinkt, ohne einen Tropfen zu verschütten, ist ein Junggeselle.

Wenn man etwas verlegt hat, das man den Augenblick nicht findet, so sitzt der Teufel d'rauf.

Wer mit dem Finger gegen das Gewitter zeigt, den erschlägt leicht der Blitz.

Wer ein Jahr lang seine Träume nicht aussagt, der erlöst eine arme Seele; aber wer einen Geist erlöst, der muß bald sterben.

Wenn sich am Morgen die Katze wäscht, so kommt an demselben Tag ein unverhoffter Gast ins Haus. Wem das Ohr kitzelt, der hört über kurz eine Neuigkeit. Wem die Augen beißen, der wird bald weinen. Wem die Fußsohle juckt, der wird einen fremden Weg gehen. Wer mehrmals hintereinander schluckſen muß, an den denkt eine ferne Person; sobald er diese erräth, hört das Schluckſen auf.

Wenn die Weihnachten weiß, sind die Ostern grün; sind die Pfingsten roth, ist Jacobi todt.

Wer ein fremdes Brot ißt, wird groß; wer gefundenes Brot ißt, verliert sein Gedächtniß.

Die Erdäpfel muß man bei wachsendem Mond anbauen; die Rüben wachsen nicht früher, als sie den Kornwagen hören.

Und so fort in allen Arten, auf allen Gebieten und auch in allen Ständen. Man sieht, daß in vielen dieser Glaubensartikel des Aberglaubens ein goldener Kern der Weisheit liegt, eine Art Sittenlehre, die in

rohen Menschen nur durch ihr abenteuerliches Kleid, in gemüthvollen Herzen durch ihren poetischen Reiz Aufnahme finden.

Soll hier das Tischrücken erwähnt werden, soll ich auf den berückenden Spuk der Magie hindeuten? Soll noch vom Kartenaufschlagen, Wahrsagen, von Lottogeschichten die Rede sein? Nein, wir müssen auf ein dunkleres Feld übergehen, nämlich auf den schädlichen und verderblichen Aberglauben.

Arg sind die Teufelsgeschichten. Der Teufel liebt es, den Leuten in ihren Verrichtungen nachzuarbeiten und in der Arbeit allerlei Verwirrung anzurichten.

Um dem Teufel das boshafte Nacharbeiten zu verhüten, sinnt man auf allerlei Mittel und Wege und es ist theilweise gelungen, sich vor demselben sicherzustellen.

So z. B. unterlassen es manche Futterschneider ja nicht, wenn sie Feierabend machen, das Messer am Schneidstock mittelst einer Schnur anzuhängen. Die Schnur ist geweiht, das legt dem Teufel das Handwerk.

Schmiede machen, ehevor sie Abends die Werkstätte verlassen, drei Schläge auf den Amboß.

Rockenmädchen lösen die Schnur vom Spinnrade.

Schneider und Nähterinnen legen die Nadeln „übers Kreuz".

Holzhacker werfen, wenn sie im Freien arbeiten, Abends den Hackstock um.

Zimmerleute machen mit der flachen Seite der Hacke einen leichten kreuzförmigen Schlag auf das Holz.

Um die Feindseligkeiten der Landstreicher und die Hexereien der Zigeuner unschädlich zu machen, muß man ihnen gesalzenes Wasser nachschütten, wenn sie das Haus verlassen.

Ein durch den Blitz angezündetes Feuer kann kein Mensch löschen. — (Es wird also auch kein Versuch dazu gemacht.)

Seinem Schicksale kann man nicht entgehen; wenn das Unglück will, geht auch eine leere Butte los.

Zur Nachtzeit spuken die Gespenster besonders in Kirchen, auf Friedhöfen, an Wegkreuzen und Martertaferln, in Ruinen und unbewohnten Häusern. In letzteren ist bisweilen zu hören, wie Hafen, Stühle, Besen und andere Geräthe hin- und hergeworfen werden.

Hexen melken am Pfingstsonntag die Kühe auf der Weide und verwandeln sich dabei in Säugethiere.

Auch giebt es sehr viele gezauberte Gewitter, die indeß durch geweihtes Palmsonntagholz, durch Wetterläuten und Wetterschießen vertrieben werden können. Gezauberte Gewitter sind durch Haare zu erkennen, welche in den Hagelkörnern eingeschlossen gefunden werden. Das sind Haare von der Hexe, welche sich nicht selten in einen Wettergeier verwandelt; werden die verbrannt, bevor die Hexe noch in ihre menschliche Gestalt zurückkehrt, so muß sie ihr Lebtag lang

ein Wettergeier bleiben. Von dem Pfarrer verlangt sogar manche Gemeinde, daß er durch seinen Segen (Jacobisegen, Lucasgebete, Himmelsbriefe u. s. w.) das Gewitter vertreibe, ist er das nicht im Stande, so verliert er oft das Vertrauen der Leute.

Es giebt auch Hexeneier, und wer ein solches aufschlägt, der wird urplötzlich von einem übelriechenden Nebel umgeben und um ihn hebt es an zu blitzen, zu donnern und zu hageln und er kann von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davon kommt.

In vielen Gemeinden wird am Charsamstag auf dem Friedhofe aus morschen Sargbrettern ein Feuer angemacht; jeder Hausvater sucht von diesem Feuer auf seinen Herd zu bekommen und ist besorgt, daß es das ganze Jahr hindurch nicht auslischt. Das ist das heilige Feuer, und schützt vor Blitz und Brand und anderem Unglück.

Und die Heilung von Krankheiten durch „Sympathiemittel", die unzähligen Arten von Wundercuren!

Für Rheuma ist gut, sich nackt in einen Ameishaufen zu setzen; die Auszehrung kann z. B. durch folgendes Gebetlein, welches aber alle Tage wiederholt werden muß, geheilt werden:

„Gottes Vater, Gottes Sohn,
Und der Geist im höchsten Thron:
Mark und Blut, Fleisch und Bein

Soll von Dir gesegnet sein,
Du heiligste Dreifaltigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit."

Bei diesen Worten müssen alle Theile des Körpers bekreuzt werden.

So ist auch für Hühneraugen das Abbeten das sicherste Mittel. Und wenn Du an Deinem Körper Warzen hast, so nimm einen am Charfreitag gesponnenen Faden, mache in denselben so viele Knoten, als du Warzen besitzest, begrabe ihn unter den Dachtraufen, und bis der Faden verfault ist, werden Dir alle Warzen vergangen sein.

Es wird auch gesagt, daß in mancher Apotheke alljährlich ein Mensch zerstückelt und zur Medicin verwendet, und daß daraus gar manch geheimnißvolles Mittel erzeugt werde.

Aber all die heiligen, geheimnißvollen Mittel helfen nichts, wenn der Todtenvogel schreit. Eine Eule ist's, die um das Haus krächzt, ein Uhu ist's, der auf dem Firste jauchzt — und Eines von den Hausbewohnern muß fort, da hilft nichts, da ist das Holen des Doctors überflüssig, da ist der Gang zum Todtengräber das Vernünftigste. Der Todtengräber aber weiß es auch schon im Voraus, wenn wer stirbt; da beginnen einige Nächte früher an der Wand sich die Sargstricke zu schlängeln und zu winden, und sie rasseln ordentlich — da weiß der Mann schon, daß er ein neues Grab zu bereiten habe.

Indeß frische Graberde ist gut für die Lungensucht! . . .

Wir sind am Grabe angelangt. Wir dürfen selbst hier noch nicht umkehren, wir müssen vollends hinabsteigen in die dunkelsten Gründe.

Steigt doch auch jener unheimliche Mann hinab in das neuaufgeschaufelte Grab, wühlt die Leiche aus — er gebraucht sie. Mit Schuhen aus Menschenhaut will er um seine Waldhütte einen Kreis treten, denn ein solcher Kreis ist ein sicherer Wall gegen alles Unheil. Und er holt das Herz aus der erstarrten Brust des Todten, um es zu verzehren, auf daß er Zaubermacht habe gegen die Elemente.

Es ist noch nicht so lange her, daß man im Gebirge einen Burschen hinrichtete, der — Du sträubest Dich, liebe Feder, es aufzuschreiben — ein schwangeres Weib umgebracht hatte, um von dem Kinde im Mutterleibe die Fingerchen zu bekommen.

Er wollte dieselben bei Diebstählen anzünden, denn er hatte gehört, daß so lange in einem Hause zur Nachtzeit solche Kerzen brennen, die Leute nicht aufwachen können.

Und meine Großmutter hatte einen Mann baumeln gesehen, der sechs bräutliche Mädchen ermordet hatte, weil die Sage war, daß der Genuß der Herzen von sieben Bräuten unsichtbar mache. Das Scheusal hatte auch schon das siebente Opfer in den Klauen, aber das entkam ihm und brachte den Bösewicht vor den Richterstuhl. —

Ich habe im Geiste gesehen, lieber Freund, wie Du auf dieser unserer Wanderung mehrmals den Kopf geschüttelt hast; wohl dem, der ausrufen kann: Es ist unglaublich! — und ähnliche Dinge nicht erfahren hat. Ich habe einerseits die Poesie und andererseits die Abscheulichkeit gesehen, die in der verwahrlosten Seele des Volkes ruht, und ich habe hier nur ein *flüchtiges* Bild davon gegeben.

Der Aberglauben ersterer Art wird wohl nie ganz auszurotten sein, es ist hier nur das Eine zu wünschen, nämlich, daß das Volk an ihm die Form und den Geist unterscheiden lerne. Der Aberglauben letzterer Art muß ausgetilgt werden mit Stumpf und Wurzel. Es ist an dieser Vertilgung in den letzten zwei Jahrhunderten, Gott sei Dank, viel gethan worden, aber noch immer klebt an dem Herzen unseres Volkes von den Abscheulichkeiten solchen Aberglaubens und Vorurtheiles ein erklecklicher Theil.

Durch liebevolle und redliche Leiter auf dem Gebiete der Religion, durch umsichtige und gewissenhafte häusliche Erziehung und durch die Volksschule muß hier gebessert werden. — Das Trudenkreuz möge uns weiter nicht anfechten; kehren wir zurück zu einem traulicheren Einrichtungsstück des Hauses.



Die Uhr.

Horch! ich höre Schritte. Die Zeit geht durch das Haus — die Wanduhr tickt. Schon seit Jahrzehnten geht die Wanduhr ihren gewohnten Schritt, und wird, so Gott will, auch noch eine gute Weile gehen, um den Leutchen im einsamen Bauernhause gewissenhaft die Tage zur Mühe und die Nächte zur Ruhe vorzumessen. Der Bauer zieht sie jeden Tag einmal auf, und sie lebt und webt. Ei, denkt er sich, warum ist nicht auch der Mensch zum Aufziehen eingerichtet? Doch selbst die liebe alte Wanduhr wird müde und ihr Zifferblatt erblindet wie das Gesicht des Großmütterleins, und die Maschine stockt endlich — denn die Rädchen sind von Holz. Aber der Bauer ist auch nicht von Eisen.

Eine gute hölzerne Wanduhr überdauert drei Bauern, und hat sie stets gleiche Wärme und gleiches

Gewicht (denn die Mäßigkeit verlängert selbst der Uhr das Leben), überdauert sie wohl auch noch den Vierten. Die Zeiten aber mögen sein wie sie wollen, in Mißjahren, in Krieg und Pest geht die Uhr ihren gleichen Schritt; über Glück und Noth und Sterben schreitet sie ruhig dahin. Wenn man's recht bedenkt: Aus des Menschen Hand ist nichts Kühneres, aber auch Entsetzlicheres und Grauenhafteres hervorgegangen, als die Uhr, dieser geheimnißvolle Maßstab, mit dem er sich, unbekümmert um Sonnen- und Mondeskreisen, von der Ewigkeit gelassen seine Tage abmißt. Und bricht der Mensch auch plötzlich todt zusammen, die Uhr geht eine Zeitlang noch über ihn hinaus und läßt sich immer wieder aufziehen, wenn über dem Todten schon längst das Gras wächst auf dem Kirchhofe.

Und weil das ein gar so beständig Ding ist, so ereignet es sich auch nur alle zehn oder fünfzehn Jahre einmal, daß jener Mann mit seiner an allen Enden klingelnden und schrillenden Trage zur Thür hereinsteigt. Ein merkwürdiger Mann! Er trägt, wenn man's so nehmen will, unberechenbare Zeiten auf dem Rücken; er schleppt der jungen Haustochter Hochzeit, der Bäuerin Großmutterschaft und des Bauers Sterbestunde mit herein. Aber das alles ist tief versteckt in den Rädchen und Zeigern und Schlagschellen der Uhren, welche dereinst die Stunden der Geschicke verkünden werden.

Die Trage steht auf der Sitzbank, der Träger daneben trocknet sich das Antlitz. Etwas weiter ab lauert der Bauer; er sagt, er brauche keine neue Hausuhr, es sei die alte noch da, und schlagen thäte sie auch. Die Bäuerin hört das Wort und will auffahren — jetzt hat sie schon gemeint, er habe von ihr gesprochen.

Der kleine Bub ist auch da und beguckt die Trage von allen Seiten, und schrickt völlig zurück, wenn eine Metallfeder schrillt. Er hat was gesehen; über einem Zifferblatt lugt ein grünrother Kukuk heraus; und so oft der Mann die Stunde spielen läßt, hüpft der Vogel hervor und schreit die Zahl.

Der Junge zupft den Vater beim Hemdzipfel, daß der Vater die Kukuksuhr kaufe. Der Kleine hatte sonst sein Herz bereits an lebendige Vögel, an Lämmer, Kälber und Mundharmoniken gehangen, aber all das erblaßt nun plötzlich wie die Sterne vor der Morgensonne, und eine ganze neue Welt geht ihm auf in der Kukuksuhr.

Jetzt kommt der junge Knecht des Weges. Der frägt den Krämer heimlich, ob er nicht eine Uhr habe, die in der Nacht langsamer ginge als am Tage; mit der alten rußigen Hausuhr sei es nicht mehr auszuhalten; kaum thue man des Abends die Augen zu, daß man ein wenig ruhe und von den Lotterienummern träume, so brumme sie schon wieder zum Aufstehen, und da sehe man nur die Bos=

haftigkeit, um ganze sieben Stunden habe sie den Zeiger vorgeschupft. Dahingegen aber trotte sie am Tage so schlaftrunken dahin und komme nicht weiter, und es könne der Magen zehnmal zum Essen rufen, die Mahlzeit sei kaum zu erwarten. Das sei keine Uhr für ein ordentlich Bauernhaus.

Die alte gichtische Einlegerin hinkt herbei, die sagt just das Gegentheil. In der Nacht, wenn alles Andere schliefe, hebe auch die Uhr an zu duseln, und das seien ewig lange Stunden, bis einmal der Hahn anhebe zu krähen.

Die Bäuerin hinwiederum ist schon sieben Jahre im Haus und weiß kaum, daß die Uhr ein Schlagwerk hat. Sie hört kein Schlagen und sie denkt an keine Stunde, sie mißt die Zeit mit ihrer Arbeit. Sie geht ins Bett, wenn sie fertig mit der Küche, sie steht auf, wenn sie ausgeschlafen. Und so pünktlich ist sie hierin, daß sich jede Uhr und jeder Hahn und jeder Morgenstern nach ihr könnte richten. Und wenn der Bauer mit den Worten: er brauche keine neue Uhr, es sei die Alte noch da, mit letzterer wirklich sein Weib meinte, so hätte er nicht Unrecht.

Aber, daß ich nur wahrhaftig bin, der Bauer kümmert sich um die alte braune Hängeuhr weit mehr, als um sein ehlich Gespons, und so lange er in ihrem Bereiche ist, horcht er stets wohlgefällig auf ihr Ticken, und wenn sie schlägt, so zählt er

in jeglicher Lage andächtig die Schläge, und wäre er mitten im Vaterunser.

Nun sind noch andere Leute im Hause. Die alte Magd kehrt sich an die Uhr höchstens, wenn sie krank ist; da verschreibt ihr der Bader: Alle Stund' ein Eßlöffel voll!

Der alte Knecht aber steht auf die Hausuhr gar nicht an, der hat sein „Zeugel“ mit dem mächtigen Schildkrötengehäuse an der Magengrube liegen, das ist ein Stunden- und Wegweiser durch dieses Leben. Hat er seine Uhr in der Tasche, so ist er gewappnet und fest, da weiß er, was er zu thun hat und geht langsam und sicher seiner Wege, und er ist auch noch niemalen früher hungerig geworden, als es auf seiner Uhr Essenszeit war. Wenn aber diese seine Uhr — des Herrn Rathschluß ist unerforschlich und rückt dereinst auch noch die Weltenuhr aus ihrem Geleise — wenn also diese Sackuhr doch einmal stehen bleibt, so bleibt der alte Knecht eben auch stehen und stopft sich ein Pfeifchen.

Mit der jungen Magd verhält sich's so: wenn sie auf die alte, braune Hängeuhr sieht, so hat sie keinen Liebhaber. Hat sie einen Liebhaber, so hat sie von diesem auch ihre eigene Sackuhr, auf die sie schaut und vertraut mit getreuestem Herzen, da mag der Zeiger schon stehen wie er will.

Auf vertrautestem Fuße jedoch mit der alten, rußigen Hängeuhr ist die junge, hübsche Tochter des

Hauses. Das ist die Einzige, die dem Kettenhund ihre Hand darf in den Rachen legen, ohne daß er sie zerfleischt, und sie ist die Einzige, die auf den Schemmel steigen und der alten Brummerin den Zeiger verrücken mag, ohne daß es der Bauer merkt.

Da trifft es sich zuweilen, etwa so nach einer lieblichen Samstagsnacht, wenn des Nachbars Sohn spät noch im Mondenschein vorüberging und sich an dem Hausbrunnen einen frischen Trunk gönnte — trifft es sich, sage ich, am Sonntagsmorgen, daß der Hahn wider alle Gewohnheit vor drei Uhr kräht und daß der Morgenstern eher zum Fenster hereinlugt, als der Hausvater durch dasselbe hinausstarrt und die Hausleute vom Schlafe aufpoltert. Die Uhr hat eben auch ihren Feierabend gehabt, hat gestern Abends, wie der Nachbarsbursche am Brunnen getrunken hat, ein wenig zugehorcht, wie das Wasser plätschert — hat sich um eine ganze Stunde verspätet. Die junge hübsche Tochter aber hat recht ausgeschlafen und ist zufrieden.

Solch wiederholte Vorkommnisse von Unverlässigkeit der alten Uhr sind es auch, die den Bauer heute länger vor dem Uhrenkrämer stehen lassen, als er es sonst vor Hausirern zu thun pflegt. Der Krämer bindet seine Trage auf und legt mehrere Gattungen Uhren mit hellen Zifferblättern, kohlenschwarzen Ziffern, funkelnden Zeigern und rothen

Blumen an der Stirne aus. Alle lächeln so hold, als hätten sie lauter glückselige Stunden in sich. Und das Büblein hat mit dem Kukuk schon so weit Bekanntschaft geschlossen, daß es seinen Finger hinzuhalten wagt, bis der Vogel hervorspringt und danach picken will.

Der Bauer hebt zu feilschen an. Der Krämer betheuert, das sei seine einzige Kukuksuhr und er hätte sie eigentlich schon dem Bürgermeister von Bumshöfen versprochen: wenn er sie aber doch hier weggebe, so thue er es rein dem Knaben zu lieb, das sei so ein herzig Bübel, und er sei schon so, er sei ein wahrhaftiger Kindernarr. Desweg verlange er für die Uhr auch nicht einen Pfennig Profit, und er, der Bauer, möge es nur frei sagen, was er geben wolle.

„Ja mein, ja mein,“ hebt der Bauer an, „was mag denn so ein Zeugl auch werth sein? Ich denk' — eins — zwei — drei — vieri — fünfi — sechsi — siebeni — achti — neuni —“

„Jesses, um acht Gulden geb' ich sie Euch!“ schreit der Krämer, „von Euch verlang' ich keinen Profit.“

„Was habt Ihr denn?“ sagt der Bauer gedehnt, „bei dem Geschrei kann einer nicht einmal ordentlich nachzählen, wenn die Uhr schlägt. Ich denk' — hab' ich sagen wollen — ein Gulden dreißig Kreuzer ist häufig genug für den Scherben, häufig genug, gelt, Alte?“

Da verliert der Hausirer kein Wort mehr; mit so einem Menschen hat er nichts weiter zu reden. Er beginnt seine Trage zu binden.

Der kleine Junge merkt Unheil, sein Mund beginnt sich zu dehnen, die Unterlippe legt sich heraus, die Mundwinkel biegen sich tief abwärts auf beiden Seiten und der Seelenschmerz löst sich auf in ein schrilles Geheul.

Das ist der maßgebende Moment. Die Bäuerin tritt vor und ersteht die Kukuksuhr um drei Gulden.

Und die alte Rußige muß fort von ihrem Platz, den ihr des Bauers Großvater in Ehren angewiesen, muß hinaus in die finstere Rumpelkammer. Dort nagen die Mäuse an ihren bepichten Schnüren; der Zeiger steht still und weist immerfort auf X, und das ist das Grabkreuz.

In der Stube aber tickt die neue Uhr, und der Kukuk schreit Sommer und Winter, jahraus, jahrein und lockt zuletzt dem Jungen — dem jungen Bauer ein Weibchen ins Haus.

Das Weibchen paßt wohl recht zur freundlichen Uhr mit dem heiteren Vöglein und ist wie die gute Stunde.

Die Handwerkerbank.

Der Hausvater ladet uns ein zum „Niedersitzen“.

Wir wollen uns aber die Bank früher ansehen; wir finden vielleicht die Brandspur eines Bügeleisens, oder etwan gar einige Tröpfchen Schusterpeches daran. Es ist eine Handwerkerbank. —

Setzen wir uns einstweilen darauf und unterrichten wir uns des Näheren über die Werkstatt im steierischen Bauernhause.

Ein rechter oberländischer Bauersmann könnte sein Haus und Hof und was dazu gehört getrost mit einer chinesischen Mauer umgeben. Er benöthigt nichts von der Welt herein, hat aber auch nichts für die Welt draußen. Was er für sein und der Seinen Leben braucht, das wächst auf seinem Grund und Boden, in seinem Stall. Der Wald liefert Bauholz und Geräthe, das Feld und der Garten Mehl, Ge-

müse, Obst, Leinwand, der Viehstand Wolle, Leder, Fleisch, Eier u. s. w. Ein echter und rechter Bauer soll nach altem Grundsatze nichts Fremdes im Hause und am Leibe haben. Leute, die Flachs verschachern, Schafwolle verkaufen und Baumwolle und Seide am Leibe hängen haben, sind keine Bauern, sind — der echte altmodische Landmann zerbeißt vor Zorn sein Pfeifenröhrchen, wenn er nur daran denkt.

Indeß, so ganz kann er das Fremde doch nicht missen. Wenn der rechte Bauer auch z. B. sein eigener Schmied, Sattler, Wagner, Tischler und Binder ist, so giebt es doch andere Bedürfnisse, deren Erfüllung auf seinem Eigengrunde nicht wächst. Er merkt es gar nicht, wenn er, sein Pfeifchen schmauchend, behäbig durch das Fenster auf seinen wohlbestellten Hof blickt, daß er den Rauch eines weltfremden Krautes saugt, daß er durch ein Ding guckt, welches in seinem Kohlgarten nicht gewachsen ist.

Sein Rock aber und sein Stiefel ist im eigenen Hause gemacht worden, vom ersten Faden an bis zum letzten Drahtzug. Und doch ist der Mann kein Schneider, kein Schuster. Der Bauer giebt seinen Stoff nicht auf eine Minute lang und nicht einen Strich weit aus dem Hause — hingegen ruft er den Handwerksmann mitsammt seiner Werkstatt in dasselbe herein.

Ist aber ein ernst Beginnen, wenn die Handwerker kommen; der Hausfrau bangt vor den Leuten.

Sie hebt schon Tage vorher an, das Geschirr zu scheuern, die Stube zu reinigen, die Vorrathskammern zu füllen. Oben im kühlen luftigen Dachboden wird das Bett neu eingestroht und überzogen, werden die Spinnengewebe zerstört und die Mäuselöcher verstopft und die Wespenkrüge vernichtet. Denn die Handwerker, das sind heikliche Leute. Die Hausfrau darf sich's nicht mit ihnen verderben, oder es erleidet ihr guter Ruf die empfindlichsten Rippenstöße. Versteht sie es aber, den Handwerker die paar Wochen Aufenthaltes in ihrem Hause zu hegen und zu pflegen mit dem Besten was Küche und Keller bieten, dann mag sie getrost in die Zukunft blicken — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommen mag und muntert dadurch die übrigen Wirthinnen zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

Von den Wämsern, Hosen, Stiefeln u. s. w. wollen wir übrigens hier nicht sprechen, wird alles zur vollsten Zufriedenheit hergestellt. Der Handwerker hat außer seiner Kunstfertigkeit noch anderes Bedeutsame an sich. Er ist Insonderheit das Zeitungsblatt der Gegend; ein Organ, welches mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit alle Tagesvorfälle zur Notiz bringt, in die dunkelsten Gemeinde- und Familienverhältnisse einzudringen versteht, sie veröffentlicht, alles einer rücksichtslosen, unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das klarste und scharfsinnigste erörtert und entscheidet. Daß Politik

und Feuilleton gebührende Würdigung erfahren, versteht sich wohl von selbst. Die Eintheilung des lebendigen Zeitungsblattes hinsichtlich der Zeit ist etwa folgende: Vormittags, wenn die Hausfrau in der Stube anwesend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarschaft auseinandergesetzt; beim Mittagstische, wenn Hausvater und Gesinde zugegen, wird der politische Leitartikel losgelassen. Am Nachmittag, wenn wieder nur die Hausfrau am Rocken sitzt, kommen die Gerüchte und Familiengeheimnisse zur Erörterung — oft so prickelnde Notizen, daß der Spinnerin hell der Faden reißt. Beim Nachtmahle und nach demselben steht das Feuilleton: Gespenster- und Räubergeschichten, daß es gerade gruselt und die jungen Leute gar nicht einzeln schlafen wollen. Somit ist die Nummer geschlossen. Sie ist stempelfrei.

Für das Gesinde sind die Tage der Handwerker eine gute Zeit — da giebt's große Knödeln und fetten Sterz.

Um die Winterszeit sucht der rationelle Bauer die Handwerker möglichst zu entbehren, denn, obwohl der Taglohn sich gleichbleibt, und obwohl auch fünfmal des Tages gegessen wird, so sind doch die Tage kurz und will die Arbeit nicht recht vorwärts. Erst im Frühjahre sieht sich der Bauer nach den Leuten um.

Zuerst kommt der Weber.

Flachs und Wolle des letzten Jahres sind den Winter über durch Kamm, Spinnrad und Haspel

umgearbeitet worden und harren des Schiffchens. Kommt also der Weber. Der hat in der Nachbarschaft sein Häuschen und sein Weib. Das Häuschen wird am Montag zugeschlossen, das Weib geht auf Tagewerk, er selber geht ins Webern. Er ist ein großer, glatzköpfiger Mann und hat die Gicht. Jeder Weber ist gichtisch und gallisch, denn im Handwerk liegt viel Aerger und Verdruß, davon kommt's.

Der Webstuhl steht schon bei dem Bauer. Das Gerumpel richtet viel Unordnung an in der Stube; alle Betten und Kästen und Stühle werden umgerückt; zum Glücke bleibt der Ofen unbehelligt. Der Ofen ist des Webers bester und wärmster Freund. Der große Haspel wird aufgerichtet, um die Strähne auf kleine Spulen abzuschweifen; dann beginnt die Arbeit am Webstuhl, es wird angehakt und eingezogen und dann hebt in Gottesnamen das Webern an. Aber so ein Schiffchen ist ein leichtfertig Ding, trotz des Gottesnamens hüpft es nicht selten aus dem Netz und reißt den Faden ab, und springt unter das Gebälke hinein in den hintersten Winkel der Stube — kaum mehr zu finden. Ein bös' Gesicht macht der Weber; der Faden war bauchig, kropfig — die Spinnerin hat die Schuld. Sich ärgern hilft aber nichts; der Weber knüpft seine Geduld und den Faden wieder an und neuerdings beginnt die Schifffahrt auf den leinenen Wellen.

Ist endlich solchergestalt der Flachs zur Leinwand geworden, so wird die Wolle auf ähnliche Weise zum Loden. Bis der Weber mit Allem fertig, ist er förmlich zum Hausfreunde geworden. Und ist endlich die letzte Elle über den Rollbaum, so backt die Hausfrau das „Fortgehkoch“, händigt dem Weber den geringen Wochensold und den „Sterbrotlaib“ ein, ladet ihn für den nächsten Sonntag zum Mittagsmahl und sagt: „Jetzt behüt Dich Gott, Weber, nichts für ungut und verred' Dir unser Haus nicht.“

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wiese gelegt und fleißig begossen. Bleiben einzelne Fäden braun, oder haben sie einen Knollen, so heißt es: „Da steckt der Weber drein.“

Dieser aber webert schon längst in einem anderen Hause, webt fort und fort, verwebt sein Leben, und aus all den Fäden, Fleiß und Geduld wird nicht selten ein Hungertuch für die alten Tage.

Im Laufe des Sommers kommen die Schneider, um das Webezeug seinen Zwecken zuzuführen.

Das geht aber nicht so schnell: „ein Schneider schickt drei Lugen, bis er selber kommt in die Stuben“. Als er endlich — unversehens wie der Tod — doch zur Thür hereintritt, erschreckt die Hausfrau „bis in die Seel' hinein“; sie hat keinen Zwirn in Bereitschaft, sie hat keine Knöpfe daheim, und das Halterbübl, das des schadhaften Beinkleides wegen schon wochenlang im Pelze seines Vaters ein-

herwackelt, das ist heute zu hinterst im Wald oben; — wie kann der Schneider seine Beinchen messen?

Aber es kommt alles in Ordnung und die Schneider sitzen am Tisch; Schere, Bügeleisen, Nadelpölsterchen, Stemmeisen und noch ein paar andere Dinge sind ausgepackt — und die Werkstatt ist eingerichtet. Der Meister geht mit seinem Maßfaden und umarmt alle im Hause, Männer und Weiber, die ein Jöpplein bestellen. Beim Zuschneiden pfeift der fröhliche Meister einen „Landler", der fährt dem Gesellen arg in die Beine; zu hüpfen fängt das Bürschchen an und da giebt ihm der Bauer den Rath, er möge sich das Bügeleisen an den Leib hängen, daß ihn der Wind nicht vertrüge, und der Halterbub pfeift das Liedchen:

„Dreizehnthalb Schneider
Wiegn vierzehnthalb Pfund,
Und wenn sie 's nit wiegn,
So sein s' nit recht g'sund!"

und dann ahmt er das Meckern eines Ziegenbockes nach.

Doch, das Handwerk in Ehren! die Küchenthür öffnet sich, die Hausfrau naht mit einer Schüssel Krapfen.

Ein rechter Schneider muß sechsmal des Tages essen können. Das Essen ist aber auch seine einzige Erholung, abgesehen von der halbstündigen „Lichtfeier" in der Abenddämmerung, die der Meister gern

mit einem frommen Gebete auf grünem Anger oder in der Stube zubringt, der Geselle bei den Mädchen in der Küche oder Futterkammer vertändelt. In aller übrigen Zeit, von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends, wird mit der Nadel geschafft. So geht es bis zum Feierabend am Samstag — dann kommt der Abschied und die Schneider fliegen davon. Zur Sonntagsruhe läuft der Schneider meilenweit, denn nur im Laufen rastet er sich aus.

Im Herbste, wenn das Leder gegerbt ist, was der rationelle Landwirth stets selbst besorgt (hat er doch den Gerbestoff in seinen Baumrinden) — kommen nun die Schuster. Auch diese versprechen ihr Kommen gemeiniglich monatelang, ehvor sie Wort halten; aber der Bauer ist gewitzigt und wirbt schon um einige Monate früher, als er sie braucht. Wehe aber, wenn sie kommen, und es ist Leder oder Drahtgarn nicht fertig! Die Schuster sind nicht harmlos; es ist aus solchen Anlässen geschehen, daß sie den Bauer in die halbgegerbte Haut eingenäht haben.

Die Schuster sind nun die Herren im Hause; sie wollen täglich ihren Wein. Berußt und bepecht — aber meist jung noch an Jahren ist so ein Wanderschuster. Die Werkstatt trägt er in einem Holztrühelchen, so auch die Leisten mit sich auf dem Rücken; der Dreifuß bleibt im Bauernhause zurück und dient das Jahr hindurch — bis die Herren von Drahtzug wiederum kommen — als Betschemel.

Im Laufe der Schusterzeit muß der Hausvater ein wachsames Auge auf sein weibliches Personal haben. Das leidige Anmessen! Da nimmt so ein Knappe sicherlich immer ein viel höheres Maß, als die Schuhe hoch werden sollen.

Aufathmet das Haus, wenn endlich das letzte Paar Schuhe fertig auf dem Nagel hängt.

Die Hausfrau schleppt noch einen ungeheueren Brotlaib herbei und legt ihn dem Meister vor, als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauses in Gnaden gedenke. —

So läßt der Bauer den Bedarf in seinem eigenen Hause decken und die Leute müssen kommen und ihm dienen. Ist aber zuweilen und mitunter ein wenig unvorsichtig, sein Haus so zu allerlei Werkstätten herzugeben. Die Leutchen lassen häufig Spuren zurück; sei es in der Vorrathskammer, sei es im Herzen des Haustöchterleins . . . . Des Weiteren können wir uns nicht einlassen. Gott gebe uns für den Winter ein warmes Wams und ein Paar gediegene Stiefel!



Die Heimsucherpfann'.

Heimsuchung! — Wenn uns Gott heimsucht, da giebt es Kreuz und Leiden; wenn uns die Leute heimsuchen, da giebt es allerlei Artigkeiten und manchmal ein wenig Tratsch. „Visite nennt's der Städter, aber der Bauer, der nichts gelernt hat und sich nicht deutsch ausdrücken kann, sagt: Heimsuchen."

Die meisten Heimsuchungen kommen in der Schwäger- und Gevatterschaft vor, also in jener Art von Verwandtschaft, die man sich selbst macht. Heimsuchungen von Blutsverwandten sind nicht immer willkommen, geht's dabei anfangs auch auf die höflichste Weise her — und Bauernhöflichkeit kann gar oft berückend sein — so endet's doch häufig mit einer Schuldforderung oder Erbschaftsangelegenheit — mit Zank, Streit und Feindschaft. Heimsuchungen, die sich ohne Einladung ereignen und wiederholen, haben auch

sonst oft ihre besonderen Gründe. Wenn ein Dienstbote für das nächste Jahr z. B. beim Grundbichler dienen will, so trachtet er in diesem Jahr beim Grundbichler möglichst viele Heimsuchungen zu machen, mit dem Bauer eine Art Freundschaft zu pflegen, bis sich der Leihkauf vollzieht. Wenn dem Bauer aber ein heiratslustiges Mannsbild wiederholt ins Haus kommt, so mag er einmal Umschau halten unter den Seinen, ob nicht ein hübsches oder wohlhabendes Mädchen darunter ist.

Gehört der Besucher der ärmeren Classe an, oder hat er einen weiten Weg zu machen, so nimmt der Hausvater selber den Brotlaib in die Hand und schneidet ihm ein schweres Stück zum „Einschieben" ab. Der Andere weigert sich, es anzunehmen: „Na, Du, ich hab' mir meinen Theil schon abgeschnitten. Da dürft' ich nimmer kommen, das thät' zu tief greifen. Na, halt ja, ich greif' gleich an und sag' fleißig: Vergelt's Gott!"

Ist gerade Mahlzeit, so wird der Besucher stets zu Tische geladen. Ist's ein besonders seltsamer (seltener) Gast, so wird ihm außer der Mahlzeit irgend eine Eierspeise gekocht. In Obst- und Weingärten fehlt selbstverständlich der Krug nicht.

„Geh, such' uns heim einmal!" damit lädt Dich der Landmann in sein Haus. Und wenn Du in sein Haus trittst, daß Du fein artig bist! Bauernhöflichkeit ist kein Spaß, die geht über die spanische Etikette.

Einstweilen wollen wir nur beobachten, vielleicht lernen wir etwas.

Die Muhme kommt! Die Muhme und die Godl.

Ueber das Gebirge sind sie gestiegen, um einmal nachzusehen, wie es dem „Knäbel“ geht. Das ist ein seltsamer Besuch, und groß geht's her dabei.

„O jerum, das Bübel ist ja schon großmächtig! Und wie's wachsen thut! Die muthschönen Augen die's hat! Ganz dem Vater seine Augen! Und Zahnerln kriegt's auch schon! Je, das ist schon gar! Schaut's es an, das faist Bröckel! Aber na, herzig! — Gehst her zu mir, Micherl! Seh, magst eine Birn, Micherl?“

Der Knab' ist bislang gegen die Weibsbilder noch stark zugeknöpft. Das soll sich aber ändern, sagt man. Um so offenherziger ist die glückliche Mutter. Wie dankbar ist eine Mutter, wenn man ihr Kind lobt! Und gar ein junges Weib, das den Ersten auf den Armen wiegt! Sie thut zwar scheinbar, als lehne sie ab; „halt ein Bissel schlimm ist er! Und mag eh nix derwachsen!“ Aber innerlich ist ihr das wärmste Lob, das ihrem Sprößling gespendet wird, eigentlich noch zu kühl.

Oder geht's dem Vater besser, der hinter ihr steht und mit großem Behagen den Rauch von der Pfeife bläst? Nicht der Rauch ist es, was ihm heute gar so wohl thut; die Lobsprüche der Muhme und der Godl sind's, die dem Sohne gelten. Besonders erkenntlich für die Ehren, die dem jungen Herrn des

Hauses angethan werden, ist der Türkel. Dankbar beschnüffelt er die Besucherinnen; wer es weiß, wie er gestern einem vacirenden Handwerksburschen in die Beine gefahren ist, der muß sein heutiges Wohlwollen überaus schätzen.

Gählings sagt nun aber die Mutter zum Mann: „Geh, nimm den Micherl! Eilends nimm ihn!“

Der Vater sieht's wohl ein, er hat ihn gegeben, er muß ihn auch wieder nehmen. Er thut's, kostet ihm aber die mit Neusilber beschlagene Pfeife, die ihm der kecke Junge aus der Hand schlägt. Micherle! Ich wette, Du wirst froh sein nach etlichen Jahren wenn dir's der Vater nicht heimzahlt!

Die Mutter ist in die Küche geeilt und nun einen Augenblick unentschlossen, ob sie einer Henne an die Eier oder ans Leben soll! — Doch an die Eier! Das kostet weniger Zeit.

Während es in der Küche prasselt und schmort, läßt sich in der Stube der Micherle von den Weibsbildern fangen. Da zappelt er in den Armen der Muhme, aber — entweder ist sie zu groß oder er zu klein, das Verhältniß geht bald in die Brüche.

Der Tisch wird gedeckt mit dem Festtuch, es kommt die Pfanne mit dem dampfenden Eierkuchen.

„Halt ein klein Bissel was,“ meint die Bäuerin, „trau' mich weiter hell nit recht damit für, 's ist nit gar gut gerathen; thut's doch nur verkosten.“

„Uh, Narrisch!" sagt die Gevatterin, „das wär schon gar zu viel! Aber so was! Deswegen sind wir nit kommen, deswegen. Gar kein Brösel, daß wir Hunger haben. So viel Umständ' machst! Eine Grobheit, daß wir da hergehen essen. Da müßt's wohl auch mithalten allzwei. 's selb' wohl, 's selb."

Für einen Hunger wär's eh zu wenig, sagt die Bäuerin. Sie thät auch allemal so viel essen, wenn sie zu der Gevatterin käme. Nein, mithalten nit, sie würden es schon selber wegbringen.

Aehnliche Artigkeiten werden nie außer Acht gelassen, wenn im Bauernhause geschätzter Besuch ist. Und wie sich die Besucherinnen endlich an die Speise machen, geht's nicht minder fein dabei zu. Ganz kleine Bissen werden in den Mund gesteckt, gleichwohl es nicht fehlte an Raum und Neigung für größere. Ein Rest muß in der Pfanne bleiben, so verlangt's die Art.

Hernach giebt's noch allerlei Höflichkeiten. „Wenn Weiber auseinander geh'n, so bleiben sie noch lange steh'n". Man weiß ja. Mitten in der Stube ein Ständchen, an der Thür ein Ständchen, am Hausthor ein Ständchen, am Angerzaun auch noch eins. Und dann: „Behüt' Euch Gott! Und noch einmal vergelt's Gott! Und bleibt's gesund bei einand! Schau, ein Bußel muß ich wohl noch haben vom Micherl! Nit! Kein's giebst her? Ein Kreuz lass' Dir machen über Dein Gesichtel! So! Behüt' Dich Gott, Schatzhaufen, her=

ziger! Und Dir auch, Bäurin, noch einmal behüt' Gott und nichts für Uebel haben! Such' uns heim bald! Und was wir gesagt haben, bei dem bleibt's. Aber jetzt müssen wir gehen, sonst kommen wir in die Nacht hinein. Behüt' Euch Gott beisamm'! Jesses, jetzt hätt' ich bald was vergessen, Du Bäurin, muß Dich noch fragen von wegen —"

So geht's von neuem wieder an und kämen nicht Nacht und Nebel und andere Trennungsursachen, die Weiber stünden so lange beisammen, bis die Bäuerin anstatt des kleinen Michel einen großen auf dem Arm hätte. Und die Muhme wäre mittlerweile alt geworden.

Ja, liebe Weibsleute, das Abschiednehmen ist ein gefährlich Ding, man kann alt werden dabei. Darum giebt's so viele alte Weiber. — „Behüt' Gott das letztemal!"



Der Kalender.

Auf dem Fensterbrett, oder auf dem Altarleistchen liegt der Kalender. Dieses seltsame steierische Büchlein ist eines näheren Studiums werth; es ist in der ganzen Kalenderliteratur das merkwürdigste Ding.

„Neuer Bauernkalender auf das Jahr (z. B.) 1881 — mit k. k. Privilegium, bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen. — Zu haben bei Leykam in Graz.“ So steht's auf dem Titelblatte.

Dieser Kalender ist einen Bogen stark, hat 1180 Illustrationen, wovon 216 reich colorirt sind, und kostet broschirt und versendet sammt Stempel à 6 kr. Alles in Allem 10 — seit Neuestem 12 — Kreuzer Oesterreicher-Währung. Dieser Kalender ist alljährlich in 260.000 Exemplaren verbreitet und für Leute eingerichtet, die — nicht lesen können. In jedem

Bauernhof und in jeder Hütte der Steiermark ist er zu finden und der Holzhauer trägt ihn in seinem Tagwerkbüchel und der Bettelmann in seinem Buckelsack und die Stallmagd trägt ihn an ihrem Busen, wie ein Amulet und thut zuweilen einen andächtigen Blick in die bunte Hieroglyphenschrift.

Das Wort Neuer Bauernkalender ist just nicht ganz buchstäblich zu nehmen, der älteste Jahrgang, den ich davon sah, datirte aus dem Jahre 1808, indeß geht seine Spur zurück bis in die Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Das Aeußere und das Innere dieses wahrhaftigen Volkskalenders aber ist sich gleich geblieben wohl seit seinem Entstehen bis auf den heutigen Tag; er erschien einst mit den gleichen und denselben 1180 Figuren und mit seinen Farben, mit seinen schwarzen und rothen Hütchen (Werk- und Feiertagen), mit seinen Sonn- und Mondesfinsternissen und Himmelszeichen und Monatbildern und Lostagen und Wetterregeln, wie heute. Er verzichtet auf alle Reclame und wird in ungeheueren Massen abgesetzt. Der Bauer muß ihn einmal haben, das ist sein Hausbuch, sein Evangelium. Dieser Kalender ist ihm Begriff der Zeit; zwanzig solcher Kalender, da ist noch das erste Viertel und er kann heiraten; sechzig solcher Kalender — dann ist Matthäi am Letzten. Es wollen sich viele andere Jahrbücher einschmuggeln, aber der Bauer mag sonst keines; in keinem sonst sind so viele Fasttagkreuze angesetzt, die

ihm Sterz und Krapfen verheißen, in keinem sonst sind die Bauernfeiertage so roth gemalt, als in seinem „neuen Bauernkalender“.

Er kann ihn im Spätherbste schier nicht erwarten, und wenn er ihn endlich heimbringt vom Krämer, so fällt gleich alles darüber her. Die Bäuerin zählt die Fasttage, die Knechte machen sich über die feuerrothen Feiertage her und die Mägde wollen vor Allem wissen — wie lang der Fasching ist. — „Wo ist denn Derselb' mit der großen Nasen und den langen Hörnern?“ heißt es, denn diese Figur bezeichnet die Fastnacht, und es ist ein Jubel, wenn sie gegen Ende des Hornung, oder gar erst im März steht — da giebt es gar viele Tänze und Hochzeiten und da kommt zuweilen doch Eine oder die Andere d'ran.

Ein gar verdächtiges Zeichen ist es, wenn sich eine Magd zu eigens den Kalender kauft und oft verstohlen in demselben blättert. Nicht der Heiligen Gottes wegen thut sie es, die sich durch all die zwölf Monate hin in buntester Reihe postirt haben, auch nicht der Fasttage und Feiertage und des Faschings wegen; es sind ihr ferners die Sonn- und Mondesfinsternisse und die Witterungen gleichgiltig, sie will was Anderes wissen, sie zählt Wochen ab bis zu der zwanzigsten, dreißigsten, vierzigsten und dort macht sie mit der Stecknadel ein Loch.

Nun ein wenig zu der Einrichtung des Kalenders. Die Zeichenbedeutungen sind voran zum Theile wohl

erklärt, aber auf die 216 „Heiligen“ ist nicht genügend Rücksicht genommen. Zu den „Heiligen“ werden nämlich auch die Zeichen der Finsternisse und Tageslängen gerechnet, da sie in dem Kalender mit jenen in gleicher Reihe stehen und roth oder gelb bemalt sind. Vorn auf dem Titelblatte sind Sonne, Mond und Sterne mit kohlschwarzen Strahlen. Unter diesen stehen drei Landleute in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, welche für „Sterngucker“ gehalten werden. Die Sterngucker, das sind die Kalendermacher, sind aber übernatürliche Wesen, denn ein Mensch kann sich nicht gleich hinsetzen und einen Kalender machen, er weiß ja nicht die Feiertage und die Witterung und wie lang der Fasching und ob in demselben Jahr nicht etwa der jüngste Tag ist!

„Solche Dinge wissen die Menschen wohl zu berechnen,“ sagte ich einmal zu einem alten Bauer, „sonst könnten sie ja auch die Sonn- und Mondesfinsternisse nicht voraussagen.“

„Sonn- und Mondesfinsternisse voraussagen,“ meinte der Bauer, „dasselb' wird wohl kein Zauberstückl sein, schaut Eins halt in den Kalender, d'rin steht's.“

Die Tageslängen werden in diesem Kalender durch eine Sanduhr angezeigt, auf welcher eine römische Ziffer die Sonnenstunden des betreffenden Tages bedeutet. Diese Figur wird die Uhr genannt. Quatember wird durch einen Stockfisch versinnlicht,

welcher, ungeschickt genug, zwischen den „Heiligen“ aufrecht steht und auch die Farbe und Größe derselben hat. Mittfasten ist eine große, gezackte Rose. Der Beginn und Schluß der Hundstage wird dargestellt durch zwei blutrothe Hunde, ebenfalls zwischen den Heiligen. Kirchweih ist ein Kreuz — das Sterbe- und Grabkreuz für manch jungen Burschen, der auf dem tollen Kirchweihfeste erschlagen wird. Zu Allerseelen steht das Bild des leibhaftigen Fegefeuers. Als erster Adventsonntag prangt ein ziegelrothes Kind im Mutterleibe mit zwei durchkreuzten Hörnern; als Christtag ein Kindlein, auf einem Polster liegend. Dieser Polster wird von cynischen Bauernknechten für den Christkrapfen gehalten. Den Freitag der Schmerzen Mariens bedeutet ein von sieben Schwertern durchbohrtes Herz; den Charfreitag ein schwarzes, aufrechtes Kreuz; den Ostersonntag eine rothe Fahne; Kreuz-Erfindung das Kreuz Christi mit den Marterwerkzeugen; Christi Himmelfahrt zwei Fußstapfen auf blutrothem Grasboden; Pfingstsonntag eine rothe fliegende Taube; Frohnleichnam eine gelbe Monstranz mit einer rothen Hostie.

Nun zu den Heiligen selbst, welche die Hauptsache sind. Die heiligen Bischöfe werden durch Bischofsmützen versinnlicht, die Päpste durch dreifache Kreuze und Kronen. Drei verschiedenartige Kronen übereinander bedeuten die heiligen drei Könige; ein rother Mann mit zwei Glöcklein am Stabe bedeutet den

heiligen Einsiedler Antonius; ein anderer rother Mann auf dem Pferde, dem in Gestalt eines orangegelben Fächers das Himmeslicht entgegenstrahlt, den heiligen Paulus, der sich eben bekehrt; ein anderer zinnoberrother Mann mit einem riesigen Schlüssel den heiligen Petrus. Ein zusammengedrängtes Häufchen weiterer rother Leute stellt die vierzig Märtyrer vor, eine Garnspule, an welcher zwei Ratten emporklettern, die heilige Gertrud; ein fliegender Löwe mit einem Buche den heiligen Marcus; ein Knäuel Gedärme um einen Bischofsstab gewunden den heiligen Erasmus; ein Lamm mit einer rothen Fahne den heiligen Täufer Johannes (das „Sonnwendlamperl“); ein nackter Mann unter einer Treppe kauernd den heiligen Alexius; ein feuerrothes Weib vor Kreuz und Todtenkopf kniend die heilige Magdalena; zwei übereinandergelegte Hände unter einem Kreuze das Fest Portiuncula; ein hochrother Prediger auf der Kanzel den heiligen Dominicus; ein nacktes Mädchen in den Flammen die heilige Afra; ein Menschenkopf auf dem Teller den heiligen Johannes (Enthauptung); und zwei Jungfrauen, die ihre eigenen Köpfe auf dem Schoße tragen, stellen die heilige Felicita und Regina vor. Ferner bedeutet ein Crucifix zwischen zwei Hirschgeweihen den heiligen Eustachius; ein rother Topf mit Bischofsstab den heiligen Rupertus; ein gelber Löwenkopf den heiligen Hieronymus; ein Mann unter dem Galgengerüste den heiligen Colo-

man; ein Wolf, der einen Holzklotz trägt, den heiligen Gallus. Von diesem Wolfe wird gesagt, daß er das Winterholz eintrage, weil Gallus in den October fällt. Eine rothe Menschenhaut, welche auch für eine — gerupfte Gans ausgegeben wird, versinnlicht den heiligen Martinus; ein gebrochenes Rad die heilige Katharina; ein Kelch mit der Hostie die heilige Barbara; drei Aepfel auf einem Tisch den heiligen Nikolaus; drei verschiedenfarbige Steine den heiligen Stephanus; ein Kelch mit der Schlange am Rande den heiligen Evangelisten Johannes u. s. w.

Von all diesen Figuren weisen dünne Striche auf die schwarzen oder rothen Hütchen, die unterhalb in einer Reihe stehen, die Tage vorstellen und mit den Himmels- und Witterungszeichen und den Datumsziffern versehen sind. Von den Witterungszeichen bedeutet ein Kreis mit einem Punkte in der Mitte: Sonnenschein; ein Kreis in vier Theile getheilt: hell, temperirt; ein Pfeil: Blitz und Donner; ein Handschuh: kalt; ein Kamm: Regen; ein Kamm mit Rundbogen: Nebel; ein Stern: anhaltend u. s. w.

Sonn- und Mondesfinsternisse werden durch Scheiben mit rother Halb- oder Ganzdeckung dargestellt; sie befinden sich ebenfalls in der Reihe der Heiligen.

Die zwölf Himmelszeichen dürfen weder als Monatsschild, wo sie sehr reich verziert und colorirt sind, noch bei den einzelnen Tagen fehlen, denn bei Landbau und Viehzucht ist sehr darauf Rücksicht zu nehmen;

und gar, wenn ein Mensch geboren wird, was sich denn wohl auch zuträgt, ist es unbedingt nothwendig, zu wissen, ob es im Löwen, oder im Krebs, oder im Steinbock, oder im Stier oder gar in den Zwillingen geschieht, weil das auf den Charakter des Neugeborenen von großem Einfluß ist. (Meine Landsleute lassen es nicht gelten, daß sie im Krebsen geboren; sie meinen in Zwillingen, weil sie sich gern paaren, und im Fisch, weil sie gern trinken.)

Diese Figuren und Zeichen nun muß der Bauer, der nicht lesen kann, auswendig wissen. Er weiß sie auch; da kennt kein Mönch sein Brevier so gut, als der Bauer seinen Kalender. Zudem knüpft sich für ihn an jede Figur eine Erinnerung, ein Wahlspruch, eine Regel, eine Sitte.

Und dieser Kalender ist ihm sein Tagebuch. Hier an den Tageshütchen merkt er sich's an, wann ein Sturmwind, ein Hagel (was nicht allzeit ganz genau mit den Witterungszeichen übereinstimmt), und merkt sich's an, wann seine Kuh „zugekommen" ist und wann sie gekalbt hat. Und hier im Kalender bezeichnet er die Geburt seiner Kinder und wann sie zur ersten Communion und zur Firmung gingen, und wann sie heirateten oder zu den Soldaten mußten. Und in diesen Kalender trägt er jegliches Ereigniß, Glück und Unglück ein, so über sein Haus gekommen, und die Krankheiten und Todestage seiner Angehörigen.

Ist das Jahr um, so wird ein neuer Kalender gekauft und der alte zu all den älteren geheftet. Und so bildet sich ein Familienbuch, eine Chronik des Hauses in Hieroglyphen, allen Nachkommen verständlich und heilig.

So lebt und webt dieses kleine, bunte Büchlein ungekannt und ungeahnt von der großen Welt, im Verborgenen, in den Geheimnissen des friedlichen Hofes, in dem Allerheiligsten der stillen Hütte und in dem Gemüthe.

Evangelium und Religion, Sitte und Talisman, Tagebuch und Hauschronik und Kalender dazu, das alles ist dem steierischen Landmanne dieses kleine, bunte Büchlein. Beim Alten bleibt er, so lange es sein „neuer“ Kalender bleibt; wenn es aber in diesem einmal steht, er solle sein Pferd in den Wagen setzen und sich selbst an die Deichsel spannen, so setzt er sein Pferd in den Wagen und spannt sich selbst an die Deichsel. Und wenn zu jedem Neujahr hundert und hundert Kalender erscheinen, wenn dereinst aber dieser einmal ausbleibt, dann rührt der Bauer keine Axt und keinen Pflug mehr an, dann legt er sich auf die Bank, denn dann ist's aus mit aller Zeit und der jüngste Tag ist nahe.





Der Bücherschatz.

Der Kalender ist durchaus nicht das einzige Buch im Hause. Es giebt auch ABC-Kundige und belesene Bauern. Und solchen gegenüber kommt die Literatur zu einer eigenartigen Bedeutung; der Landmann pflegt sie aber nicht ihrer selbst wegen, wie das in geschulten, ja selbst in gelehrten Kreisen mitunter der Fall ist — sondern seinetwegen. Er liest nicht, weil das Buch da ist, sondern er verschafft sich das Buch, weil er das Bedürfniß fühlt, sich über die Grenze seiner Welt herein Belehrung, Erbauung oder Erheiterung zu holen. Selten aber Unterhaltung. Das Wort Unterhaltung ist dem Landmann ein verdächtiger Begriff; — „Unterhaltung, das ist nur so für Leut', die nichts zu thun haben. Ich brauch' keinen Zeitvertreib, mir ruckt die Zeit auch so früh genug davon."

In seiner Landwirthschaft läßt er sich durch Bücher nicht unterrichten, wie er überhaupt zu Fachschriften wenig Vertrauen hat.

Von belletristischen Werken sagt er gern, daß sie „ein rechter Fabelhans“ geschrieben haben müsse, und selbst der „geistlichen“ Literatur setzt er mit den Worten: „Uh mein, 's Papier ist geduldig, da kann man d'raufdrucken, was man will“, sein gelindes Mißtrauen entgegen.

Und dennoch liest er — heißt das, wenn er das Lesen gelernt hat.

Von Schule ist allerdings nicht viel die Rede; sie macht, wird sie nicht richtig benützt, den Bauersmann gar oft schlechter, als er in seiner Einfalt ist. Die Schule erzieht auf dem Lande nebst vortrefflichen Menschen auch Winkeladvocaten, Hetzer, selbst Taugenichtse. Die erste Anwendung des Verstandes bei gemeinen Leuten besteht in Umgehung der Gesetze.

Die Lectüre des Bauers aber, der thatsächlich gute Früchte aus der Schule gezogen hat, besteht durchschnittlich in der Bibel, der Landesgeschichte, in Reisebeschreibungen, in Fabeln und Märchen phantastischen Inhaltes.

Ei, wie lange besinnt sich der Bauer, wenn er am Kirchtage vor dem „Büchelkrämerstand“ steht, wie unentschlossen und unbeholfen blättert er in dem Büchelchen, das er kaufen möchte, oder er frägt gar Pfarrer und Schulmeister um Rath. Zuweilen

aber wendet er sich bloß vertrauensvoll an den Krämer. „Hat Er nicht so ein Geschichtenbüchel, oder so, wo g'spaßige Sachen drin stehen, so vom Wünschhütel, vom Rauberhauptmann oder von einer schönen Prinzessin? — und wenn's nit gar zu theuer wär'?" —

Mustern wir denn die Literatur in einem Bauernhause. In dem maßgebendsten Bereiche des Hausvaters, das ist in der großen Stube, liegen auf den Wandstellen, oder auf Kästen und Fensterbrettern durchräucherte Bücher mit wurmstichigen Deckeln, Lederklappen und rothem Schnitt. — Was erzählen die närrisch verschnörkelten Buchstaben auf dem Titel?

„Großes Leben, Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter Mariä mit einem Anhange über die vier letzten Dinge — wohl approbirt durch Ihre Erzbischöfliche Gnaden u. s. w. von P. P. Kochem."

Ferner die „Lebensgeschichte der Heiligen Gottes eingerichtet für alle Tage und Festtage des ganzen Jahres, von M. Vogel."

„Geistlicher Hausschatz des alten und neuen Testamentes 2c."

„Vieharzneibuch zum Gebrauche für 2c. 2c."

„Hundertjähriger Kalender."

„Der reumüthige Christ, fünfzehn Betrachtungen von der Todsünd und von dem erschröcklichen Tod des Sünders und der ewigen Höllenpein." — „Be-

trachte, o christliche Seel", beginnt jedes Capitel in diesem Buche, und die letzten Worte sind: „Ende dieses Büchleins, der Ewigkeit kein Ende".

Das blaue und gelbe „Steuerbüchel" mit „Datum der Schuldigkeit", und „Datum der Abstattung".

„Der Weg zum Himmel, in kräftigen Gebettern und zierlichen Bildnussen dargestellt und gedruckt in diesem Jahre."

„Der große Katechismus mit Beispielen und ergötzlichen Historien für das liebe Landvolk."

„Der daumenlange Hansel mit dem ellenlangen Barte." — Und so weiter.

Die Bücher der Bäuerin:

„Das Zweiundfünfzig-Messenbüchel, enthaltend 52 heilige Messen für alle Sonntage des Jahres."

„Güldener Himmelschlüssel, auch damit das Fegfeuer aufzusperren und die armen Seelen zu erlösen."

„Heilig-Dreikönig-Gebetter oder morgenländischer Schutzmantel zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand 2c." — „Die sieben Schloß, womit sich ein frommer Einsiedler in das Herz Jesu verschlossen hat." Der „Tobiassegen, gegen böse Hexerei und allerhand Anfechtungen zu gebrauchen". — Alles in diesem Jahre zu Znaim gedruckt.

Ferner hat die Bäuerin etwa einen ganz besonderen Schatz, der in doppeltes Schweinsleder gebunden nur für die hohen Festtage bestimmt ist.

Der Titel desselben lautet: „Himlisch vnd Erquickende Morgen-Röt/ Das ist: Geistreicher Schatz der wohlriechenden Morgen-/ Abendt- vnd Meß-Gebetter/ Bueß-Psalmen 2c. Allen in GOTT lebenden Seelen zu Nutz vnd mehreren Eyfer zusamen getragen vnd mit schönen Bildern geziert. Der Allerheiligsten/ Großmächtigsten vnd Vnüberwindlichsten Fürstin vnd Frawen/ Frawen/ Jungfrawen Mariae/ gekrönten Kayserin deß himlischen Reiches/ Großherrscherin der neun englischen Heerscharren/ Gebohrenen Königin zu Israel/ Großfürstin deß gelobten heiligen Landes/ Fürstin aus Judaca/ triumphirende Zerknirscherin der alten Schlangen/ gewaltigen Widerbringerin der Heyden/ siegreichen Verweiserin der Ketzer/ allmächtigsten Fraw der ganzen Welt/ Jungfräwlichen Gesponss vnd Muetter deß Allerhöchsten/ 2c. — seiner nach GOTT allergnädigsten Kayserin vnd Frawen/ Frawen/ Allerheiligsten vnd Jungfräwlichen der GOTTES Gebährerin Majestet demütigster Knecht J. J. K. T".

Nach solchem Eingange kann man sich den erhabenen Inhalt des Buches denken.

In dem Buche als Merkzeichen und zum Küssen und Abbeten liegen bunte Heiligenbilder. Missionsgebete, etwa ein Traumbrief und der Bericht von dem „allheilsamen, wunderthätigen Rosenbuschbalsam". Unter den Büchern des Schulknaben befindet sich ein „Christliches Baumgärtlein, Meß-, Morgen- und

Abendgebete mit Litaneien" und „Die schöne Magelona mit dem Grafenpeter".

Die Schulbücher des Jungen tragen auf dem ersten Blatte gewöhnlich folgenden Vers: „Liebes Büchlein, laß dir sagen, wenn dich Jemand weg will tragen, sag': laß mich liegen in Ruh, ich gehöre dem N. N. zu."

Indeß kommt selten Jemand vor, der die Schulbücher „weg will tragen".

Die Magd ferner hat ein „Jubilä-Ablaß-Büchel" und ein sehr schönes „Zeit und Ewigkeit oder göttlicher Herzenstrost", ein Mariazellergeschenk von ihrem Herzliebsten.

Da ist es der Guten aber schon mehrmals passirt, daß sie in der Kirche das Buch verkehrt gehalten, denn die Buchstaben — aber sie denkt in der Kirche ja an die närrischen Buchstaben nicht, wenn Eins ins Gebetbuch schaut, so muß man ans Beten denken und sonst schon einmal an gar nichts. Und bei den Buchstaben — dasselb muß sie sagen, bei den Buchstaben hat sie gar keinen einzigen Bekannten, der ihr thät weisen, wie das Buch zu halten.

Ihre Gesponsin, die andere Magd ist „gelehrt", die kann ein Betbüchel wohl brauchen. Dieselbige besitzt auch die „rührende Historia von der Pfalzgräfin Genovefa". Sie liest bereits im dritten Jahre daran an jedem Sonntag Nachmittag, wenn sie nicht just nothwendig zu flicken hat. Der Schmerzenreich

ist ihr Ideal und jede Nacht träumt sie von der Hirschkuh. Den Golo hat sie schon tausendmal in die unterste Hölle verwünscht und sein Bild im Buche ist vielfach mit Nadelstichen verletzt. Wo der Bösewicht mit vier Pferden zerrissen wird, so weit ist sie noch nicht, denn sie besitzt das Buch erst seit wenig Jahren. Sie weiß auch nicht mehr recht, wie der Anfang war und was der Graf Siegfried gesagt, als er fort in den Krieg zog. Aber sie kennt Einen — den Schulmeisterbuben, der studirt — derselb ist so gescheit, daß er die ganze Genovefageschichte auswendig erzählen kann.

Auch haben viele Mägde, wie oben dargethan worden, ihren „Neuen Bauernkalender", weil doch jeder Mensch seine Zeit kennen soll.

Betagte Knechte besitzen in ihren Kleidertruhen oft einen wahren, aus den verschiedensten Zweigen der Literatur gesammelten Bücherschatz. Da sind die „Vier Heimonskinder," „Das Glücksrad oder die Kunst, reich zu werden," „Till Eulenspiegel," „Neueste Feuerlöschordnung der Stadt Wien 1828," „Das Leben der heiligen Monika," Räthselbuch mit fünfhundert unterhaltlichen Fragen und Antworten," „Die heilige Kreuzwegandacht," „Tête à Tête oder Louis Philipp und Metternich," „Aegyptisches Traumbuch," eine „schauderhafte, achtfache Mordgeschichte, welche sich, u. s. w.", „Das lustige Liederbuch," „Josef II. Leben und Thaten" 2c. 2c.

Im Lesen selbst haben die Leute wieder ihre Eigenheiten. Der Eine kann nicht lesen, ohne dabei die Lippen zu bewegen; der Andere nicht, ohne mit dem Finger die Zeilen zu schieben; wieder ein Anderer „g'schafft gar nichts“ so nicht und so nicht; der ist wohl einen Winter in die Schul' gegangen — aber hat halt gar alles wieder vergessen.

Indeß ist es so eingerichtet, daß auch Solche, die „selber kein Büchel brauchen können“, der geistigen Schätze theilhaftig werden. Freilich zuvörderst nur der christlichen, die der Hausvater an den Sonntagen laut vorliest, die aber den Predigten und Christenlehren des Pfarrers so auf ein Haar ähnlich sehen, daß Einem dabei die Augen zugehen.

Da ist es schon possirlicher, wenn der Knecht sein literarisches Wissen verwerthet und Geschichten erzählt vom Zauberschloß und vom versteinerten Wald und von dem Meerfräulein, das kein Kittelchen braucht, weil es „unterhalb ist wie ein Fisch“. Und wenn er Räthsel aufgiebt: „Voran als wie Holzschlegl, bei der Mitt' als wie Sagblock, hint' als wie Harreisten — was ist das?“

Anregend ist die Sache und das Denkvermögen mag seine schwachen Beine einmal ein wenig üben.

Die Bücher im Bauernhause, wie sinnlos zusammengewürfelt, harmlos oder geheimnißvoll sie sein mögen, sind ein unerschöpflicher Quell für die unbeholfenen Geister, die bei all der dringenden

Händearbeit jahraus, jahrein müßig dastehen und zuletzt verkümmern müßten ganz und gar, wenn sie nicht zuweilen so etwas zu nagen hätten.

Auf den Charakter und die Lebensweise der Landleute hat ihre Literatur wenig Einfluß, nur daß zu Zeiten ein Bauer, der sich zu sehr in seine geistlichen Höllenschwefeleien vertieft, verrückt wird, der vorwitzige Knecht Eulenspiegelstückchen treibt, oder sich selbst neue Märchen und Räthsel ausdenkt, oder das „Glücksrad“ versucht, oder gar ein Traumausleger wird. Und mancher junge Bursche bildet sich ein, er sei der Grafenpeter und späht in allen Nachbarschaften nach einer schönen Magelona.

Vor nicht allzulanger Zeit ist ein Patent herausgekommen, das unter den bäuerlichen Literaturfreunden nicht geringes Aufsehen erregte. Es kamen durch den Gemeindevorstand blaue Büchelchen ins Haus, die dem Hausherrn und den Dienstleuten eine Unzahl neuer Gebote vorschrieben, wie sie bisher in keinem Evangelium und Katechismus zu finden gewesen waren. Aeltere, sehr verläßliche Leute meinten, die Büchelchen seien nichts Geringeres, als der Katechismus des Antichrist. Aber jeder Dienstbote mußte eines haben, mußte sich darin auswendig und inwendig beschreiben lassen, wie der Held in einer Geschichte oder es kam ein „Schandarm,“ führte ihn, wenn er kein „Einheimischer“ war, davon und hin auf den Fleck, wo er das Licht der Welt erblickt —

und wenn die Stätte vielleicht auch nur mehr ein Steinhaufen war.

Ja, die „Dienstbotenordnung,“ das war nun eine Weile schier das wichtigste Buch im Bauernhause, bis später die Kleriker und die Volksbildungsvereine kamen und das Landvolk mit einer Sündfluth von Papier überschütten und bekehren wollten.





Das Stiftbüchel.

Ehe wir unsere Bücherschau beschließen, wollen wir noch ein literarisches Erzeugniß näher ins Auge fassen. Dasselbe ist das verbreitetste Buch im Lande, trotzdem es sich keiner besonderen Beliebtheit erfreut. Der Inhalt ist kostbar, denn doch etwas gar zu kostbar. Es giebt Bücher, die schon Manchem geschadet haben — aber so viele Existenzen hat noch keines zugrunde gerichtet, als das Stiftbüchel — das Steuerbüchel.

In Großgehöften freilich vermag das blaue oder gelbe Stiftbüchel so viel Unheil nicht anzustiften. Jedoch kleinere Wirthschaften, die durch dieses Heftchen aufgestiftet worden, werden nur zu oft durch dasselbe auch abgestiftet.

Wie das kommt?

Will versuchen, es durch nachstehendes Bildchen aus dem Walde begreiflich zu machen.

Auf den Tannen- und Fichtenbäumen wächst auch Brot.

Und wenn das Feld nach all der Arbeit und Plage des Landmannes die Frucht versagt, und wenn die sorgsame Pflege der kleinen Heerde im Stall und auf der Weide segenlos bleibt — so starrt der Landmann wohl düster vor sich hin und kratzt seinen struppigen Bart, aber dann nimmt er die Axt auf die Schulter und geht in den Wald hinaus.

Da grünt und blüht und duftet es, da schallt Vogelgesang und alle Aeste winken und grüßen und flechten Kränze in aller Lebensfreudigkeit.

Das Brot aber, um das der darbende Landmann hergekommen, das wächst erst aus den Kohlen dieses schönen Waldes empor. —

Vom frühen Morgen bis in die späte Abendstunde hallt die Axt im Walde. Die Bäume geben dem Holzhauer Schutz und Schatten, noch während dieser das scharfe Beil an ihren Fuß und Lebensnerv setzt; sie haben wohl schon eine leise Ahnung, was unten an ihnen vorgeht, aber sie schütteln das Haupt — sie können es nicht glauben vom Menschen, dem sie so viel Freundliches und Liebes gethan, daß er die Wohlthaten so schnöde vergelten sollte. Aber schon fährt ihnen der blitzende Stahl ins Herz und sie brechen zusammen.

Geschäftig eilen die Leute nun hin und her, hauen die Aeste und schneiden die Rinden von den Stämmen,

und Andere sägen und hacken wieder an anderen Bäumen, und bald liegen vom schönen Wald nur die zerbrochenen Glieder da.

Doch, an derlei empfindsame Geschichten denkt der Bauer wohl nicht, wenn er im Geschläge arbeitet; an die fertigen Holzkohlen denkt er und wie viel Geld er wohl dafür einnehmen werde. Das Mehl und Schmalz für das Mißjahr, die Winterkleider für eine Familie, das Schulgeld und die Steuer — das alles steckt noch da drinnen in den rauhen Baumstrünken .... Der Mann sägt und hackt und spaltet, bis ihm Hände und Füße zu zittern anfangen vor Mattigkeit. —

Aber endlich nach Wochen steigt über dem schwarzen Meiler der weiße Rauch auf, der Köhler schürt aus der Lösche die grauen, mattglänzenden Kohlen hervor, gießt Wasser darauf und wacht Tag und Nacht dabei, daß nicht etwa ein Funken lebendig werde unter dem Haufen. Noch tagelang knistern die Kohlenstücke, aber es ist kein Feuer mehr darin und endlich spannt der Bauer seine Ochsen ein und führt die hochgeschichteten Kohlenwagen stundenweit hinaus gegen das Thal bis zum Eisenhammer.

Und im Eisenhammer sprüht die blaue Flamme — Pflug oder Schwert, die Kohlen glühen für Beides, sind sie doch am Ziele und die Hauptsache ist nun, daß der Bauer hingeht zum Werksherrn, sein Merkbrett, den „Rosch“, zeigt und sagt:

„Euer Gnaden, so viel Wägen voll hab' ich gebracht."

Der Beamte sieht ihn kaum an, nur auf das Merkbrett wirft er einen Blick, dann nimmt er ein Packet Banknoten aus einer Lade und zählt dem Holzbauern davon vor. Es sind dreißig Gulden! Das Bäuerlein schielt verstohlen und ein wenig lächelnd auf die Banknoten, so viel Geld hat es schon lange nicht mehr gesehen.

Das ist nach so vieler Mühe und Plage ein Freudentag. Ein Gläschen Wein darf er sich wohl vergönnen. Er eilt ins Wirthshaus und setzt sich an den hintersten Tisch, damit er mit seiner Freude allein ist. Er zählt das Geld; das sind drei neue, große Banknoten. Das reicht aus über den ganzen Winter, der vor der Thüre ist und der Mann braucht jetzt wochenlang nicht mehr zu sorgen und zu darben. Aber der Wein will ihm gar nicht mehr munden, weil er so allein dabei sitzt, 's ist besser, er nimmt ihn mit heim zu Weib und Kindern. „Herr Vater!" ruft er dem Wirth zu, „füllt mir eine Maß Wein ein und leiht mir die Flasche dazu, zum nächsten Samstag bring' ich sie schon wieder zurück." Auch einige Semmeln steckt er noch in die Tasche, dann zahlt er und wandelt seinem Berge zu.

Daheim veranstalten sie nun ein kleines Fest. Das Weib kocht einen Erdäpfelsterz, die Kinder decken den Tisch auf und streiten sich schon um den

Platz bei Vater und Mutter, und der Mann legt die Semmeln hin und stellt die Flasche Wein dazu; so haben es die Kinder noch nicht gesehen auf ihrem Tische! Endlich steht die frische Milchsuppe und der dampfende Sterz da; die Kleinen knien auf der Bank, weil sie sitzend nicht in die Schüssel langen können, schielen aber während des Essens immer und immer auf die schwitzende Flasche, bis die Mutter endlich einen kleinen Topf bringt und Wein in denselben schänkt.

„Gsegn Euch's Gott, Kinder! Gsegn Dir's Gott, Weib!" ruft der Mann lächelnd, „morgen geh' ich ins Dorf um Lebensmittel und die Kleinen kriegen jedes einen Lodenrock. Nur ruhig, was nothwendig ist, werd' ich Euch schon kaufen."

Jetzt klopft es an der Thür. Alle schweigen und horchen — es hat in ihrem Leben noch Niemand an diese Thür geklopft; Alle haben sie ohne die Höflichkeitsform kurzweg geöffnet, wie es Sitte ist auf dem Lande. — Wenn's ein Bettler ist, denkt sich das Weib, so muß ich ihm einen Löffel Sterz aufwarten, ein andersmal, wenn ich keinen hab', kann ich's auch nicht thun.

Nun öffnet sich die Thür — der Amtsdiener vom Bezirksgericht tritt in die Stube. Einen kalten „guten Tag" sagt er, dann hält er dem Bauer einen Zettel und das blaue Büchel hin: „Es ist zum Steuerzahlen."

„Ist schon recht,“ sagt der Bauer, „werd' wohl zahlen, wie viel macht's denn?“

„Ist man blind? steht's doch da! neunundzwanzig Gulden achtundneunzig Kreuzer macht's!“

„Neun — neunundzwanzig, meint Ihr?“ versetzt der Bauer und erhebt sich langsam, „da laß ich den gestrengen Herrn wohl um Nachsicht bitten, soviel kann ich nicht zahlen. 's wird auch ein Irrthum sein; die Grundsteuer beträgt bei mir nur etliche Gulden.“

„Wenn man's nicht versteht, so thut man am besten zu schweigen; heißt's da nicht: Außerordentliche Zuschläg'!“

„Aber grad heuer wieder, wo mir der Schauer das Korn in die Erde geschlagen hat und meine beste Kuh in der Seuche gefallen ist. Ich weiß mir ja nicht zu helfen!“

„Helf' Euch Gott! Ich bin um das Geld da; aber wegnehmen werd' ich's Euch nicht, — man hat schon andere Mittel — die Auspfändung.“

„Pfänden? Etwa die kleinen Würmer da?“

„Respect, Alter, oder ich zeig' Euch was Anderes! Man hat noch eine Kuh, ein Haus!“

„So! Mein Dach also wollt Ihr mir wegnehmen; vor die Thür wollt Ihr uns stoßen, jetzt, zur Winterszeit ... Will das der Kaiser haben?“

„Sei doch ruhig, Mann,“ beschwichtigt ihn das Weib, „und gieb ihm, was Du hast, man kann's nicht ändern, es ist ein Elend!“

— Hast Recht, armes Weib, es ist ein Elend. Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Existenz; — da tritt ein Mann in die Hütte und ruft: „Geld! Gieb her!" — und dann hingeben! Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der Hütte des Staatsbürgers bleibt das Elend.





Die Wiege.

Wird's uns draußen zu grell und laut und hart, so kehren wir an die Wiege zurück.

Das liebe Schaukelbettchen steht zwischen Ehebett und Ofen. Es ist selten leer; das Eine hütet es, bis das Andere kommt.

Begucken wir uns ein solches Kommen ein wenig.

Der Grünhof steht in der Morgensonne. Alles in und um ihn geht d'runter und d'rüber und die ganze Wirthschaft ist aus dem Geleise gekommen.

Der Bauer steht nicht vor der Hausthüre, wie sonst zur Morgenstunde, wo er mit dem Halter schreit und dem Großknecht Befehle giebt. In der Küche schafft die Magd, sie kocht die Frühsuppe und ist in großer Sorge, daß dieselbe die entsprechende Güte bekomme.

Im Bauernstübel geht die Nachbarin aus und ein und wirthet beim Herd und in den Kästen und Schränken, als ob sie da zu Hause wäre.

Im Bauernstübel ist die Hetschenwaberl — sind wahrscheinlich auch noch andere Leute, was weiß ich, man darf ja nicht hinein.

Nur Weiber dürfen in das Stübel und Weiber kommen mehr und immer mehr, und jedes hat ein geheimnißvolles Gesicht und weiß einen praktischen Vorschlag, einen weisen Rath und vieles Andere. Die Eine verordnet in der Küche, daß man Ziegel wärme; die Andere will, daß man im Stübel die Fenster verhänge; eine Dritte gebietet leises Auftreten beim Gehen und eine Vierte kümmert sich um Faden und Schere.

Was denn das bedeuten mag? Je nun, der Ofen ist zusammengefallen! sagen sie. Wir fragen, was das heiße, denn der große Backofen steht eben ganz wohlbehalten da, aber die Weiber huschen an uns vorüber und keines antwortet auf unsere Frage. Ei doch! Unbekümmert um alle Geheimnißthuereien schreit im Stübel Jemand auf und schreit und schreit und — jetzt wissen wir alles.

Ein junger Grünhofer erzählt es uns, daß er da ist und giebt seine Forderungen kund, daß man ihn kleide, daß man ihn speise — und auf den Händen getragen will er auch schon sein. Mittlerweile schauen sich die Nachbarinnen nach dem Kalender um und sehen, in welchem Zeichen der Kleine geboren ist, ob der Mond auf- oder abnimmt und genau, zu welcher Jahres- und Tageszeit es ist; denn das ist alles von

großer Bedeutung! — Wißt Ihr, wann ein Glücks-
kind geboren werden muß? An einem neuen Sonn-
tag, das heißt, an einem Sonntag, an welchem Neu-
mond ist. Der Wiesentoni hat es getroffen, und
richtig, er hat einen Terno in der Lotterie gemacht.
— Viele aber behaupten, der Toni müsse an einem
vollen (Vollmond-) Montag geboren sein, weil er
mit seinem Terno sonst nichts gethan, als sich voll-
getrunken hat.

Ist's, wie immer, wir kehren in unser Stübel
zurück.

Die Bäuerin liegt im Bett und betet und dabei
lächelt sie, als ob ein großes Glück in ihrem Herzen
wäre.

Die anderen Kinder sind aufgestanden und lärmen
nun zur Thüre herein, allein eine alte Nachbarin
gebietet Ruhe; und als die Kleinen gar das seltsame
Schreien hören und das winzige Büblein sehen, da
sind sie ganz verblüfft und machen große Gesichter.
Die Steinleitnerin erklärt hierauf, daß die Hetschen-
waberl ihnen ein Brüderl gebracht habe und sie
dürften dasselbe auch ein wenig ansehen, aber ganz
friedlich müßten sie sein.

Ich gäbe viel darum, wenn ich Euch erzählen
könnte, wie die Hetschenwaberl das Bad zubereitet
hat, aber das ist ihr Amtsgeheimniß. Von diesem
Bade hängt eigentlich der ganze Lebenslauf des Neu-
gebornen ab und die Waberl meint, wenn man beim Zu-

bereiten des Wassers just die rechte Zeit und das rechte Mittel träfe, dann könne es nicht fehlen und das Kind müsse zeitlebens bewahrt bleiben vor aller Krankheit.

Nach diesem wichtigen Acte folgen die Vorbereitungen zur Taufe. Das Kind wird sogleich am Tage nach der Geburt getauft, weil man keinen Heiden im Hause haben will. Man läßt das arme Wesen nicht einmal zur Mutterbrust, bevor es nicht als strenggläubiger Christ kommt.

Aber zuvor tritt eine große Frage auf, welche alle hochweise Nachbarschaft oft nur schwer zu lösen vermag.

Wie soll der Neugeborne heißen? Zwar im Grunde genommen bleibt nicht viel Wahl, denn so viel steht fest, daß man das Kind nicht „zurücknennen", d. h. nach dem Heiligen eines bereits verflossenen Datums benamsen dürfe, weil es sonst entweder rückwärts im Krebsgang in den Himmel müsse oder gar einen Höcker bekäme, auf welchem der Namensheilige nachreite; und so viel steht auch fest, daß kein Heiliger im Kalender, insofern er erwünschten Geschlechtes ist, übersprungen werden darf, weil derselbe ansonsten seine Fürbitte verweigern würde. Sohin bleibt nur der laufende und der nächstfolgende Tag zur Wahl. Nun macht aber der Kalender oft den Streich, an Einem Tag mehrere Namens-Candidaten aufzuführen; denkt Euch, wenn er gerade mit den

vierzig Märtyrern oder gar mit den eilftausend Jungfrauen kommt, welch schwieriger Fall!

Ist nun endlich diese Angelegenheit geschlichtet, so wird zur Taufe gegangen oder gefahren; dazu ist stets die Hebamme und der Pathe oder die Pathin auserlesen. Ist die Taufe vorüber, so verfügen sich die Weiber mit dem neuen Christen von der Kirche in das Wirthshaus, damit es die ganze Gegend sogleich erfahre, daß „ban Greanbarn der Ofn zsommgfoln is — daß die Bäurin von den recht-schoffnan Haus zu da Taf gschickt hot“!

Unterwegs wird der Kleine gut unter Tücher und Schirme verwahrt, damit ihm die Sonne nicht ins Gesicht scheine, denn in diesem Falle bekommen die Kinder gern Sommersprossen. Eine gute Vorbedeutung ist es, wenn auf dem Taufgange ein Gewitter überrascht, denn das bedeutet Reichthum und Stärke.

Freudig bringt nun die Gevatterin mit dem Kleinen die Kunde heim: „An Judn hobn ma fuat-trogn und an Kristn bringa ma wieda zrugg!“ und es giebt viel Heiteres im Hause.

Nach und nach schleichen auch die Dienstmägde in das Stübel, um sich zu überzeugen, ob das Kleine doch nicht etwa ein Muttermal, eine Hasenscharte, an einer Hand sechs Finger oder dergleichen habe — aber ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden; der Hebamme und der Pathin liegt es ob, das Kind in den ersten Tagen sorglich zu überwachen, daß es

kein fremdes Auge anblicke, denn sonst könnte es „verschaut“ werden.

Eine erfahrene Hebamme kennt es auch gleich, wenn ein Kind verschaut worden ist. Wenn ein Dienstbote oder ein Fremder im Stübel war, so „schleckt“ sie unmittelbar darauf die Stirne des Kindes ab und hat diese einen „harben“, bitteren Geschmack, so ist das Kind verschaut. Sie benetzt sofort die Stirne mit ihrem Speichel, denn das ist das einzige Mittel, den bösen Folgen vorzubeugen.

Nun wird die Wiege hervorgeholt, denn die jungen Steirer wollen in der Regel nicht ruhig sein, wenn sie nicht eingelullt und immer gewiegt werden. Auch die Großen und Alten lassen sich nur zu oft noch einlullen und wenn das Wieglein wackelt und ein Kindsliedlein tönt, so verschlummern sie ihre ganze Lebenszeit! —

Einige Tage nach der Geburt kommt von der Gevatterin ein Bote, welcher einen großen gefüllten Kopfkorb trägt. Der bringt der Wöchnerin das „Gabbrot“, kleine Laibchen aus Weizenmehl, mit verschiedenem Gewürze ausgestattet.

Im Korb befindet sich aber auch noch ein kleines, sorglich gebundenes Packetchen. In diesem ist das Kresengeschenk (nach dem Mittelhochdeutschen: kreseme oder krisem, Krisam, geweihtes Oel, mit welchem der Täufling gesalbt wurde). Das Kresengeschenk besteht gewöhnlich aus Silbergeld nebst einem geweihten

Bildchen, welches den Namenspatron des Kindes vorstellt.

Die Mutter bewahrt das Geschenk auf und wenn das Kind zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist, so übergiebt sie ihm das Geld mit dem Bildchen und der Eigenthümer muß es nun selbst hüten und wahren; er ist mit der Uebernahme des Kresengeschenkes gleichsam selbständig geworden.

Aber so weit sind wir noch nicht im Grünhofe. Hier sitzt die Bäuerin an der Wiege und singt:

„Heidl, nutz Heidl,
Greani Stäudl,
Roti Bedl dron,
's Büaberl schloft schon!"

Aber „'s Büaberl" schläft noch nicht, das guckt mit seinen braunen Aeuglein so munter hinter der blauen Decke hervor, daß die Mutter noch ein zweites Lied anstimmen muß:

„Biga boga Hobathurn,
Zechni Kinder sein geburn;
Liegt da Fisch
Aufn Tisch,
Kimmt die Kotz,
Frißtn Fisch,
Kimmt da Weba mit da Toschn,
Geit da Kotz a bravi Floschn,
Sogt die Kotz: Miaun!
Wo muaß ih mei Häuserl hinbaun;
Baut ihr Häuserl in Kerschbam auffi,
Da Kerschbam hebt on zan brina,
's Katzerl hebt on zan springa!"

Nun lächelt des Büblein erst und die Mutter singt ein Anderes:

„Schlof mei Büaberl schlof,
Aufn Ofen obn sein d'Schof,
Die schworzn und die weissn,
De thaten 's Büaberl beissn!"

und:

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof,
Dei Muader is a Fee,
De führt dih üban See;

De setzt dih auf a hohes Roß
Und führt dih in a Kinigschloß.
Selm host a guldas Tischl glei
Und a Bettl ah dabei.
Schlof mei Büaberl, schlof
Dei Voder is a Grof!" — —

Und siehe, das war das rechte Liedlein, das hat den Kleinen hinübergetragen in das goldene Wunderland . . . . er hat die Aeuglein geschlossen.

Aber es giebt Zeiten, wo Niemand daheim bei der Wiege bleiben kann, wo sie Alle hinausgehen auf die Wiese und auf das Feld. Da wird das Haus zugesperrt, und die Wiege mit dem Kleinen ist einsam in dem Stüblein. Und denoch steht sie nicht still — sie wieget und wieget, wie von Geisterhand bewegt. Die Wiege wird nämlich ruckweise von einer Schnur geschüttelt, welche von der Stube durch die Wand in das Freie und zum Hausbrunnen geht,

wo sie durch ein Wasserrädchen in Bewegung gesetzt ist.

Diesen „Wieger" findet man im Oberlande, wo bei den meisten Gehöften kräftige Brunnen sprudeln oder Bächlein vorbeirinnen, ziemlich häufig; er schüttelt die Wiege nicht übermäßig, wie der Halterbub, wenn ihn die Hausfrau dazustellt, und er nickt auch nicht dabei ein, wie lieb Großmütterlein — er wiegt ruhig fort und das plätschernde Wasserrädchen singt auch das „Heidllied" dazu.





Das Fensterl.

In der gebildeten — ich meine, in der feinen, geschliffenen Welt giebt es für die Jugend eine schreckliche Zeit. Da geht eine Seuche herum und die packt den Knaben, und just zur Zeit, wo er zum Jünglinge werden will. Es giebt nichts Erbärmlicheres auf Erden, als Einen, den diese Krankheit erfaßt hat; er magert ab, legt die Hand ans Herz, sagt nichts als Ach und Weh und ist namenlos unglücklich. Es giebt kein Mittel dagegen; indeß geht die Qual nach abgelaufener Zeit gewöhnlich von selbst wieder zu Ende. Doch ist es auch schon geschehen, daß sie zum Tode geführt.

Im Landvolke herrscht dieser Zustand nicht. Die Bauersleute „lieben" sich eigentlich gar nicht, sie „haben sich nur gern". Wohl findet sich Männlich und Weiblich auch auf dem Lande trefflich zusammen; ich wüßte kaum einen Burschen, der kein Mädchen

bekäme und umgekehrt; indeß wird Eines oder das Andere auch wirklich einmal angeführt und das ist gar nichts Seltenes, so ist's der lieben Abwechslung wegen und man macht beiderseits nicht viel Aufhebens. Und trotzdem hält alles viel fester.

Besonders unter dem Dienstvolke sieht eine Liebesgeschichte mitunter ganz eigen aus.

Der Waldhofer Michel, ein Bursche von zwanzig Jahren, der alle Samstagnächte mit den Anderen auf der Gasse ist, aber sich noch nicht recht zum Fensterl traut, weil er eben noch kein bestimmtes hat, trifft ein paarmal nacheinander Sonntags auf der Kirchgasse zufällig die Kathl, welche Kuhmagd beim Sonnleitner ist.

Sie reden vom Wetter zuerst, von der Wirthschaft, von dem und dem Bauer, von den Kleidern, wie man sie jetzt trägt und wie sie am besten stehen, da fragt der Michel auf einmal:

„Wer nagelt Dir denn Deine Schuh, Kathl?"

„Mein Gott, der Bauer, aber er thut's nicht gern."

„Ich will sie Dir nageln, wenn es Dir recht ist."

„Geh weiter, was thäten denn die Leute sagen!"

„Geht's wen was an?" fragt der Michel.

Sie führen wieder das gewöhnliche Gespräch fort, aber am nächsten Feierabend kommt der Bursche richtig in den Sonnleitnerhof und bringt Wäsche mit und bittet die Kathl, daß sie ihm wasche. Sie

sagt es zu und bringt ihre Schuhe zum Nageln. So geht es nun fort, sie wäscht und flickt für den Michel und er nagelt ihr zu Zeiten ihre Schuhe.

Ihr kennt sie doch, diese Schuhe, wie man sie auf dem Lande trägt? Um den Rand der Sohle sind sie mit einem Kreise scharfer Nägel beschlagen, das giebt Festigkeit sowohl für den Schuh als auch für das Bein an den steilen Hängen. Und diese Nägel für den Fuß der Kathl muß nun der Michel besorgen, weil er ihr „Bua“ geworden ist.

Auf dem Kirchweg kommen sie jetzt allsonntäglich zusammen und bald gehen sie gar ins Wirthshaus und der Michel zahlt die Zeche. Da stecken zwar anfangs die Leute ihre Köpfe zusammen und munkeln: „Lieber Gott, jetzt gehn die miteinander!“ aber das legt sich.

Nun bleibt der Michel in der Samstagnacht schon gar nicht mehr zu Hause. Er geht mit anderen Burschen aus und jauchzt und singt mit ihnen — er hat eine gute Stimme; — gegen Mitternacht aber schleicht er davon und läßt die Anderen allein singen, so lang' sie wollen.

Der Michel eilt dem Sonnleitnerhofe zu, beschwichtigt den Kettenhund und schleicht zum Kammerfenster der Kathl. Da klopft er leise an die Scheibe. Er klopft mehreremale, endlich hört sie's und sagt:

„Was ist denn das für ein Unfried heut!“

„Der Michel ist da,“ lispelt er.

„Was will er denn und warum geht er denn so herum in der Nacht?“

„Wo wird er umagehn!
Däs sullst Du eh vastehn,
Zu Dir zan Fensterl her,
Du sullst aufstehn ba da Nocht.
Klopf ih ban Scheibelein,
Loß mih hinein!“

„Geh weiter, wenn Du nicht schöner singen kannst, so bleib lieber daheim.“

„Kathl!“

„Gieb Ruh jetzt, ich laß Dich doch nicht herein!“

„Wenn ich Dich aber schön bitt', Kathl!“

„So leg' ich mich auf die andere Seiten und schlaf'. Ich lach' Dich nur aus, Michel, und ich mag Dich nicht.“

Das hört sich wohl etwas herb an, aber der Michel kennt das, er weiß schon, wie es gemeint ist. Zwar hinein kommt er nicht in die Kammer, aber durch das Fenster plaudern sie lange, halten sich fest bei der Hand und endlich steckt er den Kopf zu ihr hinein und da hebt es zu schnalzen an und will gar nicht mehr aufhören.

Auf einmal sagt die Kathl:

„Du, Michel, wenn jetzt der Bauer draußen mit dem Ochsenziemer käm' und Du brächtest den Kopf nicht hinaus!“

„So blieb' ich halt stecken in meinem Himmelsfensterl!"

„Ja, aber der Buckel ist draußen und der Ochsenziemer auch und Du brächtest von Deinem Himmel ein blaues Firmament mit in Dein Bett!" —

Indeß, so heillos kommt es doch nur selten; am Morgen ist das Fensterlein wieder fein zu und man sieht es ihm nicht an, daß in der Nacht des Michels Kopf darin gesteckt eine volle Stunde.

Wenn sich nun der Michel im Laufe des Tages seine Wäsche holt, so sagt er:

„Bin doch recht froh, Kathl, daß Du mich heute Nacht nicht hineingelassen hast, wer weiß, wie es gekommen wäre und Dich unglücklich machen — nein, das will ich nicht!"

Er entschuldigt sich ordentlich, daß er keck war; zur nächsten Samstagnacht aber kommt er doch wieder und bittet um Einlaß.

Trefflich geht es auf der Kirchweih zu. Da kauft der Michel der Kathl ein seidenes Halstuch, oder so was zum „Kiata" und am Abend finden sich die Beiden im Wirthshause zusammen und auf dem Tanzboden tönen die Pfeifen und Geigen! Da giebt es aber auch tolle Händel auf dem Tanzboden. Wenn sich der Hansel ein bischen auffallend um die Kathl zu schaffen macht — gleich ist der Michel in Hemdärmeln da und schreit:

„Was willst, Hansel, was willst? Wer mit der Kathl tanzen möcht', der hat mich zu fragen, und einmal erlaub' ich's; wer aber mehr möcht', und viel möcht' und allerhand möcht', den schlag' ich nieder! Hörst mich, Hansel?"

Da stürzt der Hansel auf die nächste Bank zu, bricht einen Stuhlfuß und schwingt ihn:

„Wen schlagst nieder? Mich? Michel, schau, daß Dich die Mucken nicht umblasen, Du Krautmandl!"

„Himmelsaggera!" flucht der Michel laut auf; da eilt schon die Kathl herbei: „Jesus Maria, Michel, wirst doch nicht raufen!"

Und wenn sie ihn beschwichtigt hat, setzt sie noch hinzu: „Bist aber ein rechter Wildling, bringst Einem kein' Ehr' auf der Kirchweih, und mit Dir geh' ich nicht mehr, das kannst Dir merken, und ich mag Dich nimmer, das kannst Dir auch merken!"

„Und ich lauf' Dir nicht nach, der Waldhofer Michel kriegt Andere auch noch!"

Dem entgegnet die Kathel nichts, aber gleich darauf sagt sie:

„Nein, was Du für ein Reißzusammen bist, jetzt ist Dein Hemd schon wieder hin unter der Achsel, das mußt Du mir morgen gleich bringen, sonst wird das Loch noch größer."

So ist die Aussöhnung, und dann wird gegessen und getrunken — heimgegangen wird erst nach Mitternacht. Aber dieses Heimgehen ist das Allergefährlichste

im ganzen Jahre — da giebt es allerhand Wurzeln auf dem finsteren Boden und da ist schon oft Eine gefallen und hat sich die Ehre gebrochen und ist ein Krüppel geblieben fürs ganze Leben.

Aber der Michel ist wachsam und führt die Seine glücklich nach Hause.

Ist der Michel einmal über die Dreißiger hinaus, so nimmt er's mit der Kirchweih und mit der Samstagnacht nicht mehr so genau; — allemal muß es ja nicht sein! Da geht er am Feierabend nach dem Nachtmahle gleich ins Bett und meint zu sich selbst: „Ja, so ist's, und ich bin doch froh, daß ich daheim bin!" Aber auf dem Kirchweg ist er stets bei der Kathl.

Da schmollt sie: „Lieber Gott, Michel, wie schaust denn heut wieder aus, so bürst doch Dein Gewand und putz Dich z'samm — ich schäme mich frei mit Dir. Wie geht's Dir denn sonst, bist gesund?"

In der Jugend wird viel geschmollt, im Alter viel gegrollt, aber Eines kann ohne das Andere doch nicht mehr leben.

Heiraten! — das dürfen sie wohl nicht, so lange sie nicht ein Gütchen erwirthschaftet haben, und das gelingt dem Michel nun und nimmermehr; er raucht ein wenig und kann Sonntags sein Gläschen nicht lassen. Aber die Kathl spart. Sie besitzt bereits einen Buschen Flachs in der Truhe und ein Mutterschaf

im Stalle, ferner — ja, drei Frauenbildzwanziger hat sie auch noch!

Trotz alldem dürfen sie nicht heiraten. Sie müßten mindesten dreihundert Gulden beisammen haben, sonst giebt's die Gemeinde nicht zu. Dreihundert Gulden! — Ja, gesehen haben sie wohl schon so viel Geld in ihrem Leben.

Und dennoch lassen sie nicht von einander, und wenn sie siebzig Jahre alt sind, so sieht man sie noch zusammen auf der Kirchgasse und auf der Kirchweih' im Wirthshaus.

Und wenn gerade einmal eine schöne, warme, sternhelle Herbstnacht ist, so könnt Ihr dem Graukopf, dem Michel, im Freien begegnen, er muß ein wenig nachschau'n, wie's der Kathl geht und klopft ans Fensterlein. Und seht, jetzt läßt sie ihn auch ein und sagt: „Nimm den Stuhl, Michel, und setz' Dich an mein Bett, ich muß Dir was sagen. Weißt, Michel, ich bin nicht mehr jung und auf der Brust hat's mich auch — mag nicht mehr recht rennen, wenn ich die Küh' austreib' und da hab' ich sagen wollen, wenn's mich einmal packen sollt' — das Schaf gehört Dein, Michel, und was in meiner Truhen ist, auch — eine heilige Meff' zahlst und sonst laß es gut sein!“ —

Das ist ihre Liebe. So lernen sie sich kennen, so gehen sie miteinander durch das Leben, als ob es so sein müßte, und sie haben nicht näher darüber nachgedacht. Kein einzigesmal haben sie sich Liebe gestanden

und geschworen, das Geschwätz von Sehnsucht und ewiger Treue war ihnen unbekannt — wacker gescholten haben sie sich und es bieder und ehrlich miteinander gemeint.

Selbstverständlich giebt es euch hierin zahlreiche Verschiedenheiten. So ruhig und gelassen meist die Liebesverhältnisse im Volke sich entwickeln, so können sie sich bisweilen auch zu einer dämonischen Leidenschaft erheben, sobald dem Ziele etwas im Wege steht. Auch Landmädchen haben mitunter ein glühheißes Blut.

Wie bietet sich die Gelegenheit zum Liebesgenusse auf dem Lande so häufig dar! Die schweren Folgen davon sind oft nur die einzigen Sittenrichter, aber wie sollen diese im Fieberdrange der Leidenschaft bedacht werden!

Und trotzdem, sie werden bedacht. Ich traue der Städterin im Allgemeinen nicht die Selbstbeherrschung zu, wie sie das Bauernmädchen hat, das seinem Liebsten zur nächtlichen Stunde die Thür in das Kämmerlein öffnet, demselben gleichzeitig aber auch einen Stuhl zum Sitzen zurecht rückt, damit er, während sie schwätzen, nicht auf seinen Füßen stehen müsse. Und doch! Und trotz alledem doch!

Wenn der Pfarrer zu Neujahr aus dem Taufbuche ein Drittel unehelich geborner Kinder herabliest, so nimmt es einen Kenner der Zustände nur wunder, daß es nicht — zwei Drittel sind.



Der Brautstab.

Jedesmal bleibt es nicht verborgen, was im Geheimen und Finstern des „Fensterlns“ geplant worden. Oft keimt es auf zu jenem Baum, der den Brautstab beut und das Wiegenholz.

Heute ist der Brautstab nicht mehr recht im Gebrauche; ältere Ehegatten aber haben einen solchen noch aufzuweisen und bewahren ihn als Heiligthum im besten Schranke ihres Hauses. Einst ging der Bräutigam ohne diesen Stab nicht zum Traualtare.

Es ist ein etwa vier Fuß hoher Stock mit Knopf und Quaste; er bedeutet die Würde und wohl auch die Herrschaft des Mannes über die Frau. Nur bei großen Gelegenheiten, wichtigen Familienfesten sieht man den Hausvater mit diesem Stocke wandeln. Mancher läßt sich den Stab endlich auch mit in das Grab legen.

Wir jedoch wollen mit diesem Stabe in der Hand das heitere Bild einer Hochzeit enthüllen.

Eines jungen, sich liebenden Paares Trauung und Ehrentag, das ist wie ein heiterer Junisonntag. Es grünt, es blüht, am höchsten steht die Sonne und es ist noch keine Schwüle und kein Gewitter. Das ist des Lebens leuchtender Frühmittag, und was je zur Rose werden will auf Erden, hier wird es zur Rose, und was je glücklich werden will auf Erden — hier wird es glücklich.

Trauung und Hochzeit! darum hat das eine so absonderliche Färbung bei allen Völkern, und ist es auch eine gar eigenartige Komödie, die sich hierin abspielt in dem Volke unserer Berge. — Komödie mag man's wohl heißen — endet das Ding doch mit der Hochzeit, obwohl ich einmal behaupten gehört habe, die Antrauung bis zum Tode sei der chönste Stoff für eine Tragödie.

Ob ein Mägdlein je an das letztere denkt, wenn es zur Sonntagszeit sich ein Kleidchen zusammennäht und es schlingelt sich dabei der Faden? Bedeutet das Schlingeln doch, daß es in diesem Kleide Hochzeit halten werde. Und wenn sich dem Burschen ein Schuhband löst, so geht er auf Freiersfüßen und er fragt den Kukuk, er fragt das Maßlieb um Weisung und er meint, die ganze Welt müsse nun darauf hinweisen, daß er Hochzeit halten will.

Du sollst an verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten! sagt das fünfte Gebot der Kirche. Diese verbotenen Zeiten sind vom ersten Adventsonntag an bis zum Dreikönigstag, und vom Beginn der vierzigtägigen Fasten bis zum Weißsonntag. Auch werden zur Zeit der Hochernte und in der Allerseelenoctav öffentliche Lustbarkeiten gemieden.

In dieser Zeit wird in Steiermark nicht viel gehochzeitet und gefreit, aber wer das junge Weibervolk nur ein wenig beobachtet, immer dreht es mit dem Kalender herum und zerrt an den Blättern — der Tausend, wie lang' doch heuer die Fasten dauert! Aber gottswegen, die Fasten dauert bei mancher Maid oft schrecklich lang' — durch's ganze Leben; — keine Schönheit und kein Geld; und das Herz in der Brust — wer frägt darnach!

Dann und wann aber doch! Es frägt wer darnach. Wenn es eben nicht gar beim Fensterln ausgemacht wird, so kommt doch auf einmal ein junger Bursche und ein alter Mann, gewöhnlich der Pathe des Ersteren, in den Hof; eine Kuh thäten sie gern kaufen oder ein Kalb — oder so was, und da zögen sie halt so umher.

Und wenn sie in den Stall kommen, da sprechen sie viel mit der Magd und fragen, wie sie's hält mit der Fütterung, mit dem jungen Kälbchen, mit der Milch — wie denn umsichtige Bauersleut' das immer gern wissen mögen. Dann gehen

sie aber fort und reden unterwegs miteinander: „Ich sag', die wär' geschickt, Bua, die thät's."

„Halt ja, die thät mir wohl gefallen, Göd."

„Sie wird eine gute Gattung sein, hat rechtschaffen Holz bei der Hütten!" („Holz bei der Hütten haben," heißt so viel als sie hat einen starken Busen.)

„Dasselb' hab' ich auch schon gesehen, Göd."

„Ich sag', Du beißt an, Bua."

„Werd völlig, werd völlig, Göd."

Und in wenigen Tagen nachher kommt der Pathe allein zum Bauernhof, aber offen sagt er's heraus und freit für den Burschen um die Magd.

Sie sitzen lange beisammen im Kuhstall auf dem Barren, er kaut an seinem Pfeiflein, sie kaut an einem Strohhalm und zupft und zerrt allweg an etwas und blickt zu Boden. Was er auch sagen und fragen mag, er bekommt in neun Fällen von zehn keine Antwort; sie starrt nur vor sich hin. Das Morgenroth glüht ihr auf den Wangen, jetzt soll es gar Tag werden für sie, die bisher die arme vergessene Magd gewesen; sie kann's kaum fassen. „Ja, ich weiß es halt nit und ich weiß es halt nit," sagt sie immer und zuletzt: „Mögen thät ich ihn schon!"

Das ist genug, an dieses Wort häkelt er an, jetzt hat er sie am Band, jetzt mag er sie eine Weile herumführen in der Oeffentlichkeit, zwischen hundert

heißen Blicken, stechenden Worten hindurch bis in die stille Kammer des Bräutigams.

In einigen Gegenden des Unterlandes ist das nächtliche Werben Sitte, bei welchem die unbekannten Werber nächtlich vor das Haus kommen und sich laut beim Bauer anfragen, ob die Tochter für einen Bräutigam von solchen und solchen Eigenschaften zu haben wäre? Sind die allgemeinen Bedingungen entsprechend, dann wird in einem der nächsten Tage die Werbung unter offenem Visir wiederholt.

Und von diesem Augenblick an sieht's anders aus mit der Welt, die Magd ist Braut, der Pathe ist „Bidelmann“, wie sie den Werber und Brautführer heißen.

Der Dienstherr der Braut kann's auch nicht fassen: „Willst mir leicht 's Kuhmensch aufgabeln? Schau, bist aber ein Kreuzschwerenöther, Du! Und für den jungen Ringimhof, gelt! Na, wenn's Mensch ihr Glück macht, bin ihr nit im Weg. Ein Frühstück geb' ich schon am Hochzeitstag, 's wird mir ein' Ehr sein!“

Und bald hernach können wir den Brautleuten begegnen auf allen Wegen und Stegen. Sie haben sonst einfache Kleider an, aber der Braut steckt so ein kleiner Strauß zwischen dem Tüchelchen, das sie sittsam in der Hand hält und auf dem Hute des Bidelmanns flattern großmächtige Bänder. So ziehen sie herum, um Leute zur Hochzeit zu laden.

Wenn nun die Brautleute von Haus zu Haus wandern, um alle Nachbarsleute zur Hochzeit zu laden, so werden sie überall auf das zuvorkommendste empfangen und bewirthet und erhalten wohl noch Flachs, Leinwand oder andere Wirthschaftsgegenstände zum Brautgeschenk. Sehr gebräuchlich ist in manchen Gegenden die „Brautschüssel", welche die Bäuerin den Brautleuten verehrt. Bei der Uebergabe derselben wird der Wunsch ausgesprochen, daß sie stets mit guten Bissen voll sein und daß Jeder, der daraus ißt, gesund bleiben möge.

Ist das Brautpaar noch jung und unerfahren, so begleitet es auf solchen Gängen häufig der „Bidelmann", der sich um alles, was zur Heirat und Hochzeit gehört, anzunehmen hat. Dieser Mann muß, nebst anderen Eigenschaften, Stellung und Geldbeutel betreffend, den Mund hübsch spielen lassen können.

Der Bidelmann macht zu Zeiten, wenn die Brautleute andere Wege zu wandeln haben, diesen Gang wohl auch allein, dann sagt er, wenn er zu den Thüren eintritt, den Spruch:

„Braut und Bräutigam schicken mich her und lassen Euch schön grüßen und es ist ihr und mein einfach Gebitt, Ihr möcht' so gut sein und Euch zur Freud' und Hochzeit finden ein; und möcht' Euch zum Montagmorgen ins Haus, wo die Braut thut leben, ja wohl auch zu einem kleinen Frühstück be-

geben. Nachher möcht's auch so gut sein und ihnen geben das Geleit über Gassen und Straßen, über Weg und Steg, durch Wald und Hald, über Heid und Land, hin zum Dörflein wohlbekannt, und zu der Pfarrkirchen, wo der Herr Jesus thront und wo im selbigen Haus der heilige Jakobus*) wohnt. Dort wird sich ja wohl auch ein hochgeweihter Priester einfinden und wird die christlichen Brautleut' zusammenbinden, daß sie Niemand nicht wird lösen können, als der allmächtige Gott und der bittere Tod. Nachher werden wir sie ja wohl auch zurück geleiten zum goldschönen Hochzeitshaus und dort wird aufgesetzt werden ein Ripperl Fleisch und eine Gabel Kraut, ein Glasel Wein und ein Stückel Brot, wie's Gott der Herr in Keller und Kuchel derschaffen hat. Und so lang', daß das Hackbrettl wird klingen, Jung und Alt wird wohl umspringen, werden wir lustig sein und uns g'freun — und so laßt's einen schlechten Boten für zwei gute sein!"

Wohl andächtig hören sie den Spruch an, dann kommt die Bäuerin und setzt dem Bidelmann ein Gericht vor aus Eiern und Schmalz, und sie bringt noch ein Geschenk für die Brautleute.

Jedoch ist überall das unvermeidliche spottende, beißende, boshafte Gerede und Jedes weiß etwas Nachtheiliges von den jungen Brautleuten zu er-

---

*) Oder überhaupt der Kirchenpatron der Pfarre.

zählen. „Willst g'schimpft werden, muaßt heirat'n!" sagt die Großmutter, und es ist richtig!

Dann aber kommt der Hochzeitstag. Das ist ein Pöllerschießen und Jauchzen in der Gegend und schon zur frühen Stunde versammeln sich die Geladenen im Hause der Braut. Die Braut aber ist nirgends zu sehen, die hat in ihrem Kämmerlein große Sorge um das Hochzeitskleid und um den Brautkranz — und sie wird kaum fertig mit der Vorbereitung.

Wie nun der Bidelmann mit seinem langen würdigen Hochzeitsrock und seinem bebänderten Brautführerstock ins Haus tritt, wendet er sich zum Bauer und sagt:

„Wie ich vor drei Wochen bin da gewesen, da hab' ich bei Euch Eine eingestallt zum Holzäpfellesen, Haselnußschälen und Federschleißen und wie die Verrichtungen alle heißen. Heut' möcht' ich Die gern sehen, wie's ausschaut und was mit ihr ist g'schehen; wenn sie geworden ist zaunmarterdürr, so zahl' ich kein' Kreuzer Futtergeld dafür!"

Nun läßt der Bauer alle buckeligen, kropfigen Weid- und Stallmägde vorführen, die er nur auftreiben kann, und frägt den Bidelmann, ob die Seine nicht dabei. Da dieser wüthend und immer wüthender verneint, so tritt endlich die hochzeitlich — wenn's sein darf — mit einem Kränzlein geschmückte Braut auf. Der Bräutigam sieht sie wohl

an von ferne, aber er darf noch nicht recht mit ihr verkehren. Dieses Recht steht heute nur dem Bidelmann zu.

Dann setzen sie sich zum Frühstück, welches zum größten Theil aus fetten und wohlgesalzenen Speisen besteht, damit sich im Laufe des Tages ein redlicher Durst einstelle, für den heute zur Genüge Sorge getragen ist.

Die Dorfmusikanten sind auch da. Alles klingt, alles ist geschmückt, alles ist freudig.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, bis die Pöller endlich schweigen, und die Braut und Hochzeitsleute zu Fuß und zu Wagen der oft mehrere Stunden entfernten Pfarrkirche zuziehen. Welch ein lustiges Treiben das ist, über die Auen, durch die Wälder! Kaum das Rehlein scheut sich heut vor den Menschen, und die Vögelein hüpfen umher auf allen Aesten und Zweigen, schwingen sich wonnig auf in die stille Himmelsbläue und bauen Nester in den dicksten Kronen.

Halt doch! Was steht der Zug so plötzlich still? Ei, er kann ja nicht weiter. Der Waldweg ist mit Bäumen und Sträuchen verrammelt — ein „Schnurr", eine Rache von Nichtgeladenen. Aber fort muß das Hinderniß; in's Harz greifen müssen die heute so sorgfältig gewaschenen Hände, während die oft in der Nähe versteckten Missethäter voll boshafter Schadenfreude kichern.

Oder ist dieses Wegverrammeln eine wohlgemeinte Warnung, ein vorläufiges Zurückhalten in der Freiheit des Waldes, eh' noch der Traualtar für ewige Zeiten bindet? —

Endlich kommt der Hochzeitszug im Pfarrdorfe an. Ei, was doch dort in der Höhe für ein schöner, bunter Luftdrache schwebt! Höher und höher steigt er und funkelt in der Sonne — o du herrlicher Vogel, willst du gar in den Himmel fliegen? Aller Augen verfolgen das seltene Ding, doch plötzlich schreit der Bidelmann: „Auweh, auweh! die Braut ist weg!"

Und sie ist weg, entführt, verloren, so wie es auch in alten Tagen geschehen ist, daß man dem Bräutigam die liebliche Braut geraubt hat von dem Altare weg. So ernst wie einst wird's doch wohl heute nicht mehr gemeint sein!

Die Rolle des Entführers unternimmt stets der flinkeste und witzigste Bursche im Dorfe; meistens Einer, der nicht zur Hochzeitsgesellschaft gehört. Er weiß den Bidelmann, der die Braut führt, zu überlisten, indem er dessen Aufmerksamkeit auf irgend etwas Besonderes lenkt, um dieweilen mit der schon früher ins Einverständniß gesetzten Braut zu entfliehen. Er eilt nun mit seinem Raube in ein abgelegenes Wirthshaus, wo er sich auf Unkosten des Bidelmannes gütlich thut, bis ihm dieser auf die Spur kommt und die Braut mit einigen Gläsern Weines auskaufen muß.

Ein weiteres Hinderniß harrt unmittelbar vor der Kirchenthüre. Die Frau Wirthin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll, stellt sich hier plötzlich der Braut in den Weg und gebietet dieser strenge, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse „das Kraut gesalzen werden“. Und in der Küche reicht sie dem Mädchen mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfrau Braut,
Laß Dir eine Lehre geben,
Versalz' das Kraut,
Aber nicht dem Mann das Leben!“

Und die Braut streut das Salz in den brodelnden Topf.

Reiche Bräute salzen das Kraut auch auf eine andere, weit bessere Art, sie nehmen eine Handvoll Silberzwanziger aus dem Sack und streuen sie in den Topf.

Das sei, sagen die Küchenmägde, denen das Geld zukommt, ein sicheres Anzeichen von der Vortrefflichkeit der Braut.

Endlich folgt der Kirchgang zum „Brautamte“ und die Trauung. Dazu wird Wein gebracht, der Priester hat den ersten Trunk, dann nippt die Braut, der Bräutigam, dann trinken alle Andern.

Man sollte meinen, die Hauptsache sei nun vorüber. Mit nichten.

Sie verlassen die Kirche und ziehen unter Musik und Pulverknallen ins Wirthshaus. Hier werden vor Allem die Ehrentänze abgehalten; da tanzen der Pfarrer, der Richter, der Chirurg, kurz, die Besten der Gemeinde einigemale mit der Braut herum — das ist der Ehrentanz. Endlich flüchtet sich die Braut zu ihrem jungen „Alten", und der tanzt ihr — wie sie sagen — das Kranzel ab.

Und nun geht's zum Essen und zum Trinken, welches, stets vom Tanzen unterbrochen, bis spät in die Nacht hinein währt.

Es endet mit dem „Gesundheittrinken", wobei der Reihe nach Jeder sein Glas zu leeren und ein Liedchen zu singen hat.

A Bräuterl a jung's,
Und an stoanalt'n Wein,
Und wo wa da Bua,
Der nit lusti kunnt sein!"

Und

„Schneid Birnbam, schneid Buxbam,
Schneid birn=buxbam'ni Lad'n,
Und mei Schatz will a buxbamas
Bettstattl hab'n!"

„Dort sitzt an alt's Weib
Auf'm Schüsselkorb drobn
Und jetzt is ihr a Heuschreck
Ins Maul eini g'flogn."

„Oan, Zwen, Drei fürcht ih nit,
Sechs und Siebn ah noh nit,
Wann gleih da Teufel kam,
Hauat ihn z'sam!"

So geht's durcheinander, und dergleichen Liedchen fehlen bei keinerlei Bauernlustbarkeit, und oft kommen sie aus dem Stegreif.

Plötzlich aber wird es still. Der Bidelmann, welcher Kopf und Herz am rechten Fleck haben muß, hebt sein Glas empor, und zu den Brautleuten gewendet, ruft er: „Gesundheit, Brautleut', zur Lust und Freud' für die Lebenszeit in Ewigkeit!"

Heisa, da klingen die Pfeifen und die Trommeln und die Gläser drein: „Gesundheit, Brautleut'!"

Da die Hochzeitsgäste die Mahlzeit mit deren dreimaligem „Zusammensitzen" (jedes Zusammensitzen mit 5—6 Gerichten) gewöhnlich selbst zahlen, so wird der Bidelmann von dem Wirthe beauftragt kundzuthun, wie viel auf jeden Einzelnen zu steuern kommt, und der Bidelmann weiß für das unliebsame Ding ein gar buntes Röcklein und hält nun folgende Rede:

„Meine lieben Männer und Weiber und Buben und Menscher! Ich heb' auf die Höh mein Glaserl Wein: Und wann ich heut kunnt der Hergott sein! Ich thät schenken ein langes Leben den Brautleuten, und eine Butten voll Kinder daneben! Oder wenn ich der Josua kunnt sein, heut ließ ich die Sonn

nit abi gehn, sie müßt bis morgen schein'! Ei, 's Essen und 's Trinken und 's Tanzen und 's Scheiben und erst das andere Hallodritreiben! D'rum frag ich Euch jetzund: ist der heutig' Tag nicht die gute Stund? So einen Jux giebt's nit aus und ein — nur — der Speisemeister schaut finster drein. Da — da fressen's, hätt' ich bald g'sagt — wie die Haberdrescher, und saufen wie die Bürstenbinder; ja wahrhaftig, meine lieben Kinder! Und auf das Zahlen will Keiner denken! Zwar will uns der Speisemeister schenken das Bratl und den Wein; aber 's Wasser hätt' er gern zahlt und die Bein'. Die Manner und Lumpen, die so sind voll Schulden, denen laßt der Herr Speisemeister den ganzen Schmarn um drei Gulden — die Weiber aber, die selten im Wirthshaus z'spüren, die will er heut einmal gotteslästerlich schnüren, die müssen — 's ist schon beschlossen gar — zahlen dreihundert Kreuzer, und baar! — Und weil wir mit dem nun fertig sein, so laden wir auch noch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit in Galiläa, auf daß er uns segne Wasser und Wein, die Hochzeitgäste und 's Brautpaar; die Spielleut' und die ganze Pfarr, und alle Schmarotzer und Spatzen-Schützen, die beim Ofen sitzen. Amen."

Eine andere Form einer solchen Rede oder „Danksagung", wie sie geheißen wird, ist folgende. Der Bidelmann spricht:

„Hiazt bin ih mehr amol do, meini liabn Hochzatleit. Hiazt wa s ma wul bold schlecht gonga."

„Zwe dan? zwe dan?“ fragt man.

„Jo. I und da Wirt hätn uns bald zgreint. ’s hät wos ogeben, wan er nit rund gonga wa.“

„Zwe dan? zwe dan?“

„Ih geh in Keller einhi, hon welln an Wein hobn. Do hukt er hintern Foß und mocht do mit da Kreidn daheifti (viele) Krotza. — Wos er dan tat? frog ih’n. — Zsomroatn, wos ees vasoffn hobs, sogt er. — Auweh! sog ih drauf, hobn dan d Leit so viel trunkn! muaßt wul na du selba gsoffn hobn, weils da däs einbildst. — Glei fluigt er her af mih, will mar Oans einigebn. Bin oba gschwinda gwen, schmeißn hinta d Fassa, daß er gmegazt (geächzt) hot. Ih ren zan Foß, wisch d Strichla glei weg und denk: hiaz hots da grotn. Daweil steht da Wirt wieder auf, giebt ma guati Wort und ih sult so guat sein, sulln s Sachl zsomroatn helfn. — Mochst an Gscheitn, sog ih, so will ih da helfn. — Na guat mir hebn on zan roatn — und roatn — und roatn, und wos er voron hot aufgschrieben, hon ih hintnoch wieda wekgwischt und hon ma denkt, so geht da Hondl scha guat. — Oba da Wirt, däs is an Ohdrahta (ein Schlauer)! Bringts Luader aussa, die Poschaun (Person) sult a zwoanzg Guldn zohln. — Jegerlas; hon ih drauf gsogt, du bist a Nor! wia kuntn dan d Leit so viel zohln däs wa gfahlt! Koan Oanziger kam da mehr ins Haus! — Und haon anghebt zan hondln, bi grob worn; eahm is da

Schiach ongonga (hat sich gefürchtet), hon an owa brocht bis af drei Guldn und hon ma denkt, hiazt hots da grotn.

Darweil kimt da Breitigon zu mir, frogt wos ih mochad. Ih dazähl eahm die Gschicht, daß s'zan Zohln wa. Sult still sein, sogt er, sult nix varothn, er thats Olls selba zohln. — Scha Nor! hon ih gsogt, wos folt da dan ein! Wirst dei Geld scha no brauchn; kehr um d Hond, konst a Wiagn kafn, a Fatschn. Wa weit gfahlt! Muast kluag (sparsam) wern! Zwe suln dan d Leit nit selba zohln, was sie gessn und trunkn hobn, sein jo lauta rundi, bravi Leit — wia da Hulabaur, — der hot jo so viel gessn, daß n d Leiblknepf afn Hiasbaurn sein Tala sein umisprunga. Und da Tonibaur hot mi in sei Briaftoschn lossn stirn (starren), de is da jo wompad (bauchig) gwen, daß er klewa ba da Thir hot einagmecht. Da Mestlbäurin hobn d Oar(Eier-) kreizer in Kidlsok die Knia aufgwetzt; wuascht (würde) vula Grand sein, wan sie s wiada miad hoamtrogn. — Na, aftn hots da Breitigon lossn geltn, und hot mih betn, ih mecht mih ban enk holt wul gstott seina bedonkn.

— Und zan Erstn bedonkt sih der ehrenwerti Breitigon mit seina liabn Jungfrau Braut, daß seids kema zan Ehrntog und hobs valiabgnoma mit an Leffl Suppn, und daß eahna s Bloat (Geleite) hobs gebn von eahnan Haus iba Gossn und Stroßn bis

zu da lobwirdign Pforkirchn, zan heilign Pforpatron Jakobi (oder wie er eben heißt) und hobn in hochheilign Meßopfer und da Kuplation beigwohnt. Bedonkn sih, daß eahna wiada hobs s Bloat gebn iba Gossn und Stroßn, iba Weg und Steg, her do, bis zan ehrnwertn Herrn Speismoaster, in Joglwirt (oder wie er eben heißt) und hobn eahnern Ehrntog mit Lustbarkeit und Freidn und in da liabn Danigkeit zuabrocht.

Zan Zweitn bedonkt sih da Herr Speismoasta, daß oll seids kemen und mit den kloan Traktament valiab hobs gnoma. Hot zwor wul gsogt, daß seini Gäst wos Bessers warn wert gwen, hot ah a Duzat Fischer und Jager und Wildschitzn ausgschickt. D Fischa warn datrunkn, d Jaga warn va die Wildschitzn daschlogn worn und die Wildschitzn hätns eingsonkt. — Mei, mei, hon ih gsogt, sog ih, s wird Koana humeri (hungerig) hoamgehn derfn; d Monleit hobn eahneri Säckl und Hiat ongfült mit Bschoadessn, däs übabliebn is und d Weibaleit hobn eahnan Toal ins Firter eingfoßt. — Aft hots n selber ah wiada gfolln.

Und zan Drittn bedonkn sih d Spielleit für Olls und sie mechten winschn, daß däs Lebn an ocht Tog a so tat dauern. Ih blibad weida wul so lang do, wans enk recht war. Wos olli Tisch essn, mecht ih gern zohln, oba wos d Leit brauchn, von sebin gang ma da Schiach on.

Zan Teixl eini, da Wirscht doscht, da Herr Speis-moasta, will ih sogn, mocht schon a saurs Gsicht — er wurd scha gern s Geld hobn. Na jo, wans as ehanta nit vastondn hobs, so sog ih enks holt nohamol: die Poschaun sult zohln na glei a drei Guldn. —

Und weil däs hiaz amol in da Richtigkeit is, so wird af d Leßt an ehrsama Gost kema, wird d Jung-frau Braut aufbegehrn von Tisch af a drei Tanz af an ehrlicha Tonzstot. Sul an Jada (Jeder) sein Ehrntonz mit ihr mochn. Sul sih Koana vastekn, sul af sein Ort sitzn bleibn; es sul der Ersti so guat sein, wia da Leßt und da Leßti so guat, wia der Ersti. Ma kon nit Olli af oanmol zgleich ehrn.

Aft wird af an iadn Tisch a Startin Johanes-segn aufgwelzt wern, den sults sein briaderli zuatrinkn, Oaner in Ondern. Und hiazt mochts gschleini (schleunig) in Beidl auf, zohlts in Wirscht aus und iber a Kloans hobs mih gsen, und iber a Kloans sechs mih neama."

Ist der Redner verschwunden, so kommt der „Speisemeister" vom Brautführer begleitet, mit einem weißen Teller, geht damit unter Musikklang die Tisch-reihen ab und Jeder legt die verlangten Gulden auf, dieser Vorgang heißt das „Weisen". An Braut und Bräutigam aber eilt der Teller flüchtig vorüber, deren Theil ist bereits den Anderen miteingerechnet worden.

Damit ist aber noch nicht alles vorüber. Jetzt geht die Thür in allen Angeln auf, ein alter, buckliger und häßlicher Mann tritt herein und spricht:

„Glop sei s Kristas!“ Dann stellt er sich vor den Bidelmann: „Des mei liaba Herr Hausvoda, ih hät wul a schöns Gebit, wann ih deafad zwoa oda drei Schriat zu da kristlichn Ehtofl firitretn!“

„Wannst a rechtschoffna Gost bis, konnst scha zuhakemma!“

„Oft is scha recht, oft wünsch ih holt in Brautleutn und Hohzatleutn an guadn Obnd, a guads Johr, an guadn Tog, a guadi Stund und an guadn Appetit zan Essn und Trinkn. Ih wünsch in Brautleutn an schön Ehrntog und viel Glück zan heilin Ehstond! Hobts ma nix fr unguad, wann ih mih in da Red a wenk thua stopan (stolpern); stopad sih douh oft monis Pferd, und is a hundert Thola werth. Ih bin heunt gar weit und broad umanonda groast. Ih bin groast in an wildn Wold, do is s gwen schiferi und kolt; ih bin groast in an grean Wold, do hobn d Vögl gsunga jung und old; ih bin groast in an tiefn Grobn, do hätn mih bold gfressn d Nodan (Nattern) und d Robn; ih bin groast über a broads Feld, do bin ih kemma zan an Lezoltzelt und hon einkaft Schiftln und Med, kunt ih epper aufwortn damit, Herr Ged? — Oft bin ih keman in a weits Thol, do hon ih ghört Jubl und Gscholl; den Jubl bin ih flux zuagrennt

und hon mit Freudn däs Haus dakennt. Und wir ih bin kema zu den Haus, schaun ban olli Fensta d Liachta heraus. Und wir ih hon ghört die Geign klinga, und wir ih hon ghört s Hockbredl stimma, do bin ih runt in d Labn einagloffn und hon ba da Thür d Musikantn ontrouffn. Do hon ih mein Bingl hinta die Thür umiglad (hingelegt) — ih hon dina ghot lauta Mäus und Rotzn und hon mih gfürcht, wann is s eahatrogn that, möchtns in Hausvoda d Augn auskrotzn. Und ih bin rund nohaglafn und grennt, und hon meini Augn firi gwendt, und hon glei Oani ba da Tofl dakennt; auf diesebi that ih mih spitzn, wann ih a wenk kunnt zuwisitzn. — D Jungfrau Braut sitzt in Rosengoatn; schuldiga Weis kimm ih aufzwoatn. Hot s nit gessn, so is s douh gsessn; hot s nit trunkn, so hat s ma douh mit die Aeugerla gwunkn. Däs Winkn that ma recht gfolln und gfrein, wann s da Bräutigon liassad mit mir aufn Tanzboudn gen? Auf an Tonz, auf oans, zwoa, drei, wia s holt da Brauch is glei!"

Auf dieses entgegnet der Bidelmann:

„Ah, wos nit nouh! Wann d Jungfrau Braut tonzn will, sein nouh Besseri do!"

„Wann ma da Bräutigon an Tonz that dalabn, so that ih n schbendirn an Koblwogn mit vier Schimml und an Gutscha mit Stiefln und Spodn, damit a konn in Kiata (Markt) fodn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn (erlauben), so

that ihn schbendirn an Bam vulla guldani Birn, oft konn er die Birn van Bam oaha stirn. Da Bam steht mittn aufn Roan, ghört in Bräutigon nit alloan!"

„Na Du, mit so an Hondl konnst Di hoamgeigna lossn; i hon imma ghört: Viel Nachbarn, viel Hundsfiad!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, so däafad er die Birn auf mei Seitn ah zsomklaubn: die Birn sein ausstn vulla Guld und Schein und gstott die Kedn sein Korfunkelstoan drein!"

„Oft friß deini Birn selba, daß d an guldan Mogn kriagst!"

„Wann da Bräutigon mit sei Braut so hoagl will sei, so hät ers gwickelt in a Popierl ein und häts in Säckl gschobn schön stad und hätn mit Kedan (Ketten) und Droht zuagnaht!"

„Woaßt, mit dein Schimpfn richst nix aus, wannst nit gleih ohkrozst, so suachn ma fü dih a Hoslnußsolbn!"

„Wann mas da Bräutigon nit will vatraun, so will i holt auf mein Weg wieda schaun; oba, wann mih da Herr ausn Haus wird vatreibn, so wird er nit meh long Richta vableibn!"

„Schau, daß d weita kimmst und sog, du warst dogwen!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, so gab ih n mei Haubn und is s nouh nit gmua, so schbendir ih n an Kleibnkas ah nouh dazua!"

„Wannst nix Gscheitas woaßt, wia däs Gfras, so vaklehn (verklebe) da die Papn selba mit den Kas!“

„Heunt will ma da Herr gor nix meh glaubn, und mir sein douh mitanonder umgangan in Raubn; selm hot er mih gor guat kennt, wia mar ollzwen Muregg hobn onbrennt!“

„Geh, geh, für an Rauba schaust ma viel z led-schad (dumm) aus!“

„Ih bin von Bruggakreis, da Herr hot gor so viel Flöh und L—, wann er ma heunt an Tonz wullt dalaubn, so that ih eahm de Thierler aus-klaubn!“

„Geh, wannst so a Flöhkromma bist, so schau, daß d gleih wieda fuatkimmst mit deini braun Husarn!“

„In Boarn und in Sochsn thoan aufn Bama die Diandln wochsn und in den lonkweilin Grobn is gor Koani zkriagn und zhobn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, und wann er ma mein Ehrlikeit selba nit will glabn, so wullt ih n drei guati Zeugn aufführn. In ersten va Fürstenfeld, der hot an Beidl und ka Geld; in zweitn von Liegist, der hot so viel Geld wia Mist; in drittn von Tradn-boch, der last um an Kreuzer an iadn Bumerl noch.“

„Däs warn ma sauberi Zeugn, de deafad ma wulfeila vakafn, wia da Judas insan Herrgoudn!“

„Wann da Herr den Zeugner ah nit will glabn und er ma douh die Braut that dalabn, so wullt i onderi drei Zeugn aufführn. Der ersti is da sankt Flurion mitn grossn Faun, denn kunnt ma die Zeugnschoft onvatraun; da zweit is da Paul mit sein Schwert, der wird douh sein a Zeugnschaft werth; da dritt is sankt Peda mit die Himmelschlüssl, der wird douh vo da Zeugnschoft wissn!“

„De drei warn scha recht, wann da Fluriani aufs Fuir Ochtin gabad, da Paulus die Kristen nit vafulgg und da Pedrus insan Herrgoudn nit valaugnt hät!“

„Wanns da Herr den ah nouh nit will glabn und mir die Braut nouh nit will dalabn, so will ih die leztn drei Zeugn herstelln. Der ersti is Goud Voda, der ins daschoffn hot; da zweiti Goud Suhn, der ins dalöst hot; da dritti Goud heiliga Geist, der ins gheilig hot! Wann da Herr in den ah nouh an Fahla thuat findn, oft wird er zsommt sein Hohzatleutn nit in Himmel findn!“

„Gegn sölchi Zeugn hon ih nix dagegn, und weils d a guada Krist bist und die Braut gor so gern zan Tonz führast; in Goutesnom, so hon ih nix dagegn.“

„Weil ma hiazt so weit richtig sein und bekonnt, so nimm ih s Glaserl Wein in mei Hond; da Wein is hell und fein, weiß und roth zsommgoussn, so wia zwoa liabi Herzerln sein zsommgschloussn in oana Liab und sist koana meh. Der Wein sull gwochsn

sein bei Sunn- und Maunschein zwischn Himmel und Erdn, so wia ma insa Seel von oubn hobn und in Leib va der Erdn; und da süassi guldani Wein sull Braut und Bräutigon und olln Hohzatleutn ia Gsundheit sein!“

Hierauf nimmt der Mann die Braut an der Hand, führt sie auf den Tanzboden und tanzt mit ihr dreimal herum für Glück und Segen und ein langes Leben.

Mit diesen Sprüchen und Schwänken wird die Hochzeit beschlossen, der Tanz aber währt fort und es können sich an ihm nun auch ungeladene Gäste betheiligen.

Vor Zeiten sollen nach dem Hochzeitsmahle dramatische Scenen aufgeführt worden sein, besonders erzählen alte Leute noch gern von dem „Paradeisspiel“, in welchem die Erschaffung der Eva aus der Rippe des Adam, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese bildlich dargestellt wurde.

In manchen Gegenden Steiermarks wird auch noch der zweite Tag mit allerhand Spielen gefeiert. Besonders beliebt ist das „Wiegenholzführen“, bei welchem junge Bursche aus dem nächsten Wald einen grünen Baumstamm herbeischleppen und denselben mit Sträußen und Bändern schmücken.

Sie stellen den grünen Baumstamm entweder vor dem hochzeitlichen Wirthshause auf, oder sie verrammeln damit die Hausthür des heimkehrenden jungen Brautpaares.

Dieses aber kommt trotzdem irgendwo hinein zu seinem eigenen Herd. Und vorüber ist nun das bunte, hochbedeutungsvolle Drama der Vereinigung und es beginnt die Zeit der stillen zurückgezogenen Häuslichkeit.

Das Glück kann wohnen im Kämmerlein, das Unheil kann einziehen — aber fest hält er das Band, das da geschmiedet worden unter dem Tacte der lustigen Klänge; der Tod allein nur ist's, der kommen kann, als Zerstörer einer seligen Zeit oder als Retter aus Unheil.

Erleben sie den fünfzigjährigen Ehestand und feiern goldene Hochzeit, dann stützt sich der greise Bräutigam auf einen Brautstab, der die Form eines Pilgerstabes hat.

Einstweilen noch wird jung Weibchen gar roth im Gesicht, wenn es das herbeigeschleppte Wiegenholz sieht; — übers Jahr aber sitzt sie am Schaukelchen und wieget und wieget.





Das Ausnahmshäusel.



Wir hören es hier zum erstenmal, daß der Hausvater in seinem eigenen Hause nicht daheim ist. Er ist in demselben zwar geboren, hat in dasselbe sein Ehgespons eingeführt, hat wohl über ein halbes Jahrhundert in diesem Hause gelebt. Aber zu sterben hofft er — falls der Tod nicht jählings anklopft — unter einem anderen Dache.

Da haben viele, in manchen Gegenden die meisten Grundbesitzer nebst ihrem eigentlichen Haus und Hof auch noch ein kleines Gütchen, ein Häuschen mit Garten und einem Aeckerlein, welches entweder an das Gehöfte sich anschließt oder abseits und vollkommen abgegrenzt steht.

Das ist das Kleingut, das Ausnahmshäusel.

Dieses Gütchen wird mit Vorsorge gehegt und gepflegt und stets in gutem Stande erhalten. Der

Bauer als Hausvater, so sicher und fest er auch eine lange Zeit hindurch das Scepter seines Reiches führt, weiß gar wohl, daß es einmal anders wird. — Die Kinder sind schon da und der älteste Bub klettert aus Uebermuth draußen auf den Zäunen umher wie ein Eichhörnchen. Just hat er sich am Höslein ein arges Loch gerissen, so daß die Franzl-Toni-Hiaslbäuerin*) durch das Fenster hinausruft: „Wart', Hansl, ich komm' mit der Ruthen, wenn Du nicht gleich herabsteigst!"

Ei freilich steigt er gleich herab und schleicht hinter die Stallungen, weil er Strafe fürchtet.

Aber es kommt eine Zeit, wo der Hansl nicht mehr die Ruthe scheut, wo er fest hintritt vor die Mutter und sagt: „Mutter, Ihr habt mich nicht mehr zu herren!" — ihr dann den Birkenzweig aus der Hand reißt und denselben in Stücke zerbricht.

Da nimmt die Bäuerin wohl die Schürze vor das Gesicht und schluchzt.

Am Abend, wenn sie dann allein bei ihrem Mann im Stübel ist, sagt sie: „Alter, unser Hansl wird scharf! Ich mein', wenn er einmal die Wirthschaft hat, so werden wir Alten recht zum Unterducken kommen."

---

*) In der östlichen Steiermark werden manchmal als Vulgärbezeichnungen eines Hofes die Namen des Besitzers, dessen Vaters und Großvaters beibehalten.

„Dann gehen wir ins Ausnahmshäusel, Alte; wir haben ja noch was, und vom Buben lassen wir uns nicht unter die Füße treten!“

Und gleich den andern Tag schickt der Franzl-Toni-Hiaslbauer um den Maurer, den Zimmermann und den Dachdecker und läßt das Häuschen auf dem Kleingute neuerdings prüfen, ob wohl alles seinen guten Stand hat. Dann schickt er ein paar Knechte, daß sie die Zäune herrichten und Dünger auf das kleine Grundstück führen.

Da kommt wohl der Hansl zum Bauer und sagt: „Vater, ich kenn' mich nicht aus, was das zu bedeuten hat; mit so was hat's ja Zeit. Ihr seid noch stark und könnt noch allweg der Wirthschaft vor sein. Wenn Ihr mir sie dann einmal übergeben wollt, so ist's schon recht; aber deswegen bleiben wir noch Alle, wie wir sind, beisammen im Hause, und Ihr könnt schaffen und rechten, wie Ihr wollt, und der Mutter folg' ich auch. Nein, da bin ich nicht so, Vater!“

Der Alte steht da, hängt den rechten Daumen an den Hosenträger, starrt zu Boden und schüttelt langsam den Kopf.

„Werden's schon sehen, jetzt können wir noch nichts sagen,“ entgegnet er endlich und schreitet gegen den Feldkasten.

So vergeht eine Zeit. Alles ist ruhig und fügt sich, aber der Bauer läßt nichtsdestoweniger im Ausnahmshäusel fleißig vorbereiten.

Da sagt die Bäuerin einmal zu ihrem Mann: „Du Alter, was ist denn das mit unserem Hansl, er ist ja in keiner Nacht daheim!“

Der Bauer beißt sich in die Lippen, kratzt sich ein wenig den weißen Kopf und meint: „Der Bua wird mir doch nichts anfangen!“

Dann geht er in die Futterkammer, wo sein Sohn Heu mischt, und sagt zu diesem: „Hansl, ich hab' ein wenig was zu reden mit Dir — schau, Du kommst jetzt so in die Jahre — wenn's Dich angeht, so sag' mir's. Kannst ja heiraten; meinetweg schon, bin nicht mehr jung, und ich übergeb' Dir Haus und Grund, wann Du willst; mein Vater, der Marxl-Franzl-Tonibauer, hat's mit mir auch so gemacht.“

Der Hansl mischt das Heu, daß der Staub fliegt, aber er sagt kein Wort, er sieht den Vater gar nicht einmal an.

„Sag' mir's, Hansl, mir ist's lieber, wie wenn Du so heimlich mit Einer herumthust; — schau nur, daß sie brav ist und ein wenig was hat!“

„Die Krautschlager-Tochter wär' halt so Eine,“ bemerkt der Junge und mischt Heu.

„Die Traudl?“ fragt der Alte, „geh', die ist wohl gar ein wenig zu jung.“

„Nein, sie ist nicht mehr kindisch und groß ist sie mir auch schon genug.“

Die Bäuerin hat vom Kuhstall durch die Bretterwand geguckt. Sie eilt jetzt in das Haus zurück und

wie sie auf dem Herde Feuer macht und das Mittagsmahl kocht, lächelt sie immer bei sich und meint: „Die Traudel, die ist mir schon recht!“

Der Bauer läßt ein paar Einrichtungsstücke in das Ausnahmsstübel befördern, und wenn er jetzt dem Hansl was befiehlt, so setzt er immer hinzu: „So, das ist meine Meinung: kannst aber thun, wie Du willst.“

Dann kommen auf einmal die „Schatzleut“ (Abschätzer), und die essen und trinken und schreiben dann alles auf, was liegt und steht, und sind mehrere Kinder da, so wird der Mann gefragt, ob er nicht sonst auch noch was habe? All sein geheimes Walten muß er jetzt offenbaren, die Räume seiner Habe, die Frucht jahrelangen Fleißes und Kummers muß er fremden Blicken darlegen und Rechenschaft geben über alles — es ist nicht mehr sein.

Was sich der Franzl-Toni-Hiaslbauer vorbehält? Das Ausnahmshäusl mit den dazugehörigen zwei Jochen Ackerland auf lebelang, für den Fall, daß das Zusammenleben mit den jungen Leuten etwa nicht gut ginge.

Ferner jährlich auch noch drei Metzen Korn und vier Schöber Heu und zwanzig Pfund Schmalz von der großen Wirthschaft und die Kleidung wie sonst. Das lasse er nur so anmerken, aber er wolle nicht hoffen, daß es so weit kommen sollte; mit ihm und seinem Weib sei es ja leicht auszukommen, und

die junge Hauswirthin werde wohl nicht gar so scharf sein und der Hansl werde auch nicht seiner Eltern vergessen.

So wird es geschrieben und der Hansl setzt seinen Namen darunter und der alte Bauer und sein Weib machen mit der Feder nur so ein Kreuz auf das Papier, weil sie nicht schreiben können. Von der Zeit an haben die Alten im Hause nichts mehr zu schaffen; der Hansl ist Besitzer und der Hof heißt nun: Beim Toni-Hiasl-Hanslbauer.

Der Hansl sagt wohl: „Thut nur anschaffen, Vater, wie Ihr's haben wollt" — wenn es aber an die Sache selbst kommt, so thut der Junge doch nach seinem eigenen Kopf.

Die Bäuerin fragt ihren Sohn, was sie für die Mahlzeiten kochen müsse, und da läßt der junge Bauer den Tisch gewöhnlich mägerer werden, als er beim alten war.

Und endlich kommt die junge Braut ins Haus. Sie ist gegen Alle sehr freundlich und zu den Ausnahmsleuten, wie das alte Ehepaar nun heißt, sagt sie: „Grüß Euch Gott, Vaterleut', wir werden schon auskommen mitsammen; ich fürchte mich gar nicht. Ein wenig geb ich nach und ein wenig gebt Ihr nach, und so werden wir schon zusammenziehen."

Aber gleich am nächsten Tag stellt sie sich an den Herd und sagt zu der alten Bäuerin: „So, jetzt

probir ich's, wenn ich auch nicht viel kann, ein wenig kann ich doch was."

„Aber nein," entgegnet die Alte, „das Kochen kann ich doch nicht auslassen; Du weißt es ja noch nicht, Traudl, wie's bei uns der Brauch ist."

„Das macht nichts," sagt die Traudl, „ich werd mir's schon einrichten, wie's am klügsten ist — wir sind just nicht so reich, als daß wir so viel Mehl und Schmalz verprassen könnten!"

Das trifft die Alte ins Herz; sogleich geht sie zu ihrem Mann: „Du Hiasl, jetzt haben wir's schon; zu wenig Vermögen ist der Jungen da und jetzt wirft sie mir's schon vor: sie seien nicht reich und kochen kann ich ihr auch nicht recht! Nein, das hätt' ich mir von der Traudl nicht gedacht — die hat jetzt bei mir schon ausgedient!"

„Laß sie nur gehen, Alte, wir bleiben schön beisammen allzwei, thun sie was sie wollen," beschwichtigt der Ausnehmer; hängt dann aber seinen Daumen an den Hosenträger und starrt zu Boden.

So sind die Ausnahmsleute die längste Zeit mit sich selbst allein, im Hausstübchen.

Aber das ist der Jungen auch nicht recht; „die Vaterleut' sind noch gar nicht so schwach", meint sie, „und ein wenig könnten sie schon was arbeiten; da sitzen sie zusammen drin und wollen nichts als essen und gut leben. — Und unser Bett, Hansl," sagt sie dann zu ihrem Mann, „unser Bett oben auf dem

Dachboden ist mir auch nicht ganz recht; hab's doch mein Lebtag nicht gesehen, daß die Bauernleut' (der Bauer und sein Weib) auf dem Dachboden schlafen. Wir könnten den Vaterleuten ja in der Küche beim warmen Herd ein Bett herrichten, daß wir in das Stübel kämen. Die Mutter steht sonst auch allweg am Herd, wenn ich koche und ich kann ihr schier nichts recht machen. Und dann hält sie gar mit den Dienstboten und schimpft über die schlechte Kost und daß ich schlecht koche. Nein, Hansl, das hätt' ich wohl nicht glaubt, daß Deine Mutter so ist, und wenn's nicht anders wird, so halt' ich's gar nicht aus und ich geh Dir noch fort!"

Das junge Weib weint heftig und der Hansl geht sogleich ins Stübchen und sagt zu den Ausnahmsleuten: „Habt's auch nicht noth, daß Ihr mir die Traudl so schlecht macht! Seid's froh, daß Ihr Euch um die Wirthschaft nicht mehr zu sorgen braucht und daß ich Euch zum Arbeiten nicht zwing'. Ihr habt dieselbe Kost, die wir haben; wenn sie für uns Arbeiter gut genug ist, wird sie für Euch auch nicht zu schlecht sein. Ihr habt ein warmes Stübel und auch ein besseres Bett als andere Leut'. Wenn ein Auskommen mit Euch gewesen wär', so hätt' ich Euch das Stübel mit Willen gelassen, aber wenn's Euch nicht recht ist, zwingen will ich Euch nicht, daß Ihr dableibt!"

So hat er gesprochen, der Hansl, und wie er fortgeht, wirft er die Thüre hinter sich zu, daß das ganze Haus erzittert.

Der alte Ausnehmer erhebt sich langsam vom Stuhl und sagt zu seinem Weibe: „Alte, wir gehen ins Häusl —“

So kommt es und das Ausnahmshäusl steht nicht umsonst da.

Das alte Ehepaar beginnt in demselben nun wieder eine neue Wirthschaft. Jetzt, in seinen alten Tagen, muß es oft schwerer arbeiten als je; es hat ja keinen Dienstboten, der den Spaten führte und kein Zugvieh, das den Pflug zöge und die spärliche Ernte unter die Scheune brächte. Freilich wohl sollte der junge Bauer die gebrechlichen Leutchen stützen; aber der denkt nur an die Nachkommen und nicht mehr an die Vorfahren.

Und die Ausnehmer rechnen ihm das gar nicht an, ist er doch ihr Kind und sie haben ja wieder ein eigenes Heim; der Alte darf seinem Weibe wieder befehlen und dieses kann für ihren Mann wieder kochen.

Die übrigen Kinder — wenn welche leben — sind in Bauerndiensten verstreut oder als Dienstleute beim Bruder „auf dem Haus“.

So verleben die Alten ihre Lebenstage ruhig und zufrieden in ihrem engen, einsamen Kreise.

Sagt die Ausnehmerin eines Tages ganz geheimnißvoll zu ihrem Manne: „Du Alter, ich weiß was — hab' was wahrgenommen: Die Traudel wachst an!“

„Schau, schau!" meint der Alte, „ist's doch! Nu, mich hätt's wohl gewundert, wenn's nicht wär'!"

Und als nun gar im Stübel des Toni-Hiasl-Hanslbauer ein kleiner Seperl schreit, da wird's der Alten zu einsam in ihrem Häusl und es läßt ihr keine Ruh am kleinen Herd.

„Gehst halt den jungen Hiasl-Hansl-Seplbauer angucken!" sagt ihr Mann schmunzelnd, aber das Mütterlein zupft am Rockärmel und entgegnet: „Geh weiter! meinst, ich bin auch so neugierig wie Du? Das gar nicht. Aber hinüber muß ich doch zum Hansl, hab' was vergessen beim Einpacken. Meiner seligen Mutter Gebetbüchel, das hab' ich schön sauber vergessen."

Sie geht ins Gehöfte, frägt aber nicht nach dem Gebetbüchel, sondern nach der Wiege; und von der will sie schier gar nicht mehr weg. Sie ist an derselben häufig auch nöthig und so führt der Kleine die Großen wieder zusammen.





Merkstabel und Leichbretter.

Auf einer meiner Alpenwanderungen war es, als ich im Hochwalde den Pfad verlor und den Ausweg nicht finden konnte. Ich forschte hin und her, die großen Schönheiten des Waldes gefielen mir plötzlich gar nicht mehr. Es ging gegen Abend, es gab Moore und Abgründe; das Geschlecht der Wölfe war auch noch nicht gänzlich ausgerottet.

Ich eignete mir schon einen alten Baumstamm, in dessen Geäste ich mich die Nacht über bergen wollte. Da hörte ich plötzlich das Heidegestrüppe und den Wildfarren rauschen; zwei Männer kamen herangeschritten. Der eine war alt und grau und hatte ein schönes ernstes Gesicht, der andere jung und braun. Der Kleidung nach waren sie Großbauern. Schweigsam gingen sie nebeneinander her und der Greis wendete sein Haupt nach rechts und links und der Junge

blickte zu Boden; ich bemerkte an ihm, daß seine rechte Wange durchaus mehr geröthet war, als seine linke.

„Ihr Männer,“ sagte ich, „laßt mich mit Euch gehen, ich habe den Weg verloren und ich möchte die Nacht doch gern in einem Menschenhause verschlafen.“

„So geht mit uns!“ sagte der Alte. Dann schritten sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen, dahin und ich zog hinter ihnen her.

Wir wandelten nicht die besten Wege; wir zwängten uns durch unwirthliches Dickicht, krochen durch Gefälle, kletterten über Gestein; es schien wie ein zielloses Wandern Irrsinniger.

Der alte Mann that immer, als ob er etwas suche, und als wir endlich in eine wegsamere Gegend kamen, nahm er den Burschen an der Hand und unbekümmert um mich, sagte er demselben folgende Worte: „Halte mir, mein Sohn, im Hause ja die Zucht in Ehren. Thue fürder, wie ich hab gethan, wie Dein Großvater hat gethan und wie Dein Urgroßvater hat gethan. Schaffe Dein Hauswesen recht, Hof und Wald und Feld regiere Du; im Hause aber laß Deinem Weib die Herrschaft, so wird Ordnung sein. Dein Weib halte in Ehren, das wird der einzige Mensch sein, der bei Dir bleibt in aller Freud und in aller Noth. Seid Euch einander zugethan und geht Einen Weg zusammen; Ihr werdet Ein Leib sein. Und auch das vergiß mir nicht, mein Sohn, jeden Tag bitte Gott um Weisheit, daß Du Deine Kinder rechtschaffen

magst erziehen. Merke: das beste Heilkraut, aber auch die schädlichste Giftpflanze, so auf Deinem Grund und Boden wächst, ist die Birkenruthe. — Und jetzt, paſſ' auf, da ist wieder ein Stein. Es ist der fünfte und da drüben ist der Gerstmeiergrund, merk' Dir's!"

Bei diesen Worten erhob der Alte seine Hand und versetzte dem Burschen einen Schlag auf die Wange.

Der Bursche verzog keine Miene dabei, blickte zu Boden und ging ruhig neben seinem Vater einher.

„Und thu' mir auch dem Nachbar recht!" fuhr der Alte fort, als wäre die seltsame Zwischenthat gar nicht begangen worden, „und hüte Dich vor unrechtem Gut. Kind, den alten Spruch, den vergiß mir nimmer:

„Wer stiehlt einen Armvoll Streu,
Dem schneidet ab den Daumen;
Und stiehlt er ein Bündel Heu,
So nehmt ihm der Daumen zwei.
Und stiehlt er neun Aehren am Feldessaum,
So hängt ihn auf den höchsten Baum.
Und stiehlt er dem Nachbar ein Stücklein Brot,
So straf' ihn Gott in der höchsten Noth!"

Der Greis schwieg. Als wir jedoch wieder eine Weile fortgegangen waren, sagte er zu seinem Sohne: „Und an der Grenze den Markstein, den halte unverrückt wie die zehn Gebote Gottes. Du weißt, wer sich an der Grenzmarke vergreift, der hat dereinst

keine Ruh im Grabe und sein Geist ist mit neun feurigen Ketten an den Markstein gefesselt so lange, bis der Stein wieder auf seinem rechten Platze steht."

Ich versuchte sanft auf den knisternden Boden zu treten, daß ich keines der merkwürdigen Worte überhörte.

So waren wir eine Weile gegangen, als wir plötzlich wieder vor einem eckigen bemoosten Stein standen.

„Das ist der sechste und da drüben ist der Hofbauerngrund. Merk' Dir's!" sagte der Alte, und that dem Sohne wie zuvor.

„He!" rief ich nun dazwischen, „weßweg schlagt Ihr den?"

Ohne eine Antwort zu geben gingen sie weiter.

Doch kein Wunder, daß der Bursche hell aufjauchzte, als wir gegen das Gehöfte kamen, und als keine Grenzmarke mehr zu sehen war.

Es war ein sehr stattlicher Hof, aus wuchtigen Stämmen des Waldes, vor länger denn hundert Jahren aufgeführt, und doch mit frischer Zimmerung, an der noch kein Wurm und kein Moder nagte. An der Außenseite des Wohnhauses über den Thüren und über den Fenstern waren Bretter verschiedener Länge und verschiedener Wetterfarbe an die Wand genagelt. Auf manchen dieser Bretter waren mit schwarzer Farbe Namen und Zahlen gezeichnet, auf anderen standen Kreuzzeichen hinmarkirt, wieder andere waren kahl und

glatt und hatten Sonnenrisse und klapperten im Abendwinde.

Vor diesen Brettern blieb der Alte wieder stehen und sagte zu seinem Sohne: „Du weißt es, mein Kind, es sind die Todtentafeln unserer Vorfahren. Es sind die Bahrbretter aller Derer, die in diesem Hause abgestorben sind. Dort der graue Laden ist das Ruhebett Deines Großvaters gewesen. Dein Großvater hat das Haus erbaut, hat in Arbeitsamkeit und Sitte darin gelebt und ist deßweg sehr alt geworden. Und dort auf dem Brett mit der Spalte, die schon die Sonne gerissen hat, ist ein junger Mensch in Deinem Alter gelegen. Er war Hirt in unserem Hause und verbrachte die Sommerszeit in den Sennereien. Er führte ein sehr lockeres Leben, verschleuderte alle Sonntage in Wirthshäusern und verschwärmte die lieben Gottesnächte in allerlei unsittsamen Winkeln. Er starb an der zerrissenen Lunge."

„Und wem gehört das kleine weiße Brett mit dem rothen Kreuzlein?" fragte der Bursche.

„Darauf ist das hinterlassene Kind des jungen Hirten gelegen," sagte der Greis. „Und auf dem Brette zur Linken hat mein Bruder drei Tage lang geruht. Er ist beim Festschießen verunglückt. Es war am Tage, als ich mit Deiner Mutter Hochzeit hielt. Weiterhin der braune Laden ist die Ruhestatt des alten Hausirers Sebastian, der bei dem Brande des Gerstmeierhofes, da er noch das Wickelkind des

Bauers aus dem Feuer rettete, zugrunde gegangen ist. Daneben steht die Tafel des alten Knechtes Michel, den die Berglawine erdrückt hat. Und letztlich das schwarze Brett dort mit dem langen Eisennagel ist der Bahrbalken des Steinklopfer-Toni, der bei einer Wirthshausschlägerei todtgestochen worden ist. — Und siehst Du oben unter dem Dachvorsprung den leeren Raum? Dahin soll meine Tafel kommen und so Gott will, die Deine. Mögest Du dereinstmal in Deinem eigenen Daheim in Frieden sterben!"

So bewahrte das Haus die Denkmäler seiner Todten, wie das in jener Alpengegend Sitte, und so hatte sie der greise Mann, vielleicht wiederholt, aber heute gewiß mit besonderem Nachdrucke seinem Sohne gedeutet. Seine Worte waren kaum zu Ende, als im Innern des Hauses heller Musikschall und lustiges Jauchzen ertönte. „Lug! Franzel," sagte der Alte lächelnd, „die Todten haben sie heraus getragen, die Lebendigen sind noch drin!"

Und von diesen Lebendigen kam jetzt Eines herangehüpft. Ein erwachsenes Mädchen war es, flink und blühend wie das Leben, einen grünen Kranz im blonden Haar, ein süßes Glück im blauen Auge. Sogleich lief es dem Burschen zu, der schon die Arme aufhielt; „Franzel!" rief sie heiter, „Du bist ein geschlagener Mann; wie haben Dir die Merkstabeln bekommen?"

„Puh, die sind bitterlich sauer!" sagte der Bursche.

„Wird sie schon noch gewohnt werden im Ehestand!“ lachte der Alte, „nu, jetzt habt Euch und verbeißt Euch nur recht ineinander.“

Die beiden jungen Leutchen eilten in das musikdurchklungene Haus. Der Alte wendete sich nun zu mir und sagte: „Da Ihr so weit und so geduldig mit uns gekommen seid, und da Ihr die Nacht in diesem Hause sein wollt, so kommt nun mit unter mein Dach. Ihr könnt schlafen oder tanzen, wie Ihr's halten wollt. Mein Bursch, den Ihr jetzt schon kennt, paßt sich heut' ein Weibchen an.“

Ich folgte der Einladung und trat in das Haus, in welchem schier die halbe Bevölkerung der Gegend versammelt schien. Die Männer waren in weißen Hemdärmeln, die Weiber trugen Sträuße am Busen, oder große Kränze auf dem Haupte. Sie scherzten, sangen und sprangen, und bei dem großen Kachelofen, wo in der Dämmerung just zwei Kerzen angezündet wurden, saßen vier Musikanten, die bliesen aus ihren verschiedenen Pfeifen einen wahren Sturm von Lust und Freude in die Bauernstube hinein.

In einer Nebenkammer standen Körbe mit Schinken, mit Krapfen und anderem Backwerk, standen bauchige Mostkrüge und zahllose Trinkgefäße dabei; denn am Hochzeitstage, da schickt es sich nicht, daß Alle aus Einem Schnabel trinken.

Der alte Mann, der, in das Haus zurückgekehrt, seinen seltsamen Ernst in eine fast ausgelassene

Heiterkeit umgewandelt hatte, führte mich in diese zweite Kammer, und nun huben wir zusammen an zu essen und zu trinken.

Immer von neuem schob er mir den Schinkenteller und den Mostkrug zu. „Ei ja," sagte er, „das freut mich! Aber bös' bin ich, schauderlich bös', wie Ihr heut' wohl habt gesehen! — Esset und trinket und besegne es Euch Gott! — Ihr habt mich oben im Wald was gefragt?"

„Ja," sagte ich, „und Ihr habt mir keine Antwort gegeben."

„Darum sitzen wir jetzt beisammen," versetzte mein Gastherr, „Ihr seid ein Fremder und sicherlich von überall her; aber überall kennen sie den alten Brauch nicht. So mag ich Euch die Sach' gern auslegen; vergesset mir aufs Trinken nicht; 's ist Apfelmost von meinem Garten. — Es ist so altes Herkommen in unserem Alpenwinkel, daß der Bauer, wenn er seinem Sohne die Wirthschaft übergiebt, denselben rings um die Grundbesitzung führt und ihm bei jedem Grenzmarkzeichen Eins versetzt. Es ist das Merkstabel, daß der junge Besitzer auf die Grenze genau achte. So haben es die Alten gethan, so halten es auch wir, denn es ist eine rechtschaffene Lehr'. Bei Gemeindegrundstücken, die eben nicht übergeben werden können, kommt dieser Brauch von zehn zu zehn Jahren vor. Da gehen die Aeltesten der Gemeinde mit den Jüngeren aus. Und die Jüngsten

suchen die Marksteine auf, wie solche die weitläufigen Gemeindegüter umgeben. Für jeden Markstein, den der Bursche findet, bekommt er seine Ohrfeige und sein Silberstück. So muß sich das Merks in diesem wichtigen Ding von den Vorfahren auf die Nachkommen verpflanzen. — Was ich meinem Sohne draußen von den Todtentafeln gesagt habe, das wird dem Bräutigam nicht schaden; gar zu übermüthig muß der Mensch auch am Hochzeitstage nicht werden."

„Freilich nicht," antwortete ich, „aber ich möchte doch noch Näheres über diese Leichenbretter wissen."

„Das dürft Ihr ja," sagte der Greis, 's ist zwar kein Diskurs für diesen Tag, aber höret denn:

Stirbt im Hause Jemand, so ist es das Erste, daß ein Brett zurecht gehobelt wird, welches die Länge des Todten hat. Auf dieses Brett wird nun die Leiche hingelegt und bleibt sie darauf drei Tage lang aufgebahrt. Dann kommen die Leute und beten und sagen: So werden wir halt jetzt den ehrsamen Mitbruder (oder die ehrsame Mitschwester) vom Brett heben und werden ihn einlegen in die Truhen und werden ihn in Gottesnamen auf den Freithof tragen. Wir schließen ihn ein in die fünf Wunden Christi; Gott erbarme sich seiner armen Seelen! — Ruck auf!

Und ist der Todte davongetragen und das Brett leer, so kommt der Dorfmaler oder wer sonst einen

Buchstaben zu zeichnen versteht und schreibt auf den Laden: „Leichbrett des ehrbaren N. N., abgestorben in seinem.... Lebensjahre. Gott gebe ihm die ewige Ruh."

Häufig wird auch noch ein Vers dazu geschrieben, wie solche sonst in Dorfkirchhöfen auf Grabkreuzen stehen oder gar ein Bild gemalt, zum mindesten das Kreuzzeichen oder ein Todtenkopf. — Dieses Brett heftet man hernach draußen an die Wand des Hauses oder der Scheune, auf daß die Vorübergehenden für den Verstorbenen beten möchten.

So ist an Bauernhöfen unserer Gegend manche Wand bedeckt mit Leichbrettern, welche die Sonne gebräunt hat und welche im Sturme klappern. Leichläden von Todten, welche in der anderen Welt noch keine Ruhe gefunden haben, sollen, heißt es, auch in windstillen Nächten an der Wand klappern und die Schlafenden beunruhigen. Daher sieht man die Leichbretter weniger häufig an Wohnhäusern als an Ställen und Scheunen. Selbst an Feldwegen und Zäunen oder an Bäumen der Schachen sind solche Läden aufgerichtet. Aber die Vöglein kommen und picken ihre Nahrung aus dem morschenden Holze und singen hell, und wenn Ihr jetzt anstoßen und trinken wollt', etwa auf einen kerngesunden Enkel übers Jahr — so hab' ich nichts dagegen!"

Und siehe, als wir keck und lustig anstießen, da barst der Mostkrug und das köstliche Naß überschwemmte den Tisch.

„Kindstaufe!“ rief draußen unter den Tanzenden der Bräutigam; aber die letzte Silbe des Ausrufes wurde schmählich erstickt; hastig hatte die Braut mit flacher Hand den vorlauten Mund zugedeckt.





Die Todtenbahr.

In der „Lauben“ mancher Bauernhäuser, unter der Bodenstiege, steht ein etwa klafterlanger Stuhl. Man stellt nicht gern was darauf hin; noch weniger aber setzen sich die Leute selber gern auf diese Bank, es ist eben die lange Bank, auf die uns das Geschick zuletzt Alle schiebt. — Ei, damit hat's ja immer noch Zeit.

Es ist eine herrliche Sommernacht; heiter wandeln einige Burschen Arm in Arm über Wiesen und Felder und singen Lieder.

Endlich nahen sie sich einzelnen Bauernhöfen und singen nun nicht mehr, sie schleichen ganz leise auf Umwegen, sie suchen ja die Fensterlein ihrer Herzliebsten auf. Weit ab durch das ganze Thal ist es noch lebendig, und von den Bergen klingen Lieder, Jodler und Juchezer im Hochlaut und Hochgefühle der Freude.

Das ist die Samstagnacht.

Aber plötzlich wird es ruhig, still — grauenhaft fast, und die Burschen wandeln stumm oder nur flüsternd ihren Wohnungen zu. Und doch zirpt die Grille wie früher, und am Himmel fehlt kein einziger der freundlichen Sterne. Was betrübt die Menschen? Seht Ihr dort am Berge, nahe am Halterhofe, das röthliche Aufleuchten? Man könnte meinen, es brenne das Haus, so hoch und mächtig schlagen die Flammen auf und Funken fliegen empor, wie erlöste Seelen. Das bedeutet, daß im Halterhofe Jemand gestorben ist.

Sie wußten es ja, hatten sie doch schon Tags zuvor das Versehglöcklein und dann das Zügenglöcklein läuten gehört.

Stirbt in einem einsamen Bauernhofe Jemand, so wird dessen Bettstroh außer dem Hause verbrannt, um damit die etwa ansteckende Krankheit zu vertilgen und auch zum Zeichen für die Nachbarschaft, damit die Leute kommen und beten. Auch verfügt sich sofort ein „Leichenansager" zur Pfarrkirche, um das „Schiedinläuten" (Verscheidenläuten) zu veranstalten. Bei Kindern wird nicht geläutet; für diese geschieht es schon im Himmel, denn „sie kommen vom Mund auf in den Himmel und werden sogleich Engel"!

Bei Weibern beginnt die kleinste Glocke, bei Männern die größte zuerst. Das „Schiedinläuten"

geschieht in drei Absätzen; je länger geläutet wird, desto mehr Ehre für den Todten.

Drei Tage und drei Nächte liegt der Todte oft aufgebahrt, häufig im Vorhause hinter der Bodenstiege. Hier steht obenbesagte Bank, oder es ist über zwei Holzschrägen ein Brett, das Leichbrett, gelegt, darauf ruht er und ist mit einem Leintuch zugedeckt. Zu Häupten flimmert ein Oellichtlein in einer gläsernen Lampe, und dabei steht das Crucifix und ein Weihwassergefäß. Kinder werden auf der Bahre schön aufgeputzt, auch Erwachsene mit Heiligenbildern belegt.

Es ist wohl unheimlich, wenn er — der früher mit den Anderen in Haus und Hof geschafft, bei Tisch gescherzt und mit rothem Gesichte durch die Thüren aus- und eingegangen — jetzt im dunklen Raume unter dem weißen Tuche daliegt, drei Tage und drei Nächte lang. Die Hausleute schleichen nur so vorbei und getrauen sich nicht recht hinzusehen auf die Bahre.

Aber wißt Ihr, was man thun soll, damit man sich vor den Leichen nicht fürchtet? Man macht über das Antlitz des Todten mit dem eigenen rechten Daumen das Kreuzzeichen, und unmittelbar darauf schlagt man mit demselben Daumen das Kreuzzeichen auch auf seiner eigenen Stirne — das hilft, in seinem Leben fürchtet man sich vor keiner Leiche mehr!

Während der Verstorbene auf der Bahre liegt, ruht die Wirthschaft und die Leute beschäftigen sich

mit Kirchengehen und mit Vorbereitungen zum Begräbniß.

Auch die Nachbarn unterbrechen die gewohnte Tagesordnung und versammeln sich im Hause des Verstorbenen und wachen die Nächte hindurch bei Singen und Beten.

Sehr gebräuchlich ist das alte Volkslied:

„Ich wollt wohl ausgehen
Und weiß nicht wohin,
Kein Mensch kann mir glauben,
Wie krank, daß ich bin.
Das Kranksein, das ist
Wohl gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß,
Wann man sterben muß.

Heut geh ich noch ein
In mein' Vater sein Haus,
Morgen in der Früh
Tragen s' mich schon hinaus.
Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie setzen meinen Leib
Wohl zu der Friedhofthür.

Dort graben sie ein Grübelein,
Sie graben 's gar so tief,
Und legen meinen Leib hinein,
Da soll er schlafen süß.
Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn fest zu,
Sie wünschen seiner armen Seel'
Die ewige Ruh'.

Die ewige Ruh'
Und das ewige Licht;
— So legen sie den Leib hinein,
Da soll er schlafen süß.
Der Meßner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Dann gehen meine Freunde
Halt alle davon.

Heute noch bin ich
Ein Röselein roth;
Morgen in der Früh,
Da bin ich schon todt.
Heut ist's in mir,
Morgen ist's in Dir;
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür!"

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man um die Mitternachtsstunde die tiefernsten Töne dieses Liedes hinauszittern hört aus der einsamen Menschenwohnung.

Aber es wird gemüthlicher. Nach Mitternacht kommt Weißbrot, oder wenn der Verstorbene ein leidlich Gütchen hinterlassen, gar eine Schüssel Fleisch oder ein Korb Krapfen auf den Tisch, und nicht selten noch ein geistiger Trank dazu.

Ein Todtenmahl um Mitternacht, heiter und gemüthlich oft.

Als der Weberhansl auf der Bahre lag und die Nachbarn fröhlich bei seinem Todtenmahle saßen, äußerte der Halterhiasl: „Na, wir is s heunt douh

so lusti! Schod, daß da Webahansl nit do is, oba grod um oan Tog is er zfrüa gestorbn."*)

Stets werden bei dieser Gelegenheit auch Stücke aus dem Leben des Verstorbenen erzählt und die Tugenden und Vorzüge des Todten in das günstigste Licht gestellt, denn ein Volksspruch lautet:

„Willst g'schimpft wern,
Muaßt heiratn;
Willst globt wern,
Muaßt sterbn!"

Bricht endlich der Begräbnißtag an, so wird der Todte in einen rohgezimmerten Sarg gelegt, auf Hobelspäne sein Haupt. Mancher, der an Gicht oder Kopfschmerz leidet, legt sein Sacktuch in den Sarg, weil der Glaube geht, daß das Leiden des Spenders aufhört, sobald das Sacktuch verfault ist.

Die Kerze, die zu Häupten der Bahre brennt, hat eine eigene Bedeutung. Leuchtet sie rein und ruhig, so ist es ein gutes Zeichen für den Todten und die Lebendigen; flackert sie aber unstet, so rüttelt der Tod daran und es stirbt bald wieder Jemand im Hause. Auch ist es ein böses Omen, wenn der Sargdeckel nicht gut klappt, das deutet unrechtmäßig Gut in der Hinterlassenschaft!

---

*) L. v. Hörmann erzählt von einer tirolischen Volkssitte, nach welcher die Leute beim Leichwachen „Vaterunser ausspielen", d. h. wetten, wer länger mit ausgespreizten Armen beten könne.

Ist nun der Todte unter Niet und Nagel wohl verwahrt, so gehen die Leute noch zu einem Mahle, wobei wieder die Kerze eine Rolle spielt. Nachdem nämlich eine Reihe verschiedener Schmalz- und Mehlspeisen den Trauernden tröstend genaht, reichen die Angehörigen des Verstorbenen jedem Leidtragenden eine Kerze, zum Zeichen, daß nun nichts mehr auf den Tisch kommt als das Gebet; und dann rüstet man sich zum Aufbruche. Hernach singen sie noch ein Abschiedslied und sechs kräftige Burschen heben den Sarg, um ihn zu Zweien und Zweien der Pfarrkirche zuzutragen.

Da ziehen sie hin in langer Reihe — über Feld und durch den Wald und beten laut. Voran schwankt auf zwei Tragstangen der mit weißer Leinwand, dem „Ueberdon“, verhüllte Sarg und diesem zunächst folgt das Weib, welches den Todten gewaschen und ihm die Sterbekleider angezogen hat. Dieses Weib trägt in einer Laterne die brennende Kerze, denn eine geweihte Flamme muß den Todten begleiten bis zum Grabe, „daß ihm das ewige Licht leuchte!“

In manchen Gegenden wird die Leiche mittelst eines Leiterwagens, welcher von Pferden oder Rindern gezogen wird, zur Kirche befördert. Da wird zum Sarg noch ein Käfig mit einem lebendigen Vöglein gestellt, denn wenn nicht auch ein lebendiges Wesen auf dem Wagen ist, so bringen die Zugthiere den Todten nicht von der Stelle. Indeß das Vöglein,

welches eine solche Todtenfahrt mitgemacht hat, lebt auch nicht mehr lange!

Weit bequemer ist's bei Kindesleichen; da wird das „Todtentrüherl“ ohneweiters mittelst eines Riemens einem flinken Burschen um die Achsel gehangen oder gar auf den Rücken geschnallt, wie ein Felleisen.

Ist das Leichenhaus von der Kirche nicht allzuweit entfernt, so werden Kinder und Jungfrauen von Mädchen getragen.

Vor der Kirche angelangt, ist die letzte Beschau, von der bald die Rede sein wird. Nach derselben findet ein „schwarzes Amt“ (die Todtenmesse) statt, bei welchem die Kerzen vom Frühmahle verbrannt werden. Nach demselben wird der Todte mit den üblichen Kirchenceremonien unter Glockengeläute bestattet. Dann wird am Grabe noch gebetet und gesungen, es kommt Weihwasser und Erde auf den Sarg, ein kleines hölzernes Kreuzlein auf den Hügel und das wunderliche Drama eines Menschenlebens ist aus.

Nicht doch, die Zurückgebliebenen spielen weiter. Ist die Zeit nicht gar „gnöthig“ zur Arbeit, in welchem Falle das Todtenmahl etwa auf den Spätherbst oder Winter verschoben wird, so begeben sich nun die Verwandten des Bestatteten und alle Leidtragenden ins Wirthshaus zur „Todtenzehrung“, welche oft zwei bis drei Stunden währt und bis-

weilen die ganze Hinterlassenschaft des Verstorbenen kostet. Der alte Waldbauer, als Geizhals bekannt, fürchtete sich lediglich deshalb vor dem Tode, „weil er gor so viel kost'!“

Um 12 Uhr Mittags, während sie alle ruhsam beim Mahle sitzen, fangen auf dem Thurm noch einmal die Glocken zu klingen an, was mit dreimaliger Unterbrechung oft eine Stunde währt. Das ist das „Leichausläuten“. Nun tritt der Todtengräber zur Thür herein, bringt noch einen Gruß vom Todten und berichtet, „daß er ruhig schlafe und kein Leid mehr habe“. Hierauf betet er laut die „fünf Wunden Christi“ und greift angelegentlich nach den Gläsern, die man ihm zubringt. So wird wacker gegessen und getrunken, bis mit Speise und Trank Kummer und Gram verzehrt ist.

Nun haben wir aber hier noch etwas nachzutragen, nämlich die letzte Beschau.

Denn wenn Einem der Mensch einmal das Leid anthut, daß er stirbt, so verlangt man, daß er hernach auch todt ist.

Darum verordnet das Gesetz, daß, wenn der Verstorbene auf der Bahre liegt, für alle Fälle noch einmal der Arzt komme. Denn es soll doch schon geschehen sein, daß es dem Verschiedenen in der anderen Welt nicht gefiel und er wieder in diese zurückkehrte. Es muß arg sein, bei der Rückkehr — man kann doch höchstens nur ein paar Tage aus

gewesen sein — seinen bluteigenen Leib im Sarge zu finden. Aber die lieben Hinterlassenen beeilen sich, den „Unersetzbaren“ aus dem Hause zu schaffen und darum der Arzt, daß er nicht lebendig begraben werde.

Im Gebirge tragen die Leute ihre Lebenslast zumeist mit Fassung, aber wenn sie einmal abgeladen haben, aufladen wollen sie nicht mehr, und ihr Sterben ist eine redliche That. Daher frägt man dort nach dem Todtenbeschauer nicht viel. Nach zwei- oder dreitägiger Bahre packen sie den Leichnam auf und tragen ihn ins Pfarrdorf. Vor der Kirche stellen sie den Sarg zur Erde, jetzt kommt aber der Physikus und läßt den Deckel sprengen. In den meisten Ortschaften dürfen sie gar nicht ins Dorf hinein. Da schickt der Leichenzug auf seinen weiten Wegen einen Boten voraus ins Dorf zum Physikus: „Bitt gar schön, Herr Pfiffikus, wir bringen eine Leich.“

„Brav,“ sagt der Herr Physikus, der noch im Bette ist, „aber nicht unterstehen, sie in den Ort hineinzutragen. Beim Eckkreuz draußen warten, bis ich komme.“

Der Bote geht zum Eckkreuz zurück, dort hält er den mittlerweile herankommenden Leichenzug auf. Der Sarg wird auf die Erde gestellt und die Nägel des Deckels werden gelockert. Aber der Herr „Pfiffikus“ läßt warten. Was anfangen? Die Kehlen sind heiser gebetet. Ein Pfeiflein anzünden, wenn sich's

schicken thät'. Die Männer treten zusammen zu einem Viehhandel, die Weiber besprechen einen Kleidertausch. Der alten Hanni, die das Todtenlicht zu versorgen hat, steigen die Aengsten auf — in der Laterne wird die letzte Kerze schon alle — und der Todtenbeschauer will noch immer nicht kommen. Hinter dem Eckkreuze steht ein Kirschbaum, daran machen sich die Jungen. Sie werfen einen prangenden Zweig unter die Leute hinab, er fällt just auf den Sarg, etliche Bursche stürzen darauf hin und balgen sich um die Kirschen.

„Jesus Maria!" schreit Eins, „die Todtentruhen kugelt um, so rauft's nit, Ihr Sakermentsbuben!"

Auf dem Kirchthurm klingen die Glocken, sie läuten zum Todtenamt. Es ist von den Angehörigen des Verstorbenen bezahlt worden und jetzt müssen sie da stehen und dürfen nicht in die Kirche. Ein kleines Nachwarten hätte der Herr Pfarrer schon haben dürfen, aber natürlich, er will zum Frühstück. Er brummt über die Saumseligkeit des Leichenzuges und ahnt es nicht, daß derselbe schon seit einer halben Stunde und länger draußen beim Eckkreuz steht, wo er nicht weiter darf.

Endlich, endlich hat der Dorfphysikus seine Federn verlassen, seine Toilette gemacht, sein Frühstück genommen, seine Hunde gefüttert, seine Pfeife geputzt, gestopft, angebrannt — nun kommt er.

Einer stößt mit dem Ellbogen den Andern: Sollen sie ihm's vorhalten? Lieber nicht, es hilft nichts

mehr — sie sind still. Der Sargdeckel wird abgehoben.

„Heiland!" flüstern die Weiber, die hingucken, „der Todte, jetzt hat er das Gesicht voller Haar!"

„Weil ihm beim Warten der Bart gewachsen ist!" sagt einer der Männer ziemlich laut. Die Leiche liegt eben auf dem Bauch und zeigt den Hintertheil des Hauptes.

„Das kommt von dem verdankleten Raufen, Buben!"

Ein alter Knecht ist dabei, der hat ein loses Maul. „Macht nichts," sagt er, bis wir vom Physikus den Rechnungszettel kriegen, wird er sich im Grab schon wieder umdrehen."

Der Physikus untersucht den Todten mit wichtiger Miene. Seine Kälte schneidet den Angehörigen ins Herz. Ist der Bader denn kein Mensch?

Nein, er ist Dorfphysikus.

Als dieser giebt er nur einen Wink: Zumachen! Der Todte soll begraben werden.

Bei einem solchen Eckkreuze geschah es jedoch einmal, daß der Physikus, als er die Leiche untersucht hatte, mit classischer Gelassenheit das Wort sprach: „Darf nicht begraben werden."

Die Angehörigen glotzten sich an, der Todte hatte Geld hinterlassen.

„Er ist noch nicht starr," sagte der Bader, „es muß gewartet werden, bis er erstarrt oder zu sich kommt."

„Aber, der Hans ist uns ja richtig gestorben," versetzte Einer, „ich hab's gesehen, ich bin dabei gewesen."

„Ich auch."

„Und ich auch."

„Also drei Zeugen. Aber ich wiederhole, er darf nicht begraben werden."

Was nun machen? Todtenkammer war keine am Friedhof. Nach Hause tragen wollten sie den Hans auch nicht mehr.

„Vielleicht," so schlug Einer vor, „ist der Hirschenwirth so gut und läßt ihn in seinem Heustadl abladen. Vielleicht doch, während wir das Todtenmahl halten, daß er starr wird."

Der Hirschenwirth war einverstanden. Das Mahl wurde verzehrt und der Todte hatte endlich seine Pflicht erfüllt.

In neuester Zeit geht die Sache ernster und gesetzmäßiger ab. Der Tod eines Gemeindegliedes muß dem Physikus allsogleich angemeldet werden. Dieser begiebt sich ins Sterbehaus, untersucht die Leiche mit Verständniß und Gewissenhaftigkeit, läßt sich von den Angehörigen über Krankheit und Tod genauen Bericht erstatten, prüft die Reste der Medicinen oder Speisen, wovon der Kranke zu sich genommen, untersucht auch das Sterbelocal. Bei solcher Gelegenheit wird nun der Tod constatirt und mitunter auch etwas Anderes, was nicht mehr in den

medicinischen, sondern in den criminalistischen Bereich gehört. — Und so kommt allerdings die Wahrheit dessen heraus, was der alte Zimmer-Franz zu Langenwang gern sagt: Der Staat kümmert sich lieber um die Todten, als um die Lebendigen.

Und das ist recht, denn der Lebende schaut auf sich schon selbst. Daher wollen wir die Todten todt sein und uns leben lassen — auch den Dorfphysikus, den strengen Kumpan, denn dereinst, wenn er unseren Sargdeckel aufhebt, ist's mit dem Spaß vorbei.



Die Kirche.

Das Gotteshaus auf Erden! Das ist eine jener zahllosen Ideen, durch welche sich die Staubgebornen emporheben aus dem Staube, gleichwie sich die Rebe rankt an den himmelwärts ragenden Stab. Solche Ideale, sie mögen heißen wie immer, sind göttlich, sobald sie fähig sind, Menschenseelen zu trösten, die, nach dem Rechten strebend, mit den wilden Wogen dieses Lebensmeeres ringen.

Um die wenigen Seligen zu finden, denen die Kirche noch ein Gotteshaus ist, müssen wir auf schlechten Pfaden Gegenden zuwandern, in denen nie noch der Pfiff des Dampfrosses gehallt. Dort klingt die Glocke rein.

Sie klingt weit über die Wälder hin und um den schlanken Thurm der Bergkirche kreisen die Schwalben. Unten um den Hügel herum ist das

Dorf gelagert. Es sind Häuserchen und Hütten freundlich und idyllisch.

Wer wollte nur glauben, wie viel Elend und Leidenschaft und Sünde unter so einem niedrigen Bretterdache Raum haben kann?

Oben ragen die wettergrauen Mauern der Kirche; an den Fenstern bricht sich der Morgensonnenstrahl; der Zeiger an der Uhr weist nach abwärts; man weiß es nicht, meint er die sechste Stunde oder die stillen Gräber, die sich rings um die Kirche reihen. Oder meint er die schmucken Leutchen, die sich allmählich vor dem Kirchenthore versammeln. Diese stehen auf den Hügeln ihrer Vorfahren, sie schäkern miteinander und schlagen Tabaksfeuer. Sie gedenken noch ein Pfeifchen zu rauchen, ehevor sie zum lieben Herrgott in die Kirche gehen. Nur etwa das alte Weiblein an der Krücke, den braunen Rosenkranz schon in der zitternden Hand bereit, schleift sich durch, taucht seine dürren Finger tief in den Weihwasserkessel und torkelt in die Kirche, in welcher der liebe Herrgott beim ewigen Lichte noch völlig allein ist. Das taugt dem Mütterchen, es will ja ganz allein mit ihm sprechen, es hat eine schwere Bitt' — nicht zusagen wie schwer, es will sein Herz erleichtern.

Auch die Kinder finden sich bei Zeiten ein; diese kommen noch ohne Eigennutz in die Kirche, sie haben den Herrgott lieb, weil er der Herrgott ist. Auch ergötzen sie sich an den bildlichen Darstellungen, an dem

Lichterglanz, an der Musik, und ihnen ist das Gotteshaus ein Lusthaus.

Was die bildlichen Darstellungen anbelangt, so findet man in jeder Dorfkirche etwa drei bis sieben Altäre mit betreffenden Pfarr- und Kirchenpatronen, mit sehr vielen Engeln und goldenen Wolken, ferner die vierzehn Kreuzwegstationen, die Bildnisse: den heiligen Josef als Sterb-, den heiligen Florian als Feuer-, den heiligen Donati als Wetter-, den heiligen Leonhard als Vieh-, und den heiligen Isidor als Bauernpatron. Diese Darstellungen haben ihre Kerzen, Bänder und Blumen. Des Weiteren giebt es zahlreiche Crucifixe und in der Zeit von Frohnleichnam bis Kirchweih ist der Fahnen und Fähnlein kein Ende. Die schwarze, gelb- oder weißbesäumte Todtenfahne ragt im dunkelsten Winkel der Kirche und kommt nur bei feierlichen Begräbnissen in die freie Luft. — Die Musik betreffend, geht es ohne Pfeifen und Geigen nicht ab; dazu viel Geklingel und Gepauke und so ist das denn für die Kinder eine wahre Lust.

Die Zweck- und Gedankenlosen in der Kirche sind die Erwachsenen in ihrer Alltäglichkeit, in ihrem Wohlbefinden. Die sind da, damit sie da sind; „Du sollst an Sonn- und Feiertagen Deine Messe hören“ — schon recht, sie ist ja bald vorbei; etwa hängt man seine Wollenhaube in Ermanglung eines Wandnagels an einen Pfeil des heiligen Sebastian und legt sich während der Messe ein wenig an die Banklehne, da

sitzt man bequem und bis die Anderen zum Weihwedel (asperges) aufstehen, ist man leicht wieder wach.

Das Lasterhafte aber geschieht hoch oben im Thurm. Kein Mensch ahnt es; der Pfarrer freut sich, daß er endlich dem „Wirthshaussitzen" während des Gottesdienstes gesteuert hat, und daß draußen im Gebüsche keine herumlungernden und allotriatreibenden Jungen mehr zu sehen sind — und hoch oben im Thurm, da sitzen sie, ihrer drei, vier Gesellen beieinander — „Eichel ist Trumpf, zugeben! Herzdam! Kreuzsakerment nocheinmal! Gestochen! Aß!" — und mit der Kreide auf der Glocke merken sie in Strichen und Kreuzen ihren Gewinnst und Verlust an; auf derselben Glocke, die jetzt durch den niederhängenden Strick anhebt zu schwingen und in grellen Schlägen zu klingen, der ganzen Umgegend von der hochheiligen Handlung berichtend — denn unten am Altare hebt der Priester das Brot und den Kelch.

Der Hirte draußen auf sonniger Au hört den Glockenklang, nimmt seinen Hut vom Kopfe und betet...

Wer könnte ahnen, daß gleichsam auch die an die Glocke gehangenen Spielschulden mitschwingen und mitklingen!

So treibt man's manchmal. Ganz andere Bedeutung jedoch erlangt das Gotteshaus zur Zeit der Noth und Drangsal. Erst wenn ihnen z. B. in Feuersbrünsten das Psalterbuch und der Rosenkranz verbrannt, können die Leute beten.

Dort in der Nische kauert ein Mann und bebt vor Schluchzen. Er fühlt den Schmerz der Brandflecken an seinen Gliedern nicht; ein Liebstes von den Seinen ist zugrunde gegangen bei dem Brande seines Hauses, dessen Stätte noch raucht draußen zwischen grünenden Feldern. — „Mußt Dich trösten, Nachbar,“ haben die Leute gesagt; „schau, das Unglück kann uns Alle treffen, das Haus wirst schon wieder aufbauen nach und nach, und geh' jetzt von der Leich' weg; schau, die Seel' ist im Himmel.“ So schwätzen die Leute und nennen es trösten. Der unglückliche Mann weiß nicht, wohin er sich sollt wenden in seiner Verzweiflung. Er irrt herum, kommt nur zufällig zur Kirchenthür — da will er hinein, daß er doch Ruhe hat vor dem Trösten der Leute. Da liegt er an der kalten Mauer und weint, und jetzt jählings fällt ihm ein: Du bist ja in Deines lieben Herrgotts Haus. — Komm' her zu mir, der Du mühselig bist und kummervoll! Das hat er ja selber gesagt, der so viel hat leiden müssen auf dieser Welt und der heut in der Herrlichkeit steht und Allen vermag zu helfen. Meine Vorfahren sind auch in der Drangsal gewesen, sind wohl auch gekniet auf diesem Stein und es sind doch wieder Freuden gekommen. Jetzund liegen sie Alle da draußen in der ewigen Ruhe und alles ist vorbeigegangen; und mit mir wird es auch so sein. Leichter muß man's nehmen . . .

Beruhigter, gefaßter steht der Mann auf, freieren, gleichwohl feuchten Blickes noch tritt er hinaus in den Sonnenschein — und er weiß es nicht einmal, daß er gebetet hat, so wie Gott es lehrt, daß Menschen beten sollen.

Ferner ist ein Bettelmann bekannt, den der Herr einst bei einem Steinschießen die beiden Arme einbüßen ließ. „Er hat's zugelassen, jetzt muß er mich versorgen," sagt der Verunglückte, stellt sich an die Kirchenthür, um kleine Gaben zu sammeln; aber auch zu Zeiten, wenn keine Seele um die Kirche ist, steht er an der Pforte. Geht hin und fragt ihn, was er denn hier so allein mache, „der lieb' Herrgott hat mich auf die Wacht gestellt", wird er antworten. Und das arme gläubige Herz erglüht, wie drinnen das „ewige Licht", für seinen Gott und der Mann ist glückselig in dem Gedanken, vor dem Gotteshause Schildwach' zu stehen.

Es ist gut bestellt, daß gerade die Aermsten, von der Welt Verlassensten das Herzenskleinod des lebendigen Glaubens bewahren. Solche finden in der Kirche thatsächlich den Trost, den sie suchen und bedürfen.

Andere freilich, die kommen in voller Leidenschaft zum Gotteshause heran, möchten am liebsten den Tabernakel erbrechen urd rufen: „Hilf mir, Herrgott! Ich hab' Dir viel Geld in den Opferstock geworfen jahraus, jahrein, ich hab' Messen gezahlt,

ich hab' einen Seitenaltar renoviren lassen — hat mich ein Heidengeld gekostet. Unsereins muß sich seine Kreuzer mit blutigen Händen erwerben, hörst Du? Zahl's ab, allmächtiger Gott, hilf mir!" — Noch gut, wenn sie seinen Beistand nicht geradewegs zu Sünd' und Laster anrufen, wie der Zierlbauer, der immer zur Beicht und Communion ging, so oft er seinem Nachbar ein Schaf oder eine Ziege aus dem Stall stehlen wollte. Als er aber bei diesem Geschäfte einmal erwischt wurde, sagte er bei sich: „Entweder hab' ich in unwürdiger Weise die Communion empfangen oder der Herr ist gekränkt, daß ich ihm von den heimgeführten Schafen nicht die Wolle habe zukommen lassen." Auch solche Kostgeher hat der liebe Gott.

Leichter zu entschuldigen ist immerhin das fünfundzwanzigjährige Mädchen, das nach dem Gottesdienste noch ein Weilchen in der Kirche bleibt und wenn endlich alle Leute davon sind, den lieben Herrgott ganz im Geheimen bittet: „Auf daß den Michel der Bauer nicht derwischt, wenn er in der Samstagnacht zu meinem Fensterl kommt, bet' ich dieses Vaterunser, der Du bist im Himmel" u. s. w.

Um nicht zu sagen besser, so doch sicherer ist jene Maid daran, die, zur Jungfrauenschwesterschaft gehörend, den Herrn, der wahrhaft mit Fleisch und Blut zugegen, selbst ihren Bräutigam nennen darf. Einer solchen Jungfrau ist freilich nirgends so wohl als

in der Kirche, dem Hause ihres Geliebten. Merkwürdig ist nur, daß eine derartige heilige Neigung thatsächlich oft in die Leidenschaften der irdischen Liebe ausartet; Eifersucht spielt hier keine kleine Rolle. Eine überbietet die Andere an Seufzen und Gebeten und häufig genug drängen sich diese Jungfrauen sehnsuchtsvollen Herzens zur Communion, um den Herrn zu genießen.

Das sind die „Frommen" geheißen; es sind die himmlischen Messalinen. Solchen aber ist die Dorfkirche nicht erbaut, wie sie auch — zur Ehre Gottes und des Dorfes sei es gesagt — in jeder nicht zu finden sind.

Dem Landmanne ist seine Kirche ein ins Dramatische übersetzter Kalender. Hier spielen sich die Tageszeiten, die Jahreszeiten, die Feste ab; ohne Kirche keine Weihnacht, keine Ostern, kein Erntefest; alles bringt der Landmann mit der Kirche in Verbindung. Sein ganzes Leben wird erst durch die Kirche zur Gestalt.

Greifen wir aus der Gemeinde einen Mann heraus, wie es deren viele giebt und nennen wir ihn den langen Augustin. Er ist Nagelschmied im Dorfe; darnach haben wir aber nicht gefragt, uns verlangt nur, seine Beziehung zur Kirche zu wissen.

Seine erste Bekanntschaft, das ist selbstverständlich, machte er mit dem Taufbecken; das steht in der Nische eines Seitenaltars und hat Johannes den

Täufer zum Sinnbild. Dann nach ein paar Jahren kam der kleine Augustin schon zur ersten Beichte und steckte sein rothes Näschen durch das Schubfensterchen und log in der Eile dem Priester ein paar Sünden in den Beichtstuhl. — Ein halb Stündchen darauf kniete er am „Speisegitter" und reckte sein Zünglein hervor, auf das die Hostie gelegt wurde. — Durch die Sacramente begnadet, wurde der Augustin Ministrant und diente dem Priester bei der Messe; und dieses englische Amt trug sogar Geld; für eine gewöhnliche Messe einen, für eine bezahlte zwei Kreuzer. Ueber das weiße Ministranten-Jöpplein hinausgewachsen, wählte der Augustin den Strick und läutete die Glocken auf dem Thurme; er läutete zu den Gebetzeiten, zu Todesfällen, zu Gewittern, bei Feuersbrünsten und allen Gelegenheiten, in denen Glockenklang den Menschen was bedeutet. Später kam er auf den Chor und trat dem Organisten den Blasebalg. Dann, als sein Körper eine ganz besondere Schlankheit gewonnen hatte — der Augustin maß sechs Schuh drei Zoll — eignete er sich zum Lichteranzünden und -Auslöschen in der Kirche, und insonderheit für den Klingelbeutel, dem der lange Augustin durch seine ausgreifende und in solchem Dienste immer noch dehnbare Gestalt einen erweiterten Wirkungskreis gab.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß der Augustin ein Weib nahm. Es geschah so plötzlich, daß der

Bursche schier selbst darüber erschrak, als der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel verkündete. Nun wurde er in dieser seiner Kirche getraut. Die Ehe hielt den Augustin indeß mit nichten ab, in der Kirche weiter zu fungiren; im Gegentheil, nun blies er auf dem Chore erst die Flöte, nun wurde er für die Sommer-Processionen erst Fahnenträger, nicht lange nachher Himmel-(Baldachin-)Halter, und als er der Kindlein fünfe zur Taufe geschickt hatte, war der Augustin für werth befunden, an hohen Festtagen unter den Ersten der Gemeinde zu glänzen; er wurde nun, als einer der vier Aeltesten, mit dem Purpurmantel bekleidet und war — Windlichtträger, einer jener Männer, die an hohen Festtagen den Priester mit Windlichtern zum Altare, oder am Frohnleichnamstage bei der Procession begleiten.

Nebstbei besorgte er zur Weihnachtszeit die Aufstellung des Krippels, zur Fasten die Vermummung der lieben Heiligen in blaue Tücher, zu Ostern die Errichtung des heiligen Grabes und zu Pfingsten die Herabkunft des heiligen Geistes, der vom Kirchenschiffe nieder stets an einer Schnur tänzeln muß.

Wir hätten dem Augustin nur zu wünschen, daß er bei den Schaustellungen, die er zu besorgen hat, stets einen anständigen Geschmack entwickeln, und daß die Gemeinde solchen Geschmack theilen möchte; denn manche unserer Dorfkirchen sieht mit ihrem sinnlosen Flitter und Flunker, mit ihren greulichen

Fratzengestalten u. s. w. so aus, daß sie der wahrhaft Religiöse meiden, der Profane aber verspotten wird.

Genug an dem, jede Gemeinde hat ihr Gotteshaus, das sie verdient.

Da der lange Augustin ganz in seiner Kirche lebte und webte, so hat man erwartet, daß er einen seiner Söhne zum Priester studiren lassen werde; aber er meinte, das thue er nicht, er sei sein Lebtag schon allzuviel hinter der Wand gewesen. Den einen Dienst will der alte wohlhabende Mann der Kirche noch thun, den nämlich, zu sterben und ihr Gelegenheit zu geben, den großen Conduct zu entfalten.

In solchen und ähnlichen Beziehungen stehen die Gemeindeglieder zu ihrer Pfarrkirche; Diesen ist sie ein Bethaus, Anderen ist sie eine Werkstatt, ein Unterhaltungsort, ein Ruheplatz, eine Bußkammer, selbst eine Sündenbrutstätte; ein Gotteshaus ist sie nur Wenigen.

Denen sie es aber ist, die sind selig zu preisen; sie haben in ihrer Herzenseinfalt das Höchste gefunden, wonach der Philosoph oft vergebens ringt — den Frieden der Seele.



Zweites Buch.

Das Jahr.

Glückselig Neujahr!

Die Zeitabschnitte, wie sie die Menschen festgestellt, haben durch das Zusammentreffen von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Wünschen und Hoffnungen auf die Zukunft in denselben einen so geheimnißvollen Glanz, daß der Einzelne gerade hier versucht ist, mit einem höheren Wesen auf eine, wenn auch außernatürliche Weise, anzuknüpfen, um mit Gunst desselben einen Blick durch die Spalte zu thun. Nicht blos der ungeschulte Mann aus dem Volke, auch der gebildete Städter harrt am Sylvesterabend der Mitternachtsstunde mit einer gewissen Erregtheit entgegen und frägt das Orakel und schenkt ihm halb und halb Glauben. Sieht doch selbst der ernste Gelehrte lächelnd zu, wenn die Haushälterin für seine Zukunft Blei gießt, und am Neujahrsmorgen thut er mit allen Menschen

dieselbe müßige Frage: Was wird in diesem Jahre kommen?

Nach Dem gemessen, habe ich in Steiermark verhältnißmäßig wenig Sylvester- und Neujahrsgebräuche gefunden.

Der Bauer geht am Sylvesterabend um neun Uhr zu Bett, schläft auch sofort ein und wenn er erwacht, ist die Milchsuppe fertig und das neue Jahr. Er steht auf, gähnt und sagt: „Hiazt hon ih lacht a gonzes Johr gschlofn? No jo, vorigs Johr hon ih mih niedaglegt und heur bin ih erst aufgstondn!“ Hat den Witz von seinem Urgroßvater her.

Es ärgert ihn schier, daß ihm der liebe Gott das neue Jahr gleich so hingeworfen hat und daß er es jetzt nehmen muß, wie die Katz im Sack.

Dann schreit er:

„Daß ma heunt kan olds Weib ins Haus kimmt, sist is s Gfröt fiati für s gonz Johr! — Wann ober a junga Bua onklopft, so mochts olli Thür und Thor auf und hoaßt's n gleih zan Tisch, daß mar in den Johr viel Glück und Segn hobn!“

Und das ist sein Ernst; torkelt an diesem Tag eine alte Frau ins Haus, so geräth er in Zorn! Ein Bursche bedeutet gerade das Gegentheil und der Bauer weiß sich stets dankbar zu beweisen, wenn ihm ein Jüngling den Neujahrsgruß bringt.

Kaum sitzt der Hausvater in seinem festlichen Anzug bei der Morgensuppe, so wird es vor dem

Hause lebendig. Die Armen der Gegend haben sich vor seiner Thür versammelt und singen:

Was sull mar in Hausherrn dann wünschn
Zan an neugn Johr?
Mia wern an wünschn
An guldanan Tisch,
Auf an iadn Egg
An guldanan Fisch;
Ba da Mitt a Glasl Wein,
Däs sull in Hausherrn
Sei Gsundheit sein.
Däs wünschn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull ma da Hausfrau dann wünschn
Zan an neugn Johr?
A neugs Kristkindl
Anfn Hocholdor;
A neugs Kristkindl
Is nouh nit gnua;
A guldani Heidl
Wünschn mar ah dazua;
Mir wünschen ihr
An guldanan Wogn,
Damit s konn
In Himmel fodn.
Däs wünschn mar ihr mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull ma da Tochta dann wünschn
Zan an neugn Johr?
Mia wünschn ihr
An Bräutigon

Mit brinnroti Housn,
Wou in iaden Säckl
Viel Dugodn lousn.
Däs wünschn mar ihr mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull mar in jungen Herrn dann wünschen
Zan an neugn Johr?
Mia wünschn eahm
A feindsaligi Braut,
De n olli Wochn
Siebn mol haut;
Und wünschn eahm
An eisnan Ruggn,
Daß er d Schläg
Konn owi druckn;
Däs wünschn mar eahm mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull mar in Ondern dann wünschn
Zan an neugn Johr?
De ma nit kina
Ban Noma nenna,
Wird Goud da Herr
In Himmel dakenna;
Däs wünschn mar Olln mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!"

„Is scho recht," sagt der Bauer, „gebts eahnar aussi wos!" Und die Bäuerin trägt eine Schüssel Krapfen hinaus und giebt, wenn sie wohlhabend ist, jedem Einzelnen der Sänger noch ein Geldstück. —

Wer geschickt im Zeichendeuten ist, der kann übrigens heute schon was erfahren. Besonders sind

die Eiszeichnungen auf den Fenstern bedeutungsvoll; da hinauf wirft das junge Jahr den Plan der Zukunft.

Die Flammen auf dem Herde müssen auch beachtet werden, ob sie hoch aufflackern oder welche Farbe sie haben. Selbst die Hühner wissen in diesen Dingen mehr als der Mensch; wenn sie schreien oder in diese Höhe flattern, oder sich im engen Kreise versammeln, alles hat seinen Grund und seine Auslegung.

Sogar an seinen eigenen Kleidern kann der Mensch heute lesen. Wenn sich der Rockkragen aufstülpt, so heißt das viel Verdruß im Jahr; wenn sich ein Schuhband lockert und von selbst löst, steht der Bruch einer Verlobung, oder wie Andere sagen, eine Hochzeit in Aussicht.

Die neuen Dienstleute, die vor wenigen Tagen (die Woche zwischen Christtag und Neujahr ist Wanderzeit) erst ins Haus gekommen sind, sehen heute nur auf Eines, nämlich wie lange zu Mittag die Mahlzeit dauert und wie viel Gerichte auf den Tisch kommen; das entscheidet fürs Jahr, ob die Hausvaterleute karg oder freigebig sind und das ist doch eine wichtige Frage für den Dienstboten, dem der liebe Gott die wenigen Freuden des irdischen Lebens in der Schüssel zukommen läßt, freilich nur in Gestalt derber Roggenknödel oder eines fetten Heidensterzes.

Doch — ein fein zufrieden Herz
Und der helle Sonnenschein
Und dazu ein Heidensterz
Ist genug zum Glücklichsein!

Und das, wenn's genug, wollt' ich auch dem lieben Leser wünschen — mit Hall und Schall — zum neuen Jahr!



Heiligdreikönig.

Winterszeit! Hartgefroren ist der Schnee auf der Berglehne und die Sonnenstrahlen prallen daran ab wie an einer Silberplatte. Was sind Euch aber die Bauernjungen für Kerle! Setzen sich oben auf ein Brett oder gar blos auf den lieben Hintertheil des Beinkleides und fahren drein über die steile Lehne, daß die Luft saust. Wenn schon das Wickelkind seinen Engel hat, so hat der tollwitzige Knabe deren zwei. Behendig wie die Katzen wissen sich die Rangen zu wenden, wenn sie gegen einen Abgrund, oder gegen einen Baum oder einen Felsen rennen. Mit heiler Haut kommen sie davon; was aber mit der Hose geschieht, davon kann hier die Rede nicht sein.

Heute endet dieses Schneefahren weit vor Abend, denn es ist Feierabend, das dritte Weihnachtsfest und der Michelfranzbub muß sich vorbereiten, hat gar

wichtige Geschäfte; der Michelfranzbub ist für morgen ein „Heiligdreikönig“.

Diesen Abend aber ist es noch Geheimniß.

Der Hausvater selbst weiß nichts davon, der Hausvater geht ganz in der Weihe des Abends auf. Mögt Ihr's glauben oder nicht, die Dreikönigsnacht ist die wichtigste unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres. Das ist die letzte der drei Weihnächte, in welchen der Alpenbauer Rundgang hält um Haus und Hof, und es mit Weihrauch und Weihwasser besegnet, daß Gottes Heil sei im Stall, in der Vorrathskammer, Scheune und im Hausvatergelaß bei Weib und Kind und in der Gesindestube und in der Kammer, wo die Mägde schlafen. Mit der Kreide wird ein dreifaches Kreuz gezeichnet auf jede Thür, und ein „Drudenfuß“ auf die Lagerstätten. Wer ist der beste Zeichner im Hause? Derselbe komme und zeichne auf die Stubenthür schön und zierlich C † M † B † und die Jahreszahl dazu. Das ist alte Sitte, und diese „heiligen drei Könige“ bleiben stehen an der Thüre bis auf nächste Weihnachten. Bishin ist nicht blos der Melchior, sind schon alle drei kohlschwarz von dem Stubenruß und die Magd scheuert sie mit dem nassen Lappen weg.

Ist die Zeichnung fertig, so kommt die Zeit zum Essen, eine gar sehr wichtige Zeit. Es heißt die Dreikönigsnacht auch die Dreimahlnacht, weil im Laufe derselben drei Mahle auf den Tisch kommen

und zur Ehre Gottes und seiner Heiligen auch gewissenhaft verzehrt werden sollen.

In alten Zeiten sollen die drei Mahle aus neun „Koch" (Mus) bestanden haben, als: Haferkoch, Roggenkoch, Milchkoch, Apfelkoch u. s. w. Heute ziehen sie doch einen etwas weniger einförmigen Speisezettel vor. Soll ich ihn nennen? Nein, ich will meinen enthaltsamen Leser nicht lüstern machen, sondern nur darthun, daß der Gebirgsbauer sagt: in der Dreimahlnacht müsse so viel gegessen werden, daß darauf Keiner im Stande sei, sich selbst ins Bett zu legen, sondern daß Einer auf den Anderen und der Letzte auf die Ofengabel sich zu stützen genöthigt wäre, um so ohne Gefahr für den reichlich versehenen Bauch auf den Boden zu gelangen.

Das junge, ledige Volk darf es freilich so weit nicht treiben; das hat in dieser wichtigen Nacht noch ein anderes Geschäft.

Wenn nämlich Eines oder das Andere wissen will, ob es in diesem nächsten Jahre zum Heiraten kommen werde oder nicht — und das will zuletzt Eines oder das Andere immerhin wissen — so geht es hinaus zur Holzhütte, wo Fichtenäste als Brennholz aufgeschichtet sind. Von diesen gehackten Aesten rafft es einen Armvoll auf und eilt damit in die Stube zurück. Hier werden die Aeste gezählt und da zeigt es sich. Hat die betreffende Person die gerade Zahl erwischt, wohl, so heiratet sie im nächsten

Jahre; wenn aber die ungerade, so — nun, so glaubt sie einfach nicht an derlei „närrische Geschichten, die ohnehin eitel Aberglauben sind“.

„Ei, Aberglauben just auch nicht,“ meint der Kohlenbrenner Thomas. Dieser hat heute wieder ein anderes wichtiges Geschäft. Die drei Mahle machen ihm keine Sorge, denn er hat sie nicht. Den Gedanken an das Heiraten hat ihm sein Weib selig selbst aus dem Kopfe geschlagen, und zwar mit der flachen Hand. Aber Geld, Geld möchte der Thomas haben. Und seht, auch dafür ist die Dreikönigsnacht die rechte Nacht. Laßt mich nur erzählen.

Man gehe in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg, das heißt auf eine Stelle, wo sich Wege kreuzen.

Dorthin kommt nun um die Mitternachtsstunde ein buckliges Männlein. Das muß man ansprechen und beschwören. Das Männlein giebt darauf neun Fragen, welche man sofort beantworten muß, ohne dabei aber — wohlgemerkt! — die drei Wörtlein „ja“, „nein“ und „ich“ auszusprechen. Trifft man das, so bekommt man einen Hut voll Thaler. Trifft man es nicht, so — ich sage sonst nichts als — das bucklige Männlein ist der Teufel.

Da ist einmal der alte Strohdecker Urban in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg gegangen. Der Urban ist gar schlau und hat stets gemeint, er sei gescheiter wie der Teufel.

Kommt denn das unheimliche Männlein richtig herangeschwänzelt und frägt: „Weißt Du, Urban, wer heut' auf den Kreuzweg geht?"

„Der Teufel," antwortete der Urban.

„Bist Du denn der Teufel?"

„Bin ein armer Teufel."

„So höre. Wenn Du ein armer Teufel bist, so sage jetzt ja oder nein, damit ich Dir zwei goldene Stiefel schenke."

„Dann wäre ich ein dummer Teufel."

„Verspielt! Dumm darfst Du nicht sagen."

„Doch, doch, das Wort kann man sagen."

Und so beantwortete der Urban dem Männlein acht Fragen und glaubte das Spiel schon gewonnen zu haben; da frägt plötzlich der Böse: „Sag' an, um welche drei Worte handelt es sich?"

„Holt mich der Teufel, wenn ich Dir's sag!" schreit der Urban.

„So komm' denn!" lacht das Männlein und der Urban lacht auch, weil er im Lachen den Schuster Erhard erkennt.

Der Decker Urban mag's nicht recht leiden, wenn man dieses Geschichtchen erzählt, aber beim Essen in der Dreimahlnacht erzählt man sich's immer und immer wieder, und zur Erhärtung setzt man bei, der Urban trage heute noch den Hut auf dem Kopfe, in welchen der Teufel die Thaler in jener Dreikönigsnacht — hätte hineinschütten sollen.

Nach derlei Wunderbarem, Geheimnißvollem und Genußreichem bricht endlich der Festmorgen an. Die Sonne geht heute schon um ein Hahnkrähen früher auf, als sie am Christmorgen aufgegangen war.

Kaum aber rückt die winterlich rothwangige Himmelskönigin über die beschneiten Waldberge einher, so bewegt sich ein gar sonderbarer Aufzug durch das Dorf.

Die „heiligen drei Könige" kommen gezogen. Das sind merkwürdige Gäste. Voran hüpft ein buntbeflitterter Junge und trägt auf einer langen Stange den „goldenen Stern", der vor den Weisen hergegangen ist gen Bethlehem. Dem Sterne folgt sofort die Kinderschaar, theilweise in weißen Hemden und Engelsflügeln, theilweise in Lederwämsern. Und endlich kommen die drei großen Herren. Sie haben „goldene Gewänder an und Kronen auf, und Einer ist ein kohlschwarzer Mohr".

Ein paar Hirten mit langen Säbeln und angeklebten Bärten singen vor jeder Thür die alten Verse:

„Hiesel, he, was muß das sein?
Jetzt kommen die Zigeuner in unser Land herein.
Ich weiß nit, sein s'Krawaten, ich kenn' s'noch nit recht;
Es ist ein ganzer Haufen, daß man s'kaum zählen möcht.
Es ist ein g'straflig Wesen, ein G'hetz und mächtigs G'schrei;
Und wann das unser Amtmann hört, so führt er Alle ein.
Sie haben ja ein Packwerk, es ist schier ein Graus;
Man meinet ja, sie hätten schon viel Dörfer plündert aus.

Sie haben rare Mähren und bucklige Roß,
Sie machen hohe Krägen als wie der Franshos.
Und Einer, der ist ein kohlschwarzer Mann dabei,
Just wie der schwarz Toni in unserm Kälbergei.
Und Einer, der hat ein ganz Trüherl vull Guld;
Ei, wann er sich besinnen that, und mir es schenken wullt!
Den Weihrauch, den brauch ich nit, hab eh gestern g'raucht;
Und die Myrrhen sein mir zu hantig, als ich mir das Maul
verderben that!" u. s. w.

Zwei Engel mit weißen Flügeln und rothen Nasen flattern herbei: „Ihr Menschen allsammt, o, lobet den Herrn, das sind die drei Könige mit ihrem Stern!"

Und da stehen sie schon; vielleicht gar ein Ueberzähliger dabei mit Krone und Scepter, so sind eben vier „Heiligendreikönige", was verschlägt's!

Nun singen sie den Weihnachtsgruß. Sie singen vom falschen Herodes, von dem Stern, vom holden Jesukindlein; sie singen von Gold, Weihrauch und Myrrhen. Das Gold kennen diese „Könige" freilich nur dem Namen nach, und nichts sonst haben sie gemein mit den drei Weisen aus dem Osten, als die bitteren Myrrhen. Sie, die da glitzern in Rauschgold und Sonnenpracht und die da singen von Edelgestein und goldenen Kronen, sie sind nur hier, um vor der Thür des Wohlhabenden ein Stücklein Brot, einen Pfennig zu ersingen.

Der Michelfranzbub läßt sich aber desweg noch lange kein graues Haar wachsen. Er ist nur gar

sehr froh, daß er heute einen papierenen Purpur darf tragen, denn seines Hösleins Hintertheil weist solcherlei Spuren von der gestrigen Schneerutsch-partie, daß der Junge im Geist an besagter Stelle bereits der Mutter greifbare Zurechtweisung fühlt.

Wahrhaftig, da möchte Einer den rothen Mantel gar nicht ausziehen und schier lieber ein Heiligdrei-könig bleiben all sein Lebtag lang, als unter solchen Umständen wieder der Michelfranzbub werden.

Es ist sonst nicht meines Amtes, zu sagen, was ich nicht weiß, aber zur Beruhigung der Leser versichere ich: Dem Michelfranzbuben geschieht nichts, im Namen der heiligen drei Könige wird ihm die Schneerutsche verziehen.

Der Grüß'-Dich-Gott-Sonntag.

„Und ich wünsche, daß es Dir auf dem neuen Platz recht gut anschlagt."

„Ich wünsche Dir's auch und hab' mir halt nichts für übel."

„Und Du mir auch nicht und bleib' schön gesund."

„Und Du auch. Am Grüß'=dich=Gott=Sonntag sehen wir uns wieder. Behüt' Dich Gott!"

„Behüt' Dich Gott auch."

So verabschiedeten sich zu Sylvester zwei Dienstboten, welche ein ganzes Jahr hindurch, oder länger, die Freuden und Leiden, die herbe Arbeit und die lustigen Tage miteinander getheilt hatten. Wer die Noth der Armen nicht kennt, der weiß auch nichts von jenen Freuden, die Gott in seiner Liebe auch dem Niedrigsten gegeben hat. Ihr kennt sie nicht, die Lust jener idyllischen Stunden, die den Dienstboten lacht. Die Arbeit mag noch so schwer, der Dienst=

herr noch so streng sein, wenn sich die Leutchen nur untereinander lieb haben und zusammenhalten, dann giebt's fröhliche Zeit. Was die Freundschaft unter solchen Händen Werth ist! Wie sich zwei Mägde, die unter gleichen Verhältnissen leben, die dem Dienstherrn gegenüber oft nur Maschinen sind (was in größeren und „Herrenhöfen" meist der Fall ist, während der kleine Bauer mit seinem Gesinde auf familiärem Fuße steht), so zwei Mägde, die nur sich selbst, sich gegenseitig haben, um ihr bescheidenes Menschenthum auch ein wenig zur Geltung zu bringen — wie sich zwei so Leutchen doch rasch und innig aneinander schließen! Sie finden ihre Stündchen, ihr Plätzchen, wo sie frei und heiter sind — etwas zu flüstern giebt's, etwas zu tauschen, etwas zu naschen, etwas zu spielen oder etwas zu singen, sei es auf dem Felde, sei es zum Feierabend am Waldraine, auf dem Kirchwege, oder Abends in der Kammer. Und diese Stunden der Trautsamkeit sind um so köstlicher, je gefährdeter sie sind. Mancher Dienstherr ist mißtrauisch und wähnt, jede freie, menschliche Regung des Dienstboten geschehe auf seine Kosten. Mir war ein Großbauer bekannt, der seinem Gesinde das Lachen verbot zur Sommerszeit, wenn ein Gewitter aufstieg, und er in Angst um seine Feldfrüchte war. Ein Anderer hatte keine ruhige Nacht, während das Heu auf der Dörre lag und ärgerte sich höchlich, wenn seine Dienstleute in ge-

sundem Schlafe lagen. Wie fest kittet ein solcher Tyrann selbst oft unter den Knechten und weit öfter noch unter den Mägden die Freundschaft!

Und das Scheiden thut weh, wenn sie zu Neujahr auseinander gehen, Jedes zu seinem neuen Dienstherrn, den es sich gewählt hat oder von dem es gewählt worden war. Mit welcher Befangenheit und Beklemmung tritt das oft noch unerfahrene Mädchen über die Schwelle des Hauses, in dem es nun wird dienen und arbeiten müssen ein ganzes, langes Jahr. Es kennt den Hausherrn nicht, aber man sagt, er sei streng; es kennt die Hausfrau nicht, aber es heißt, sie sei knauserig und bissig; es kennt die Dienstgenossen nicht, aber die Leute sagen, viel Gutes würde sie nicht antreffen. Erst vor einer Stunde hat die Eintretende sich von ihrer Freundin verabschiedet, und wie sehr sehnt sie sich schon nach dem Grüß'-dich-Gott-Sonntag, um mit derselben wieder zusammenzutreffen, und ihr mittheilen zu können, mit welcher Angst sie „beim neuen Ort die Thürschnallen niedergedruckt“ habe.

Und der Grüß'-dich-Gott-Sonntag kommt sogleich nach Heiligdreikönig. Jeder Bauer bestrebt sich bishin, den neuen Dienstboten recht vortheilhaft bekannt zu werden und läßt sie an diesem Tage in die Kirche gehen — er weiß, warum. Der Bauer kennt das Wort „Reclame“ nicht, aber er übt die Sache so gut wie Einer. Und er versäumt zu diesem Behufe

auch die Gelegenheit des Grüß'-dich-Gott-Sonntag nicht.

Auf dem Kirchwege gesellen sich die Genossen des vorigen Jahres zusammen.

„Grüß' Dich Gott!"

„Grüß' Dich Gott auch!"

So hört man rufen von allen Seiten und es drücken sich die schwieligen Hände, manche leicht und kurz, manche recht derb und Viele halten sich so fest, als wollten sie gar nicht mehr auslassen.

„Und noch einmal grüß' Dich Gott, schön!"

„Ja, auch so viel und wie geht's Dir?"

„Dank Dir Gott, so weit gut, bin schon zufrieden und Du?"

„Ich sag Dir nur so viel, ich wünsch' mir keinen bessern Platz. Mir ist's mein Lebtag nicht so gut 'gangen, als wie jetzt. So viel gut sind sie, meine neuen Bauernleut'. Und ich glaub', in der Früh, wenn Eins nicht von selber aufstünd', aufwecken thät der Bauer Keins. Vor der Suppen wird bei uns nichts angegriffen. Und das ist Dir keine Wassersuppen, wie Du weißt, daß wir sie im vorigen Jahr haben gehabt, ein Faverl (Suppe mit eingekochtem Mehlbrei) haben wir und nachher kommt noch ein Koch (Mus). So viel proper ist Dir die Kost bei uns; ich krieg zu heißen gar nie einen ordentlichen Hunger. Und alles gut ausgekocht und recht geschmalzen, ei ja, da schaut die Bäurin schon. Beim Tisch

wird allemal recht gelacht, der Bauer bringt so viel gspaßige Sachen vor — ja, daß Eins schon oft so viel lachen muß. Die Arbeit ist gar nicht stark; dasselb' mußt' ich lügen, wenn ich sagen wollt', die Arbeit thät bei uns stark sein. Ich darf sagen, mir fehlt nichts; halt, daß Du mir alleweil noch abgehst."

„Ja," meint die Andere, „auf Dich denk' ich wohl auch alle Tag. Nicht, daß ich sagen müßt, ich hätt' eine Klag' über meine neuen Kameradinnen, 's selb' gar nicht. Hast ihn schon gesehen, den da?" Sie hebt ein wenig ihr Kleid.

„Jeßtl, aber na!" schreit die Eine hell auf, „wie kommst denn Du zu dem kroißrothen Kittel?"

„Gelt Du!" macht die Andere. „Meiner neuen Gespanin (Genossin) ihrer ist's gewesen; hab' ihr den Deinischen (welchen ich von Dir gehabt) dafür geben, den kammertüchenen. So viel roth ist er, der. Unsere Buben haben mich eh schon ausgelacht damit. Wenn Du ihn magst, ich verwantschl' (vertausche) ihn wieder."

„Na Du, den trauet ich mich nicht zu tragen. Wir haben einen Truthahn, der geht los aufs Rothe."

„Und meinst, schön wär' er nicht, der Kittel? Aber daß sie mich so hat angeschmiert, meine neue G'spanin. Mei na, das Jahr hebt schon gut an, jetzt trag ich einen kroißrothen Kittel und die Leut' zeigen gewiß mit Fingern auf mich!"

„Daß Du aber auch gar so eine G'wandwantschlerin bist!“ verweist ihr die alte Genossin.

Todesunglücklich ist die Andere auf einmal, da ihr die Freundin das neu eingetauschte Kleid nicht loben will, dieses Kleid, mit dem sie vermeint hatte, heute Staat zu machen und zu zeigen, mit welch hellrother Herrlichkeit sie das neue Dienstjahr begonnen habe.

Aber zum Glücke kümmern sich die Leute nicht so sehr um sie, als sie sich eingebildet hatte. Jeder geht seiner Wege und überall, auf dem Kirchplatz und vor dem Wirthshaus, und im Wirthshaus selber, und im Kramladen, und beim Bäcker, und beim Schuhnagelstand, überall hört man: „Grüß' Dich Gott! Wie schlagt's an, das neue Jahr?“

Der Eine lobt seinen neuen Bauer, die Andere ihre neue Bäuerin, der Eine den neuen Tisch, die Andere das neue Bett. Zufrieden sind die Meisten. Freilich nur die Meisten. Manche ist, die schluchzt am Busen ihrer Freundin: „Glauben thust mir's nicht, was es in meinem neuen Dienst für eine Langweil' hat! Alle sind so mockisch; der Bauer redet nichts, die Bäuerin redet nichts, die Dienstleut' trauen sich nichts zu reden. Glauben thu' ich's nicht, daß ich's aushalt' das ganze Jahr.“

Glauben thut sie 's nicht! Und just dieselbige ist es vielleicht, die auch ein zweites Jahr auf ihrem Platze bleibt, während Andere, die anfangs voll des

Jubels und voll des Lobes waren, das Ende des Jahres kaum erwarten können, um den Dienst bei diesem „Leutschinderbauern“, in diesem „Hungerleidhaus“, auf diesem „Ort, wo eh' der Hund begraben liegt“, verlassen zu dürfen.

So ändern sich die Zeiten und die Stimmungen. Denn, ist nur erst der Grüß'-dich-Gott-Sonntag vorbei, so spannt der Bauer seine „neuen Leut'“ schärfer an. Die Eine, die „Gewandwantschlerin“, trägt's geduldig und faßt gute Vorsätze, ihr Leben zu bessern, wenn sie nur erst den kroißrothen Kittel wieder weg hätte. Denn der Weidknecht, der Poldl, der ist gerade so wie der Anderen ihr Truthahn, überall steigt er ihr nach, der rothen Farb'. Wenn sie nur den Kittel weg hätte!

's ist all' umsonst. Das Jahr geht um, und bis wieder der Grüß'-dich-Gott-Sonntag kommt, werden zwei Leute „von der Kanzel herabgeworfen“ (als Brautpaar verkündet): Der Poldl und die Rothkitteldirn. — Am ersten Sonntag nach der Hochzeit gehen der Rothen alle ehemaligen Freundinnen zu: „Ja, grüß' Dich Gott, schön! Wie schlagt's an?“

Das ist aber kein rechter „Grüß'-dich-Gott-Sonntag“ mehr und die Rothkittelige antwortet nichts, als wie: „Dank der Frag'!“

Eisschießen.

Ei, wären nur recht viele Sonntage dazu! — Was uns Männer und Burschen sind, in der Stube bleiben wir nicht. Die Spielkarten heben wir uns auf, bis Thauwetter eintritt. So lange der Bach und der Teich noch gefroren, läßt sich männiglich betreiben.

Schlittschuhlaufen? Der Unterländer übt es; der Oberländer mag es nicht, ist ein kindisch Spiel. Er hält auf seinen Eisflächen Taubenjagd.

Braucht aber kein Pulver und kein Blei dazu, sein Schuß wird angeschlagen in der Brust und geht aus freier Hand und seine Taube bleibt am Platze, wenn sie nicht getroffen wird, und wird sie getroffen, so eilt sie davon.

Das Ding, ein echt oberländisch Spiel, heißt Eisschießen und ist so, wie ich es nun erzählen will.

Das erste Erforderniß zum Eisschießen ist nächst der Eisbahn von 8 bis 12 Klaftern Länge für den Schützen der Eisstock, und sind für die ganze Gesellschaft die „Tauben“.

Der Eisstock ist aus hartem Holze gedreht, mit Eisenringen beschlagen, und gleicht einem riesigen Petschaft.

Die glatte Grundfläche desselben mißt im Durchschnitte einen Fuß und wiegt der Eisstock 10 bis 12, ja für starke Eisschützen zuweilen 20 Pfund.

Die Tauben, wohl so genannt, weil sie ein Paar sind und ein Schießziel bilden, sind zwei viereckige Holzpflöckchen oder Holzkegel, von einem halben bis zwei Schuh hoch. Die eine Taube bezeichnet den Anfang der Bahn, den Standplatz, die andere ist das Ziel, nach dem geschossen werden muß.

Die Spieler müssen nun in zwei Mannschaften oder Helferschaften getheilt werden und beginnen zu diesem Zwecke das „Zusammenschießen“. Der Eisstock wird an der Habe mit der Rechten gefaßt, und es kommt nun auf den Schuß, auf den geschickten und kraftvollen Wurf oder Vorschub an, daß der Eisstock auf die Bahnfläche hinausgleite ohne Wanken und Springen und der Taube zunächst anlange.

Derjenige, der das Ziel am nächsten erreicht, ist der „Engmoar“, oder das Haupt des ersten Theiles, der zweitnächste ist der „Weitmoar“, oder das Haupt des zweiten.

Die anderen werden nach der Reihenfolge der Stöcke in die „Engen“ und „Weiten“ getheilt, heißen Helfer, auch Knechte und haben nach bestimmter Folge zu schießen.

Den ersten Schuß im eigentlichen Spiele hat, um Gleichheit und Gerechtigkeit zu erzielen, der Weitmoar, diesem folgt der Engmoar und nach dem kommt der erste Helfer des Weiten, und sofort abwechselnd Einer der beiden Theile.

Die Stöcke bleiben unberührt am Orte stehen, wo sie angelangt sind und es hängt von der Geschicklichkeit ab, den Stock eines Gegners wegzuschießen und sich dadurch einen besseren Platz, nahe der Taube, zu erringen oder gar die Taube zu treffen und vorwärts zu schleudern, wodurch natürlich die anderen Alle noch entfernter vom Ziele sind.

Jeder schießt nur einmal und sobald er geschossen hat, geht er zum Ziele hinaus. Der Eng- wie der Weitmoar haben Jeder noch einen Schuß, den sie zu beliebiger Zeit anbringen können, wenn ihnen eine Stellung günstig scheint; sie schießen meist zuletzt, um für ihre Mannschaft zu entscheiden.

Eigentlich soll das Spiel gewonnen sein, wenn die gesammten Engen oder Weiten voraus sind; da dies aber nur bei einer kleineren Zahl von Spielenden leicht möglich ist, so wird bei größerer Zahl bestimmt, „wie viel“ eine Mannschaft haben muß. Geld oder Zeichen ist gleichgiltig und hängt von

dem Belieben der Spielenden ab. Erreicht eine Mannschaft die bestimmte Zahl beim ersten Schießen, so hat sie gewonnen und es beginnt das Spiel von neuem mit abermaligem Zusammenschießen oder Hervorthun eines Eng- und Weitmoars. Ist die nöthige Zahl keinerseits erreicht worden, so wird, da die Spielenden sämmtlich beim früheren Endpunkte stehen, die Bahn umgekehrt und das Spiel wird fortgesetzt, indem der Schuß nun nach der anderen Taube geht. Und so wird fortgefahren, bis ein Spiel zu Ende ist.

Bei einer größeren Anzahl Schützen kann auch durch eine kleinere Zahl von Eisstöcken Genüge geleistet werden, indem der Platz, wo ein Stock angelangt ist, bezeichnet wird, der Stock aber nach der Wegnahme anderen Schützen dient.

So ist dieses Spiel und so geht es an den Sonntagen fort auf der Eisfläche bis in den späten Abend hinein. Und folgt diesem eine mondhelle Nacht, so wird auf das Aufhören vergessen; ja es geschieht zuweilen, daß die Eisschützen von der Morgenröthe überrascht werden.

Da ist's dem Großlechner einmal passirt, daß er, nach einem ganznächtigen Spiele plötzlich die Morgenröthe erblickend, ausrief: „Du liebe Zeit, die Sonn' schon unter?“



Lichtmeß-Segen.

Wenn der Sittenschilderer mit Vorliebe verweilt bei dem Verhältnisse des Volkes zur Religion und den religiösen und kirchlichen Gebräuchen, und hier dann und wann eine ziemlich derbe Seite des Volkscharakters und der religiösen Anschauung darthut, so geschieht das durchaus nicht in der Absicht zu profaniren, sondern einzig nur darum, weil gerade in diesem Punkte des Volkes Gemüth, Humor und Natürlichkeit im farbigsten Lichte sich zeigt.

Wie bei den Christen überhaupt, so spielt in unserem Landvolke das Licht eine große Rolle. Ich spreche hier nicht von dem Lichte der Vernunft und des Wissens, sondern von der Oellampe und der Wachskerze. Abgesehen von den kirchlichen Functionen, bei denen stets die Flamme glimmt als Zeichen des ewigen Lichtes, des Geistes Gottes und der göttlichen Liebe, zündet der einsame Landmann bangend

und vertrauend das Licht an, wenn Gefahr über seinem Haupte droht, wenn das Unglück einkehren will in seine Hütte. In Stunden stiller Andacht, bei Elementarereignissen, in schwerer Krankheit und im Sterben starrt der Landmann in die röthliche Flamme der geweihten Wachskerze. Selbst bei Beschwörungen und Zauberformeln, wenn er, gedenkend alter Tradition, dann und wann noch welche versucht, muß ihm zu Schutz und Wacht ein geweihtes Licht zur Seite sein.

Die Feierlichkeit des Gottesdienstes in der Dorfkirche hängt zum großen Theile von den Lichtern ab. Bei den stillen Messen der Werktage brennen am Altar außer dem ewigen Lämplein nur zwei Wachskerzen; bei dem Hochamte am Sonntag geht die Zahl der Opferflammen schon an die dreißig; zu den hohen Festen aber, und besonders zur Kirchweih und zum Jahrestag des Pfarrpatrones, da leuchtet es an allen Altären, an allen Wänden und Winkeln, an allen Bildern — und es wäre eine wahre Schande von einem Leuchter, wenn er an diesem Tage nicht seine brennende Kerze emporhielte, so wie sich auch kein Heiliger in dieser Beziehung eine Zurücksetzung gern gefallen läßt. Sanct Florian macht es nach der Meinung mancher Leute so: Wenn ihm die Gemeinde seine Kerze verweigert, so zündet er sich selber welche an und brennt ihnen die Häuser nieder.

Wer bestreitet die kostspieligen Wachslichter?

Es ist mitten im Winter, wenige Wochen vor Maria-Lichtmeß. Da tritt der Kirchenpropst des Ortes oder der Dorfrichter zur Thüre herein. Er zieht sonst in den seltensten Fällen den Filzhut vom kleinen Kopfe, wenn er Kirchenpropst oder Dorfrichter ist. Heute aber tritt er ganz demüthig in die Stube und hält den Hut fein höflich in den Händen — kommt er doch als Bittender. Hören wir ihn. An der Thür bleibt er stehen und sagt:

„Ich tret' heut' in Euer Haus herein,
Und mein Eintritt soll gesegnet sein,
Denn ich komm' im Namen Jesu mein!
Bald ist unserer lieben Frauen Tag,
Ich wünsch' Euch Allen ein glückseliges Jahr;
So loben wir Gott und uns're liebe Frau.
Der heilige Jacobi *) schickt mich in alle Häuser und Hütten,
Und er läßt mit Herz und Hand um ein Lichtmeßopfer bitten.
Wer ihm schickt fünf Groschen, dem sagt er: Gott Lob und Ehr!
Und wer ihm schickt zehn Gulden, dem sagt er auch nit mehr!
Aber ein Lichtlein wird ihm brennen zu jeder Stund'
In unserer heiligen Pfarrkirchen vor dem ewigen Bund,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten bis zum Todtenschrein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten durch die Fegfeuerpein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten in den Himmel ein!“

Das klingt an und dringt ein! Der Hausherr steigt in die Oberstube hinauf und man hört das Klirren der Kastenthür. Wenn der heilige Jacobi

*) Oder überhaupt der Patron der betreffenden Pfarre.

bittet, dann mag man wohl ein wenig tiefer in den Geldsack greifen, als die Finger lang sind. Bringt der Bauer denn einen ganzen Gulden, legt ihn in die Hand des Lichtmeß-Sammlers und sagt: „Mit Gottes Will'!"

Der Lichtmeß-Sammler macht die Hand zu und ruft: „Gott segne Euch Haus und Hof, Feld und Wald und alles, was dazu bestallt! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jacobus!"

Dann naht die Bäuerin, und sich entschuldigend, daß sie nicht viel gefunden habe, überreicht sie ihr Scherflein.

Der Lichtmeß-Sammler lächelt und sagt: „Gott segne Euere Kinder und Euere Hühner, und er geleit' Euch durch die Zeit und führe Euch Alle ein in die ewige Freud'! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jacobus!"

Selbst zum Gesinde ist die Nachricht gedrungen, wer da eingekehrt in das Haus. — „Ist wieder für drei Wochen mein ganzes Tabakgeld beim Teufel!" brummt der Knecht zu sich, aber er geht, sucht aus seiner Truhe Kleingeld hervor, da kommen in der Eile noch ein paar messingene Hosenknöpfe ohne Henkel dazu und so verabfolgt er die Gabe dem Lichtmeß-Sammler.

„Gott segne," ruft dieser, „Deine Müh' und Arbeit, Dein Fasten und Rasten. Gott Lob und Ehr',

und es bedankt sich der heilige Jacobus. Du schau, da hast einen Hosenknopf dazugebracht!"

Nun kommt die Magd. Das Bewußtsein einer guten That ist ihr auf der Stirne zu lesen; und dennoch erröthet sie, wie sie so hintritt. Sie schlägt die Augen nieder und erhebt sie zeitweise nur so viel, daß der Mann ihren Blick sehen kann. So bringt sie ihre Gabe dar und der Lichtmeß-Sammler sagt: „Gott segne — sag' an, mein Kind, was willst Du, daß Dir Gott segne?" Und da die Magd züchtig schweigt, so fährt er fort: „Er segne Dir Dein Flachshaar im Kasten, Deine Leinwand." — Die Magd unterbricht ihn jetzt, sie drückt ihm noch heimlich einen Silberzwanziger in die Hand und sagt schalkhaft: „Das extra für eine gute Meinung. Ober meiner Kirchenbank im Winkel steht der heilige Kuliani. Er ist doch ein großer Rübenpatron,*) aber kein Mensch denkt auf ihn und er hat nit einmal ein Licht. Derbarmt mir rechschaffen, und ich bin nit so, wenn ich kann, so helf ich gern. Das ist halt meine gute Meinung."

Der Kirchenpropst oder Dorfrichter schmunzelt. „Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jacobus!"

Da nun Niemand mehr nahen will mit einer Gabe und da die Bäuerin, wie das sonst in manchen

*) Sanct Kulian baut Rüben an; Sanct Kulian giebt jedem Mädchen einen Mann. (Sprichwort.)

Gegenden der Brauch, auch keine Anstalten macht, dem Sammler ein gutes Lichtmeßkoch vorzusetzen, so rüstet er sich zum Aufbruche.

Wie er durch die Vorlauben geht, sieht er in einem Winkel das Ziegenmädchen stehen. Es ist barfuß, es will den Mann ansehen und gleichzeitig das Gesicht gegen die Wand kehren; die Hände hält es hinter den Rücken.

„Was machst denn da, Kleine?“ redet er sie an.

Da beginnt das Mädchen zu schluchzen. Zwei Kreuzer hat es; die Münzen sind ganz warm und feucht, so lange schon hält sie das Mädchen in der Hand. Es möchte auch gern etwas geben zum Lichtmeßopfer, aber das ist zu wenig; nun, da der Mann das erste Wort gesprochen hat, überreicht es zitternd die Münzen.

„Und was soll Dir Gott segnen, frommes Kind?“

„Ich habe ein neues paar Schuh und mein Mutterl!“

„So segne Gott Dein neues Paar Schuh und Dein Mutterl! Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jacobus!“

Der Lichtmeß-Sammler wandert zu einem anderen Hause.

Und wenn das Lichtmeßfest kommt, prangen in der Pfarrkirche auf allen Leuchtern frische, hohe Kerzen, auch der heilige Kulian hat die seine. Unter ihm in ihrem Stuhle sitzt die züchtige Magd, blickt

abwechselnd auf den heiligen Rübenpatron und gegen die Männerstühle. Aber es vergeht Sonntag für Sonntag, die Kerze trieft ab und brennt nieder bis zum messingenen Leuchter. Die Magd aber sitzt jahr=aus jahrein an jedem Sonntag in ihrem Stuhle und bleibt sitzen.

Erfreulicher erfüllt sich der Segensspruch an dem Ziegenmädchen. Gott hat das neue Paar Schuh' be=segnet, denn das Mädchen geht in demselben seinen Brautgang zum Altare. Und Gott hat besegnet das Mutterl, das alte und — das junge.





Fastnacht, Faschingbegraben!

Die Volkspossen, die sich im Mittelalter so eng an die Jahreszeiten, an regelmäßig wiederkehrende Ereignisse, wie Taufen, Hochzeiten, kirchliche Festtage und so weiter, und an die religiösen Ceremonien lehnten, haben sich besonders in den Gebirgsländern lange erhalten und scheinen erst in unseren Tagen nach und nach in Vergessenheit zu gerathen. Es ist aber, als ob in irgend einem Winkel des Volkscharakters diese Possen noch einmal einer Auferstehung entgegenharrten, so leicht und lustig können sie bei besonderen Anlässen wieder hervorbrechen.

Die Zeit des Carnevals bis zu den Ostern hinaus ist die ceremonienreichste, weil hier noch die erhaltenen Sitten des Heidenthums mit den Gebräuchen der Kirche zusammenfallen.

Zwar die Kirche verhüllt im Angesichte der Fastenzeit schon vierzehn Tage vor Ende des Faschings ihr Haupt. Aber gerade, wenn die Altäre der Pfarrkirche in das düstere Blau gehüllt sind, deckt das Wirthshaus erst recht seine Freuden und Lustbarkeiten auf, und macht der Carneval seine ausgelassensten Sprünge.

Der Pfarrer predigt bereits eindringlicher als je Buße und Bekehrung, aber die Pfarrkinder, und besonders die jüngeren, denken: damit hat's noch Zeit, bis der Aschermittwoch kommt; jetzt sind die Musikanten wohlauf, und der Wirth hat drei Schweine abgethan, und überall giebt's fette Bissen, und daß Eins sich jetzt ins finstere Winkel ducken sollt, das kann der lieb' Hergott von einem ordentlichen Christen doch nit verlangen! — Und weiters: wenn man auch ein wenig arg hallodriren thut, 's kommt ohnehin die Osterbeicht', und ein paar Sünden mehr rucken schon noch mit.

Im Hofe giebt es just keine dringenden Arbeiten, nur daß täglich dreimal das Vieh muß gefüttert werden; die Pferde kriegen mehr Hafer als sonst, die Ochsen reichlicheres Heu unter das Stroh, die Kühe bekommen vielleicht gar Mehltränke, weil ja Fasching ist. Auf einmal aber merkt die junge Kühmagd, es sei bei der „Braunen“ der Barren verrückt. Allein vermag sie den großen Holztrog nicht gleichzustellen, da ruft sie den Ochsenbuben, der ist rechtschaffen

stark, der ist schon so gut und hilft ihr den Barren zurechtrücken.

Es muß ein schweres Stück Arbeit sein, denn nach derselben sinkt der Ochsenbub nur so ins Heu; und ein wenig rasten, weil Fasching ist, denkt sich die Magd, wird so arg gefehlt nicht sein.

Und in der Küche ist ein Schmoren und Braten, und im Wirthshaus ist ein tolles Musiciren die ganzen Nächte durch. Und am letzten Fasching-Sonntag kommt gar der Herr Pfarrer auch, und die ganze Nacht bleibt er da und guckt ein wenig in den Winkeln herum, ob denn doch wohl nichts Unrechtes geschieht. Nu, Unrechtes merkt er just nichts, aber vom Bußethun ist schon auch keine Spur.

Der Hausvater hat's nicht gern, wenn seine Leut' zum Tanz gehen, eben des Pfarrers wegen nicht; der setzt sich dann zu seinem Gläschen, nimmt eine Prise und denkt sich: Schau, schau, Der und Der läßt seine Leut' auch zu sündhaften Unterhaltungen gehen! — und das wirft dann viel Schatten auf den Betreffenden.

Damit die Knechte und Mägde lieber daheim bleiben, so läßt sich's der Bauer angelegen sein, daß durch die ganze Faschingszeit hindurch bessere und reichlichere Kost auf den Tisch komme. Besonders in der letzten Woche, welche die „Foastwochn“ heißt, wird viel Schmalz und Fleisch verzehrt. Und vor Allem ist es der „Foastpfingsta, Foastsunta, Frous-

monta" und der allerletzte, der „Foschutog", an welchem sich der Bauer erprobt, ob's denn nicht geht:

Olli Tog a Sau und a Kua
Und an Zenggn (Centner) Schmolzkouch dazua.

Es ist um so nothwendiger, an diesen Tagen möglichst viel zu verzehren, da denselben die siebenwöchentliche Fasten folgt, in welcher ein wahrhaft christlicher Bauer kein Stücklein Fleisch und kein Tröpflein Schweinschmalz über die Zunge lassen soll.

Zwar hat in den letzten Jahren der bischöfliche Hirtenbrief, der am „Foastsunta" immer von der Kanzel verkündet wird, das Schweinschmalz an den Fasttagen erlaubt, aber „in Geistlingan därf mar ah nit olls glabn", meint der Landmann, „ba de hebt, der ondri Krist (Antichrist) zerscht on, däs hobn die oldn Leut ollaweil gsogg, und s se habn s ah gsogg wer Somstas a Fleisch oder a Schweinschmolz ißt, fü den thuat unsa liabi Frau neama fürbittn und mit den is s aus und is s vabei!"

Daß wir wieder auf unser Faschingsessen kommen — sind die jungen Leut' halt einmal so, sie äßen euch lieber den ganzen Tag nichts, als daß sie zu Hause blieben. Sie gehen am „Foastsunnta" oder am „Foschutog" (Faschingdienstag) zum Hausvater und bitten ihn demüthiglich, daß er ihnen erlaube, ein wenig zum Wirth zu gehen. Da sind nun zwei Fälle möglich, entweder der Hausvater erlaubt es, dann

gehen sie ins Wirthshaus, oder er erlaubt es nicht, dann gehen sie — auch ins Wirthshaus, aber heimlich, wenn die Hausherrschaft schon schläft.

Ist Fastnacht vorbei und das Tanzen eingestellt, dann beginnen die Ceremonien.

Das erste ist, daß die Küchenmagd den Fasching hinauswäscht. Sie reinigt nämlich mit der größten Sorgfalt alles Küchengeschirr, alle Gegenstände um den Herd herum, alle Bänke und Stühle in der Stube und besonders den Tisch mit dem Eßzeug, damit ja kein Tröpfchen Fett hängen bleibe und die heilige Fastenzeit entweihe. Die Leute gehen zum Brunnen und spülen sich den Mund aus; knien dann um den Tisch herum und beten den Kreuzweg und die Litanei vom Leiden Christi.

Eines oder das andere Mädchen lehnt wohl gar am Brunnentrog, wäscht sich immer und immer wieder die Augen aus und singt vor sich hin:

„Sida seit n Foschn her,
Schmeckt ma gor nix, gor nichts mehr,
Ollaweil, ollaweil kimmts ma für:
Aus is s mit mir!“

Tritt mit dem Ende des Faschings gleichwohl eine gewisse Abspannung ein, und streut auch die Kirche mit ernster Miene der tollen Ausgelassenheit eine Handvoll Asche ins Gesicht, so legen sich übrigens die hohen Wogen doch nicht so bald; ja im Gegentheile, die erregten Sinne suchen nach neuen

Schwänken und Lustbarkeiten, welche den Tanz und die Fleischtöpfe ersetzen sollen. Wirft der Hausvater gleichwohl die Betschnur aus, die Burschen wollen nicht anbeißen.

Am Morgen des Aschermittwoch, da sitzen sie aber schier katzenjämmerlich zusammen im Dorfwirthshause. Die Musikanten sind eingeschlafen und schnarchen, anstatt zu blasen. Die Mädchen sind verdrossen heimgegangen zu ihren häuslichen Arbeiten, und unter dem Tisch nagt der Hund an den übrig gebliebenen Knochen der fetten Tage. In den Spielkarten fehlt der Herzsiebener, das Aß oder der Eichelbub und die Schelldam; im Fastnachtsgewirre sind sie abhanden gekommen, weiß Gott in welchem Winkel sie stecken. Der Wein ist blaß und abgehärmt, der hat viel Wasser trinken müssen unten im Keller. Das Bier hat wässerige Augen, in den Geldbeuteln ist Einöde und Verlassenheit; in den Tabakspfeifen ist todte, kalte Asche — Aschermittwoch.

Da schlägt plötzlich ein Bursche die flache Hand auf den Tisch und sagt: „Buaben, ich weiß was, jetzt gehen wir den Fasching begraben!“

Hallo! da sind Alle gleich dabei. Zwar, die Meisten wissen es gar nicht, was nun wird, denn das Faschingbegraben war schon seit vielen Jahren nicht mehr dagewesen, das hatten nur die alten Leute gern gethan. Aber der „Anstifter“ leitet alles. Er sagt nicht erst, so und so und das thun wir nun

und hier greift zu! — gleich den Wirth ruft er: „He, den Kellerschlüssel her!“ und gleich in die Küche schreit er hinaus: „die Sterzpfannen und die Fleischtöpfe und die Hafendecken brauchen wir!“ und er giebt Befehl in die Kammer: „Blaue und schwarze Tücher herbei, Fastentücher, Hungertücher, und verhüllt die Fenster damit, und macht einen Vorhang an die Thür und brecht den Bänken und Tischen die Füße um, daß sie niederknien!“

Und nun stürmen Alle in den Keller, schleppen die leeren Fässer hervor, überdecken sie mit den noch fetten Tischtüchern und nageln die leeren Brieftaschen und Geldbeutel darauf. Dann beschwärzen sie einander in wildem Balgen die Gesichter mit Kienruß, vielleicht zum Zeichen der Trauer; dann schellen sie mit den Pfannen und Töpfen und Hafendeckeln. Da laden sie die Fässer auf Bahren und tragen sie aus dem Hause, und dann wallen die Verhüllungen über Fenster und Thüren, und nun ist es öde und dunkel im Wirthshause — und den Fasching haben sie hinausgetragen.

Vor Zeiten segneten sie diese Bahren in der Kirche förmlich ein, aber derlei leidet der Pfarrer denn doch nicht mehr und der Meßner schließt nicht auf.

So schellt und johlt denn der Leichenzug an der Kirche vorüber und abwärts gegen den Wiesenrain, oder aufwärts gegen den Waldhang. Dort werden

die leeren Fässer und Geldbörsen begraben. Am Grabe wird von dem Mundfertigsten eine ergreifende Leichenrede gehalten, in welcher die Vorzüge und Verdienste des zu Beklagenden gebührend gewürdigt werden, und welche mit dem Ausdrucke beharrlichen Glaubens an eine freudenreiche Urständ schließt.

„Er hat uns gespeist, er hat uns getränkt, er hat uns mit laubfrischen Dirndln beschenkt; Vielen hat er ein Weibel gebracht, Allen die Taschen leichter gemacht. Bei der Nacht hat er uns nit schlafen lassen, in die Waden hat er uns gezwickt auf allen Gassen; und zuletzt hat er's so weit getrieben, daß das ganz' Blut angehebt zu sieden. Gekommen ist er wie ein Mäuslein geschlichen, auf Fuchs und Esel ist er geritten, und aus unserer Mitten ist er wie ein Schelm gewichen. Will sein Hallodria nichts mehr taugen, so streut er uns Aschen in die Augen. Aschen, Aschen in die leeren Taschen, sonst giebt's nichts mehr zu naschen. Alter Geselle, so müssen wir scheiden; Dein Denkmal steht beim Wirth auf der Thür mit der Kreiden; bis sie gelöscht, diese Inschrift Dein, wirst Du schon lang' wieder auferstanden sein."

Auch viel herbere und derbere Grabreden giebt es; zarten Ohren zu Lieb seien sie mit dem Fasching begraben.

Der Wirth weiß es wohl zu lohnen, daß in seinem Hause das Unterste zu oberst gekehrt, daß sie

ihm die Geräthe und die Fässer davongetragen, ja vielleicht gar zerschlagen haben. Er trauert sehr um den begrabenen Gast, der der Wohlthäter seines Hauses gewesen war im schönsten Sinne. Er ruft die Leidtragenden zusammen zu einem Todtenmahle; die Tische wollen sich schier biegen unter der Last der Gerichte — aber in den Schüsseln ist Sand und eitel Asche; der Braten ist zu Staub, das Brot zu Stein geworden. Nur in den Gläsern funkelt Wein. Wer sich von der verführerischen Farbe versuchen läßt und das goldige Naß an die Lippen leitet, der schleudert Glas und Inhalt wohl gar zur Thür hinaus, oder er geht auf den Schwank ein, und giebt den Becher mit einem Lobspruch auf Wirth und Wein weiter. Aber der Becher wird geleert von keiner Lippe, es ist der erste, bittere Leidenskelch der Fastenzeit.

Alte Leute erzählen, in ihrer Jugend sei das Faschingbegraben am Aschermittwoch sehr allgemein und pomphaft und heiter gewesen, und sie freuen sich, wenn sie bei ihren Kindern und Enkeln die alte Posse wieder sehen, und gar selbstgefällig fragen sie: „Gelt's, die alte Welt, die ist doch die lustigste?!“



Die heilige Fastenzeit.

Von der Fastenzeit soll ich nun erzählen? Gut, wenn wir uns beiderseits satt gegessen haben, wollen wir darüber Eins plaudern.

Die heilige Fastenzeit bietet dem Menschen, der sie beobachtet, drei große Vortheile: erstens erholt sich der Magen von etwaigen vorhergegangenen Ueberbürdungen, zweitens büßt man durch das Fasten mancherlei Sünden ab und drittens erspart man durch dasselbe viel Fleisch und Speck. Zwar war meine Mutter, die mitunter so ihre besonderen Kirchengebote gehabt hat, der Meinung gewesen, das Fasten sei nur dann verdienstlich, wenn man das dadurch Ersparte armen Leuten schenke. Aber die reichen und frommen Bauern des Dorfes sagen, das sei ein Aberglauben.

Mein Leser — fürchte ich — kennt die Fastenzeit nur dem Namen nach. Der Bauer nimmt's wörtlich: ist

Fasten, nun so wird gefastet. 's hat ohnehin der Fasching, dieser Heide, genug verzehrt. In manchen Gegenden war und ist es vielleicht noch Brauch, daß in der letzten Faschingswoche nachgerade geschwelgt werde. Diese Woche heißt – wie oben gesagt — die „Faistwochen" und hat schon vor Beginn derselben die Dorfkirche ihre Altäre verhüllt, gleichsam, als wolle sie das Treiben der Leute in dieser Zeit nicht mit ansehen und nicht dafür verantwortlich sein. Jeder Tag der Faistwoche beginnt mit einer Mahlzeit: zum Frühstück muß Milchsuppe und eine große Schüssel mit fettem Sterz auf den Tisch kommen. Zu Mittag kriegt Jeder außer der gewöhnlichen Kost ein fettes Stück Fleisch. Am Donnerstag in der Faistwoche ist Abends ein Festmahl mit Trunk und Tanz gebräuchlich. Am Faschingsonntag Mittags ebenfalls ein großes Festmahl mit zehn bis zwölf Gerichten. Der folgende Tag heißt der „Fraßmontag", da es als „gutes Werk" erklärt ist, den ganzen Tag zu essen. Das größte Mahl aber ist am Faschingdienstag Abends, welches in manchem Hofe zu einem förmlichen Gelage ausartet. Nebenher noch das Wirthshausleben mit Braten, Glühwein, Krapfen und Tanznudeln!

So war es in meiner Heimatsgegend in guter alter Zeit. Die schlechten Zeiten und das Steueramt haben dafür gesorgt, daß derlei jetzt nur mehr in der Tradition lebt. Die Fasten hingegen wird heute noch in ihrer Wirklichkeit gehalten, wogegen der

Finanzminister nichts einzuwenden hat. Der Aschermittwoch ist der erste Hungertag. Auf einmal jetzt ist die Buße da. „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!“ Mit diesen Worten reibt der Priester in der Kirche den Andächtigen Staub und Asche auf die Stirne. Zum Mittagsmahl Wassersuppe und Schwarzbrot hineingeschnitten. Der Hausvater athmet auf. Doch der Donnerstag und Sonntag drohen rückfällig zu werden. An diesen Tagen werden die Faschingsreste verzehrt. Dann aber kommt's mit Ernst.

Ursprünglich, bei den ersten Christen, war bekanntlich nur eine vierzigstündige Osterfasten dagewesen, daraus haben schon die alten Päpste eine vierzigtägige gemacht. Manche nehmen es wörtlich und essen vierzig Tage lang kein Fleisch, entschädigen sich aber mit Milch-, Eier- und Fettspeisen so gründlich, daß sie während der Fastenzeit regelmäßig das Körpergewicht wieder gewinnen, welches sie im Fasching verloren hatten.

Der Mürzthaler Bauer giebt jeder der sieben Fastenwochen einen besonderen Namen. Die erste, in welcher noch der „Fraßmontag“ und der „Narrenkappen-Erchtag“ stecken, heißt kurzweg die „Erstfastwochen“. Dieser folgt die „Kadembelwochen“ (Quatemberwoche), die „Arbeswochen“ (Erbsenwoche), die „Mittfastwochen“, die „Schwarzwochen“, die „Palmwochen“ und die „Antliswochen“ (Charwoche).

In der Kadembelwochen muß Mittwochs, Freitags und Samstags besonders strenge gefastet und Sonntags bei ausgesetztem Sacrament eine ganze Stunde extra gebetet werden. „Das Beten kann nie schaden," sagt der Maishofer, „wenn man dabei keine Arbeit versäumt." Die Arbeswoche verräth zum Beifall der Vegetarier ihre Absicht schon im Namen. Die Erbsen werden mitsammt dem Wasser, in dem sie gekocht sind, verzehrt. „Wenn sie nur ein Bissel einen frommen Glauben hätten, die Arbessen," sagte bei uns daheim einmal vor einer solchen Schüssel ein Knecht, „wenn sie wenigstens nur ein Auge zum Himmel thäten aufschlagen!" Er spielte damit auf den Mangel der Fettaugen in der Erbsensuppe an. Die Mittfastwochen hat in ihrem „Mittfastmittwoch" einen versteckten Bauernfeiertag, an welchem man in die Kirche geht, um, wie der Dorfwitz sagt, Gott zu danken, daß die Hälfte der Fasten glücklich vorüber ist. Die Schwarzwochen wird davon ihren Namen haben, weil von dieser Zeit an in der Kirche alle Bilder und Crucifixe mit dunklen Tüchern verhüllt werden. Jetzt beginnt erst die „tiefe Fasten". „Altar schwarz, Tisch schwarz," sagt der Hausvater und setzt seinem Gesinde nur schwarze Brotsuppe vor. „Stille Kirche, stilles Haus," sagt der Knecht und möchte sich mitten im hellen Werktag ins Heu legen.

Die Palmwoche dient in ihren letzten Tagen schon zu Vorbereitungen für den Palmsonntag. Weiden,

„Palmkatzelzweige", werden geschnitten, zu Buschen gebunden und am Sonntag von dem Jungknecht, dem „Palmesel", in die Kirche zur Weihe getragen. Die Palmwoche hat den „schmerzhaften Freitag", an welchem jenes grauenhaft mystische Bild, die Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im Herzen, verehrt wird. Jeden Freitag in der Fasten pflegen fromme Seelen zu den Calvarienbergen zu wallfahren, wie solche mit ihren bekannten Darstellungen der Leidensstationen des Herrn vielfach im Lande zu finden sind, und an welchen in diesen Freitagen im Bergkirchlein Messen gelesen und vor demselben Mohnkuchen verkauft werden. Diese Mohnkuchen, von Händlern aus Mittelsteier herbeigeschleppt, sind ein beliebter Fastenleckerbissen der oberländischen Bauern.

Endlich kommt die Antliswoche mit ihren zahlreichen Ceremonien, welche als Ostergebräuche größtentheils bekannt sind. Am Gründonnerstag beginnt bei verhüllten Kirchenfenstern die Grabesfeier, deren Stille nur durch leise gemurmelte Gebete und die Charfreitagsklapper unterbrochen wird. Endlich am Charsamstag fallen von den Bildern die Hüllen, von den Fenstern die Vorhänge, auf dem Thurme klingen hell die Glocken. Ostern ist da.

Mir war in der Bauernschaft die Fasten stets eine liebe Zeit und mir ist sie es auch in der Stadt. Die Leute sind in diesen Wochen verhältnißmäßig weniger närrisch als in den übrigen Wintermonden.

Rauschende Lustbarkeiten, in welchen es die Leute am thörichtesten treiben und ihr Unvermögen, glücklich zu sein, am auffälligsten kundgeben, sind nicht gestattet oder zum mindesten nicht Sitte. In Theater und Concertsaal zieht ernstere Art ein, die sich mitunter sogar scheinheilig zu dem religiös Weihevollen erhebt. Die Fastenpredigten geben Jedem Gelegenheit, die Sünden Anderer verdammen zu hören und für die böse Welt, zu der bekanntlich Keiner gehört, Scheiter in die Hölle tragen zu sehen.

Hauptsache des Fastengebotes ist, „vom Fleischessen sich enthalten“. In früherer Zeit waren, wie man weiß, auch Eier, Milch und Butter zur Fastenzeit kirchlich versiegelt, bis es einem der Päpste beikam: Wer gut essen will, der soll den Beutel aufmachen. Zahlen sie mir etwas, so erlaube ich's. Man kaufte Erlaubnißscheine, die sogenannten Butterbriefe, und durfte sich nun von seinem eigenen Vorrath satt essen, ohne in den Geruch eines schlechten Christen zu kommen.

Bevor man zu dieser praktischen Seite kam, hatte das Fastengebot seine tiefere wirthschaftliche wie sittliche Bedeutung. Man weiß ja, wie wohlthätig manchmal eine Unterbrechung des gewohnten Genusses wirkt, wie gut eine zeitweilige Einschränkung sowohl der Seele als auch dem Körper und dem Geldsack zustatten kommt. „In der Woche zwei ehrliche Fasttage ersparen den Aderlaß,“ sagte meine Mutter

manchmal, und ich glaube des Weiteren, daß eine größere Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken uns vor mancher Tollheit im Leben, unsere Nachkommen vor manchem Elend bewahren würden.

Warum der Leser ein verdrießliches Gesicht macht? Ei wahrlich, ich komme ja in den Fastenpredigerton hinein, na, da glaub ich's!. Also nur eilig zurück zu einem recht weltlustigen Gesellen. Das war der Facherer Martin auf dem Kathreinberg. Ein Kleinbauer, dem das Weib daheim die Wirthschaft besorgte, während er in der Gegend umging, die Strohdächer auszuflicken oder gar zu erneuern. Mit dem dadurch verdienten Gelde kauft er sich fast täglich die Seligkeit. Sie kostet ja nicht sehr viel, beim Kirchenwirth acht Kreuzer das Seidl; weil man aber — wie der Facherer Martin sagte — auch in der Seligkeit „mäßig" sein müsse, so kam ihm das Ding allemal auf zweiunddreißig Kreuzer — billiger kann man den Himmel nicht leicht haben. So trieb es der Martin durch das ganze Jahr, mit Ausnahme — der Fastenzeit. Nachdem er sich am Faschingdienstag stets noch einmal einen Erz—himmel angethan hatte, sah er während der ganzen Fastenzeit kein Wirthshaus von innen. Er mochte auf den Dächern derselben umherklettern, um zu verhüten, daß nicht allzuviel Wasser hineintropfe, aber er trat in keine Wirthsstube und jeden Abend nach der Arbeit ging er schnurgerade in sein Häuslein.

Der Facherer Martin hatte daheim ein reichgesegnetes Nest; nur fiel es einem dörflichen Rechenmeister auf, daß Martin's Kinder alle im December auf die Welt kämen.

„Macht das etwas?“ vertheidigte sich deß der Dachdecker, „ist doch unser Herrgott auch im December auf die Welt gekommen.“

„Da glaube ich's freilich,“ bemerkte der Rechenmeister, „daß es Dir in der Fasten nicht nach dem Wirthshaus geht, wenn Du was Anderes dafür hast.“

Der Martin zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte: „Nun, das ist einmal so, wer kann dafür!“

Es zeigt sich aber, wie sehr der Mann mit seiner Eintheilung recht hatte. Heute sind seine Kinder erwachsen und es giebt in der ganzen Gegend keine gesünderen und aufgeweckteren Leute, als die Buben und Mädeln des Dachdeckers.

„Sie stammen eben aus der Fastenzeit,“ sagte der Pfarrer einmal bei einer Christenlehre. „Darum mahne ich Euch mit den Worten des Apostels: Seid nüchtern in Handel und Wandel!“



Fasten! Kreuzweg!

Arme, geplagte Leute haben Vorliebe für das „Leiden Christi". In dem Zeichen des Kreuzes lebt ja ihre Geduld und ihre Hoffnung.

„Fromme" Leute aber (ich weiß recht gut, warum ich ihrer Frömmigkeit die Gänsefüßchen anhänge) schwelgen zur heiligen Fastenzeit förmlich in dem Genusse des „bitteren Leidens und Sterbens". Jeden Tag schreien sie mit aller Kraft ihre Bußgesänge und Kreuzwegandachten und zu allen Stationen rutschen sie auf den Knien, wohl Acht habend, daß sie dabei das Vortuch und den Unterrock nicht verschleifen, und mit ungezählten Stoßseufzern nergeln sie an Christi Wunden. Und des Abends kriechen sie in ihr Stroh mit dem schönen Bewußtsein, unserm Herrgott wieder einen ganzen Tag leiden geholfen zu haben.

Da giebt es nun zum Troste der armen geplagten, und zum Vergnügen der „frommen“ Leute überall in unseren katholischen Ländern herum und wohl auch in Steiermark sogenannte Calvarienberge. Felskegel mit bildlichen Darstellungen der Leidensgeschichte. Häufig steht auch eine Klause und ein Kirchlein dabei. Diese Calvarienberge mögen ihren Ursprung in der Zeit der Kreuzzüge haben. Mancher Rittersmann, vom heiligen Lande zurückgekehrt, hat frommen Sinnes den Drang empfunden, in seinem heimatlichen Waldthale eine Stätte aufzurichten, ähnlich dem Berge Golgatha und dem Grabe des Herrn im Morgenlande.

Des frommen Ritters Burg ragt heute, eine Ruine, über Waldwipfeln, oder sie ist der Erde gleich und über ihren letzten Stein spinnt sich das hellgrüne Moos und der Frieden der Einsamkeit. Der Calvarienberg aber, unter die Hut des gläubigen Volkes gestellt, prangt in seiner seltsamen Weise und Zier, und mag wohl prangen, so lange der Felsen, auf dem die Kreuze stehen, nicht in Sand und Staub wird zerbröckelt sein.

Zur Sommerszeit ist die Stätte gar verlassen; da wuchern Sträuche und wilde Rosen an den Wänden, da sonnen sich Eidechsen und Nattern im Gestein, oder es sitzt eine Wildtaube auf des Schächers Haupt, oder es brütet eine Amsel in der Kopfhöhlung der Veronika. Oder die

arme Häuslerin an der Waldlehne dort thut über Nacht gar ihre Ziegen in die Höhle des heiligen Grabes und kommt mit ihrem Zuber und küßt den Leichnam und melkt das Thier und küßt wieder den Leichnam und torkelt zufrieden an den Steinen hin davon. Und die Ziegen denken: warum sollten nicht auch wir den Leichnam küssen? und sie nagen die Glasur von der Brust und allen Bart vom Antlitz.

Und wenn zur Abendzeit ein verspäteter Wanderbursche die Straße hinzieht, so blickt er empor zu den Kreuzen auf dem Steinhügel und denkt an den Calvarienberg in seiner Heimat, an die Eltern, die er verloren, an die weite Welt, in die er nun ziehen muß, unerfahren, blutarm und mit wunden Füßen. Er versteht die Leidensstätte; wandelt er doch selbst den Kreuzweg.

Endlich kommt die Winterszeit. Schneestürme brausen um die Bildsäulen und um die ragenden Kreuze und die Judenknechte stehen bis über die mutternackten Knie im Schnee und St. Petrus mit dem Hahn hat eine weiße Schlafhaube auf. Aber es sind Weihnachten, da dreht sich die ganze Frömmigkeit der Gegend um die Krippe; es ist der Fasching, da dreht sich die Frömmigkeit auf dem Tanzboden — wer denkt an den Calvarienberg? — Endlich am Aschermittwoch wenden sich die übersättigten Naturen mit Behagen der Kreuzandacht zu. Ein geheimniß-

voller Nimbus dämmert über dem Calvarienberg und das nahe Krähweiler wird zum Jerusalem. Und an jedem Freitag in der Fastenzeit tönt schon zur frühen Morgenstunde im Bergkirchlein die Glocke. Da kommen sie aus den Wäldern hervor, und von den Bergen herab, die Armen und die Frommen.

Irgend ein alter beneficirter Priester hält den Gottesdienst und die Menge stimmt das Lied an: „Laß uns, Herr, Dein Leiden singen!“ oder betet: „Gebenedeit sei die Frucht Deines Leibes Jesu, der für uns Blut geschwitzet hat!“ Ueber dem Altare kniet der Heiland am Oelberge, und neben ihm schlafen die Apostel, und im Hintergrunde erwirbt sich der Judas dreißig Silberlinge. Ein Weiblein, die Spitalthresel wird es genannt, kniet auf dem Backsteinboden. Die Thresel kann nicht singen und nicht beten; in glühendem Haß entbrennt sie gegen den falschen Judas; würgen möchte sie ihn; schon spannt sie dazu die Sehnen der Hand, da reißt die Rosenkranzschnur ab, daß alle fünfzehn Geheimnisse heillos auf den Boden kollern. Der Judas aber steckt seine Silberlinge ein, und es giebt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.

Ein anderes herzensfrommes, aber geistesschwaches Mütterlein will schon Frühmorgens den Berg besteigen, aber fühlt sich völlig zu schwach und schwer für die steilen Treppen. Ei, denkt sie, muß schon voreh in der Kirchen die Beicht ablegen, nachher bin ich leichter und

hab' nicht so viel zu tragen. Sie thut's, aber sie vermag noch nicht genugsam anzutauchen, „und der Himmelsweg ist halt frei so viel gah". Nun probirt das Mütterlein noch Eins, sie geht in die Taverne und läßt sich ein Süpplein bringen. Und siehe, ein erstes Süpplein nach der Beicht wirkt, und das Weiblein kommt glücklich empor bis zu der „schmerzlichen Geißelung", allwo sie zehn Ave betet. Ein zweiter Ruck, da ist sie bei der „Dornenkrönung", wo sie dieselbe Andacht wiederholt. Eine dritte Anstrengung über den sehr steilen Weg befördert die Wallerin bis zur „schweren Kreuztragung". Da findet sie den blassen Heiland, den Simon von Cyrene, die weinenden Töchter von Jerusalem und eine alte Bekannte, nämlich die heilige Veronika, die sie daheim in ihrem Stübchen hängen hat und als eine Patronin gegen böse Anfechtungen verehrt. Hier rastet sie eine Weile und empfindet in ihrer Erschöpfung doppelt die Last des Kreuzes.

Nun kommt die allerschwerste Station. Sie hat viele Stufen, in Stein gehauen; und das schnaufende Weiblein denkt sich unterwegs, wie wird der arme Dulder, der liebe Herr Jesus mit seinem Kreuze da heraufkommen? Aber da sie nun auf den Scheitel des Berges gelangt, siehe, da ist er schon oben. Auf dem hohen rothen Pfahle hängt er, streckt seine Arme und neigt sein sterbendes Haupt zur Brust.

Jetzt haben sie ihn doch heuer auch wieder gekreuzigt! — Das Mütterlein hebt zu weinen an.

An beiden Seiten stehen die rauheren, aber niedrigeren Kreuze der Schächer. Die Schächer, das sind zwei Räuber gewesen. Und zur Zeit, als Josef und Maria mit dem Kinde nach Aegypten geflohen, und unterwegs in einer Wildniß in Räuberhände gefallen waren, hatte das Kind den Räuberhauptmann angelächelt, und darauf hatte dieser gesagt: „Um des Kindes willen wollen wir die Dreie verschonen.“ Und dieser Räuberhauptmann hat die Gnade gehabt, ist an einem und demselben Tage mit dem Herrn gekreuzigt worden — zur rechten Seite. Ergeben leidet er den Tod, denn seine Liebe ist der Nazaräer und sein Glaube das Paradies.

Von dem linken Schächer weiß der Volksmund so Erfreuliches nicht zu erzählen. Der Linke verrenkt die Glieder fürchterlich und spreizt sich gewaltig gegen das Kreuz, an das er mit Stricken gebunden ist. Er ballt die Fäuste und sein Grinsen ist in der ganzen Gegend berüchtigt. Wenn Einer irgendwie das Gesicht verzerrt, so heißt es von ihm: „Er zahnt wie der link' Schächer.“ Trotzdem küßt manches Bäuerlein auf dem Calvarienberg in überströmender Frömmigkeit die drei Kreuze sammt und sonders mit Inbrunst; und wenn er dann das Auge erhebt und merkt, daß er auch dem „Linken“ die Ehre erwiesen, so macht er eine Bewegung mit der

Hand: „Soll's behalten; von dem nehm' ich nichts mehr zurück."

Vor Christi Kreuz steht Maria, hat sieben Schwerter in ihrer Brust. Das dauert unser Mütterlein, mit dem wir die Wallfahrt machen, gar unsäglich; aber siehe, da kommt eine Meise geflogen, die setzt sich auf eines der Schwerter und singt so übermüthig lustig, daß das Weiblein gar nicht weiß, wie ihm geschieht. Hast Du denn gar keine Religion, du böser Vogel? und bist doch auch ein Geschöpf Gottes. Ja, man muß noch froh sein, wenn das Thier mit den heiligen Bildern auf dem Calvarienberg nicht noch Ungebührlicheres treibt. Die Vögel sind heutzutage schon gar zu schlecht; und einst, bei Christi Tod, haben sie doch das Singen gelassen.

An der anderen Seite des Berges führt der Weg wieder hinab. Bei der Station der Kreuzabnahme betet unser Weiblein für ihr eigenes Anliegen. Scheint sie auch ganz im Leiden Christi aufzugehen, so hat sie doch auch ihre Herzensanliegen. Ihr Mann ist vor Kurzem verstorben; ihr einziger Sohn ist im weiten Feld bei den Soldaten; ihre Tochter ist von der Liebe betrogen und getraut sich jetzt nicht unter Menschen; ihr Häuschen hat sie auf Pacht und den Pacht kann sie nicht zahlen; der Mehlkasten ist leer und im Schmalztopf liegen Eierschalen. Wie viel Schwerter sind es, die *sie* im Herzen trägt? Und will kein Vöglein kommen, das sich auf eines der-

selben setzte und ein lustig Liedchen sänge? Wohl, dieses Vöglein ist der Trost und die Zuversicht, so sie in Betrachtung des Leidens und Sterbens ihres Heilands empfindet. Darum preßt sie ihre rindenbraunen runzeligen Hände mit leisem Zittern fest zusammen, darum beugt sie sich vor zu dem Bilde der Schmerzenreichen und betet mit allen Fibern ihres Leibes und mit allen Kräften ihrer Seele.

Und bis sie endlich nieder zur letzten Station kommt, wo unter dem Marmelstein des Gekreuzigten Leichnam im stillen Frieden ruht, da ist auch Frieden und Befriedigung in ihrem Herzen. Das letzte Kupferstück krabbelt sie aus dem Knopfe ihres blauen Handtuchs hervor und läßt es in den hier aufgestellten Opferstock fallen, daß es laut in der Nische wiederhallt. Und dann geht sie getröstet nach Hause und den langen Kreuzweg eines armen Lebens immer fort bis zur letzten Station.

Und gleich diesem Weibe wallen viele Hunderte an den Freitagen der Fastenzeit auf den Calvarienberg, holen sich Trost und Seelenruhe und legen eine kleine Gabe in den Opferstock, für die Armen. Erst wenn das Fest der Ostern naht, wird es wieder einsam in dem Oelbergkirchlein und auf dem Felshügel, und die weißen Kalkmäuerchen der Kreuze und Capellen blicken still hinaus in die erwachende Landschaft. Von Krähweiler-Jerusalem her aber nahen nun drei Männer dem Calvarien-

berg. Es ist der Armenvater, der heute mit dem Schulzen und dem Herrn Pfarrer kommt, um den Opferstock in der Grabnische zu untersuchen. Sie sind auch rechtschaffen zufrieden mit der diesjährigen Frömmigkeit, sie finden, die längst entwertheten Groschenstücke nicht mit eingerechnet, die Summe von dreißig Gulden.

„Die Ortsarmen haben vorläufig ohnedies auf ein ganzes Jahr vollauf zu essen,“ meint der Armenvater, ein besonders warmer Verehrer des Calvarienberges, „aber der Jude in der Geißlungsstation ist caput schon ganz und gar, und die Leute machen ihn mit den Fußtritten, Ohrfeigen und anderen Unfläthigkeiten, die sie ihm anthun, nicht besser. Was meint Ihr, wenn wir mit den dreißig Gulden den Juden repariren thäten?“

Die Anderen neigen zustimmend ihre Köpfe. Aber die Spitalthresel, die an dem Felsen vorübertorkelt, hat den Vorschlag gehört. „Nicht für die Armen, aber für den abscheulichen Juden?“ murmelt sie, und ihre beiden Fäuste gegen den Armenvater geballt: „Du, Du bist ja der leibhaftige Judas Iskarioth!“



Der Beichttag.

In der Pfarrkirche zu Bumshöfen wird es verkündet von der Kanzel: „Es beginnt die heilige Osterbeicht. Morgen Montag hat zu erscheinen das Viertel Vorderlucken, Dienstag das Viertel Hinterlucken, Mittwoch das Viertel Wasserkar, Donnerstag das Viertel Butterleiten, Freitag das Viertel Pechölkrug!"

Nicht jedes Ganze hat fünf Viertel, wohl aber die Pfarre Bumshöfen.

Es ist Sonntag. Beim Schmalzgruber in der Wasserkar sitzen sie am Mittagstisch. Fragt der Bauer das Gesinde: „Nu, Leutl, wißt's nichts Neues heimzusagen?"

„Wissen just g'rad auch völlig nichts. Predigt hat der Pfarrer rechtschaffen schön und All' hat er's wieder troffen. Ja, und am Mittwoch ist unser Beichttag."

Das ist die Einleitung. Und am Mittwoch sehen wir schon zum frühesten Morgen Licht beim Schmalzgruber. Schier geheimnißvoll laufen die Leute herum zwischen ihren Schränken und hüllen sich in festliche Kleider — dann noch ein Handtuch, ein Gebetbuch, einen Rosenkranz — haben sie jetzt alles? Die Sünden seit der letzten Beicht (zum süßen Namen-Ablaß im Jänner) sitzen fest. Auf dem Herde bleibt es zu dieser Stunde dunkel und einsam; geht es doch zur Beicht und Communion — kein Gedanke an eine Morgensuppe, der Gedanke allein schon thäte das Fasten verderben.

Michel heißt der Knecht, der nun einen gewichtigen Laib Brot in ein Tuch thut und sich ihn auf den Rücken bindet. So ziehen sie dann sittsam davon den Weg bis zur Pfarrkirche. Nicht in gottloser Paarung wandeln sie heute, wie sonst üblich auf dem Kirchgange, sondern Knecht mit Knecht und Magd mit Magd wohl sorglich gesondert. Schweigsam wandern sie dahin auf dem steinigen und gefrorenen Bußgang, die Zunge ist schwer, das Herz ist's noch mehr. Jedes ist eingekehrt in sich zur Erforschung des Gewissens. Die Nannerl schlägt ihre Augen nieder; dort vorn geht er, der Toni; sie darf ihn heute nicht ansehen, meiden und leiden muß sie und gar verklagen muß sie ihn heute, den Toni.

So kommen sie zur Kirche, so treten sie ein, so stellen sie sich der Reihe nach, rechts die Männer,

links die Weiber an den Beichtstuhl. Ein paar Dirndln stehen noch gesondert in einem Winkel und berathen flüsternd, ob sie zum Herrn Caplan gehen sollen oder zum Herrn Pfarrer; der Herr Caplan ist halt gar so viel streng und der wird mit Einem völlig laut im Beichtstuhl, daß es gleich Alle hören sammt der Lehr' und sammt der Buß'; da möcht' man schier am liebsten neun Klafter tief in den Boden sinken.

Dann halten sie wohl ihr Tüchlein an den Mund und obliegen der strengen Erforschung des Gewissens. Ob mit Gedanken, Begierden, Worten, Werken — und was und wann und wo und wie oft; an den Fingern ist's abzuzählen. Und dort — beim Taufstein steht der Toni.

Immer näher drängt es sich dem Beichtstuhle zu, und endlich öffnet sich der Schuber, schon ist das Kreuz gemacht, schon ist die offene Schuld gebetet und nun — nein doch, auch der Schriftsteller ist zur Beobachtung des Beichtsiegels streng verpflichtet.

Das Beichtkind geht hin, verwahrt seinen erhaltenen Beichtzettel wohl im Busen, und zerknirscht kniet es nieder vor dem Altare. Nun Reu und Leid und ernstlicher Vorsatz. Demüthig schließt die Nannerl das Auge, aber dort bei der Fahnenstange steht der Toni!

Sind endlich Alle von der Wasserkar am Beichtstuhl abgefertigt, so geht's an die Communion.

Feierlich still ist's im Gotteshause, nur das Glöcklein schlägt an, und eintönig betet der Priester das „corpus domini nostri".

Die heilige Handlung ist vorüber. Die Beichtkinder gehen noch zu allen Altären und beten vor jedem derselben und verrichten ihr Bußgebet. Erleichtert ist das Herz und das Gefühl ist in dem Dirndl; jetzt darfst Du wieder reden mit Gott, jetzt trag' ihm geschwind Dein Anliegen vor, bete um Gesundheit, bete für das Gedeihen Deiner Arbeit, bete für Deine Verwandtschaft und für die verstorbenen Eltern; bete um die Bewahrung vor der Hölle und bete um den Himmel; bete wohl auch für all Deine Freund' und Feind', für Alle, die Dir Gutes und Uebles gethan, und — schau, dort beim Opferstock kniet der Toni!

So ist der Mensch, und Mensch bleibt er nach wie vor der Beicht — und die von der Wasserkar kommen nach einiger Zeit Alle wieder mit belastetem Gemüthe.

Von der Kirche geht es sittsam ins Wirthshaus.

Unsere Schmalzgruberleut' setzen sich alle um einen Tisch, ein mächtiger Suppentopf wird aufgetragen und nun kommt des Michels Brotlaib zur Bedeutung. Anfangs sind die Gespräche leise und demüthig — da kommen nach und nach unterschiedliche Flaschen und Trinkgläser auf den Tisch und da heben die Mägde schier ein wenig an zu kichern

und spaßhafte Worte zu sagen, aber sie halten noch allweg das Tüchelchen vor den Mund. Die Knechte haben schon ein lauteres Gethue; sie trinken, stopfen ihre Pfeifen und trinken wieder — das lange Herumgehen mit nüchternem Magen macht halt gar so viel Durst und bis heim in die Wasserkar ist ein weiter Weg. Nu, Wirth, wie geht's denn Dir alleweil? Hast keine Spielkarten da?

Die Mägde haben zu thun, bis sie einander endlich zum Aufbruche bewegen und dann geht's wieder heimwärts. Aber jetzt sieht der Weg schon kurzweiliger aus als am Morgen, und der Michel sagt zur Rosl: „Magst Dich schon anhängen an mich, wenn Du müd bist, jetzt hab' ich den Brotlaib nicht mehr auf dem Buckl."

Und hinten drein geht die Nannerl und der Toni und sie thun allweg „fingerhäkeln" miteinander.

Und daheim im Schmalzgruberhof erwartet sie eine fette Mahlzeit — geschmalzene Bretzeln oder Nudeln, oder gar Krapfen.

Der Schmalzgruber ist recht gemüthlich heute, nur fragt er Jeden um den Beichtzettel, denn diese Scheine muß er einsammeln und sie zum Schlusse der österlichen Zeit wieder an den Pfarrer abliefern. Diese Zettelchen, statistisch verglichen mit der Seelenzahl im Hause, geben dem Pfarrer den Beweis, ob beim Schmalzgruber alles gut katholisch oder ob ein Heide darunter!

Der Groß-Jodl aber geht nicht in die Pfarrkirche zur Beicht, der bringt seinen Schein alljährlich von Dremelbach herüber.

Als der Groß-Jodl noch der Klein-Jodl war und beim Schmalzgruber als Schickbub verwendet wurde, hatte er einst drin in der Butterleiten beim Waldsteffel was auszurichten. Der Weg ist weit hinein und dem Schickbuben knurrt schon der Magen.

Wie er beim Steffel durch die Lauben geht, sieht er auf dem Fensterbrett die Knödelschüssel von Mittag stehen, und nicht ohne Inhalt. Wär' mir nicht uneben, so ein Ding da, denkt der Jodl, werd' aber zum Botenlohn schon ein Stück Brot kriegen. Er richtet in der Stube seine Botschaft aus und blickt noch eine Weile auf den bräunlichen Laib, der auf dem Tische liegt. Der Steffel aber sagt nur: „Dank Dir Gott, Jodl, laß Dein' Bauern schön grüßen!" Still seufzend faßt der Kleine die Thürklinke, und wie er in die Lauben kommt, eilt er behende zum Fensterbrett, faßt einen Knödel, schiebt ihn in den Sack und später, wie er durch den Schachen geht, in den Mund.

Am nächsten Beichttag erzählt der Jodl in tiefer Zerknirschung dem Caplan die Geschichte vom Knödel. „Du bist ja ein Dieb," sagt dieser, „giebst Du das Gestohlene nicht zurück, so kann ich Dich nicht lossprechen."

Der Jodl ist betrübt und geht zum Beichtstuhl des Pfarrers. Der Pfarrer sagt: „Schau, mein Kind, das mußt Du nicht mehr thun; wenn Du Hunger hast, so bitte um etwas. Bete fünf Vaterunser und fünf Ave Maria und nun ertheile ich Dir die Lossprechung.“

Der Jodl ist glücklich, betet seine Buße und wie er zum Communiontisch kommt, wo der Caplan nun die Handlung verrichtet, schreit dieser den Knaben an: „Weg da, Dieb, Du gehörst nicht hierher!“

Seitdem ging der Jodl nicht mehr in seine Pfarrkirche zur Beichte, sondern nach Dremelbach.

Dort geht's allemal.





Osterzeit!

Ostern! O Stern, leuchtender Stern über des keimreichen Frühlings Schwelle, in dem christlichen Festjahre und in dem wunderlichen Ceremoniencyklus des Volkes!

Auf Ostern freuen wir uns Alle; sogar dem trockenen Doctor Faust haben die Osterglocken und Ostergesänge das Herz wieder aufgefrischt.

Das ist ein geheimnißvolles Vorbereiten allerwärts, wenn Ostern naht. In der Erde hebt es an, lebendig zu werden, aber die vergilbten Blätter und Halme des Vorjahres wollen ihre junge Nachkommenschaft noch nicht gern herauslassen — und dem Märzlüftchen ist nicht zu trauen. In der Kirche ist Einem schon gar alles blau vor den Augen — aber hinter den blauen Vorhängen werden die bausbackigen Engel und die goldenen Heiligenmäntel abgestaubt. Der Magen der Gemeinde wird durch die vierzig=

tägige Fasten eingerichtet für das Osterbrot und den Festbraten, und die Hühner legen — rothe Eier.

Der Ostern erster bedeutsamer Vorgänger ist der Palmsonntag. Da geht Jeder mit einem prangenden Palmstrauß zur Kirche, weil Christus voreinst an diesem Tage mit einem solchen in Jerusalem eingeritten ist.

Bei dem Gottesdienste wird der Umgang um die Kirche mit Kerzen und „Palmen“ aufgeführt, wobei dem Meßner von dem katholischen Ritus das Recht eingeräumt ist, dem Herrn Pfarrer, der einige Schritte hinter ihm geht, bei dem Einzuge die Kirchthür vor der Nase zuzuschlagen.

Hierauf entspinnt sich ein lateinisches Zwiegespräch — es werden Psalmen gesungen. — Das Volk sagt: „Der Pfarrer und der Meßner streiten miteinander, und der Meßner will Herr in der Kirche sein.“

Zuletzt scheint doch der Pfarrer zu siegen, denn der Meßner muß demüthig öffnen.

Die an diesem Tage geweihten Palmen (Weiden) sind ein Mittel gegen Blitz und Hagel, ferner dient der Rauch von diesen Zweigen, nach dem Glauben der Leute, gegen den bösen Feind, gegen Spuk und Hexen — wer noch mehr von den Palmen verlangt, der ist unbescheiden. — Auf der Kanzel wird am Palmsonntag die lange Passion gelesen, aber diese wird von der Gemeinde nicht immer mit Passion vernommen.

Am Gründonnerstag ist die Fußwaschung und das Abendmahl, was die Leute dem Heiland getreulich nachmachen, ohne dabei gerade Blut zu schwitzen.

Dann folgt der „Grünwasengang“. Wenn nämlich auf dem Hausanger schon der Schnee weg ist, so muß man sich Abends während der „Todesangstzeit“ (Zeit des Aveläutens) barfuß ins Freie auf den grünen Rasen begeben. Das ist sehr wesentlich, es schützt den ganzen folgenden Sommer hindurch vor dem Blitz.

Das Abendmahl, bestehend aus Heidensterz, abgeschmalzenen Bretzeln oder Germnudeln, ist nicht geeignet, eine Todesangst hervorzubringen, außer es ließen sich nach Tische ungewöhnliche Magenbeschwerden verspüren.

Schon am Gründonnerstag wird das heilige Grab aufgerichtet. Zwei römische Kriegsknechte aus Holz halten dabei Wache. Aber auferstehen wird, was auferstehen soll.

Am Gründonnerstag Punkt neun Uhr gehen die Glocken nach Rom. Am Charsamstag kommen sie gerade früh genug zurück zum Gloria.

Wer als Knabe einmal Ministrant gewesen, der weiß, welch eine unbeschreibliche Lust es ist, anstatt des einförmigen Klingelns einmal recht herzinnig klappern zu können. Am Charfreitag wird gefastet, „bis der erste Stern am Himmel steht“; heute ist das Fasten auch nicht mehr schwer, denn man hört

schon die Fleischtöpfe brodeln für das Fest. Da giebt es aber so gottvergessene Leute in jeder Gemeinde, die da meinen, die Sonne sei der erste Stern am Himmel, und sich schon zur Morgenstunde einen guten Bissen gönnen.

Am Charsamstag ist das Weihfeuer. Es wird gewöhnlich auf dem Kirchhof aus eingeknickten Kreuzen und halbvermoderten Sargbrettern angemacht. Jeder Hausvater läßt davon einen glühenden Strunk nach Hause tragen und verleibt ihn seinem Herdfeuer ein, um dieses damit zu besegnen. Um solche Weihekraft im Hause zu erhalten, darf das Herdfeuer im ganzen Jahre hindurch nicht auslöschen.

Hernach Abends erschallt in der Dorfkirche die Kunde: der Heiland ist erstanden! Das ist ein Zauberwort. Der Bann ist gelöst. Die durch sieben Wochen verstummten Festweisen erklingen, die Orgel erschallt in all ihren Volltönen, die dunklen Fenstervorhänge fallen, die untergehende Sonne wirft noch rothglühende Strahlen auf den funkelnden Altar, auf die weißen und rothen Osterfahnen, welche über dem Gedränge der Andächtigen dem Ausgange zuschweben. Ein Umgang unter dem freien, rosig bewölkten Himmel; Festgesang in hundert Stimmen, die Glocken haben reinen, hellen Klang, die Pöller knallen auf dem Hügel. Schon leuchten die Kerzen in der Abenddämmerung. Schüsse knattern auf allen Wegen und Straßen und von fernen Gehöften

her weht ihr Hall über die Wälder. Und bis die tiefe Nacht kommt, leuchtet der Sternenhimmel hernieder auf die Erde.

Das ist eine Nacht, die den freudenreichsten Tag träumt; das ist ein Tag, der sich die Augen zuhält und seine Morgenlieder singt aus dem Stegreife.

Das Hausgesinde verläßt um Mitternacht seine Lagerstätten und eilt ins Freie. Es schließt sich an die Nachbarsleute und nun wandeln sie lustig plaudernd und singend gegen die Kreuzkuppe.

Selbst der Hausvater richtet sich im Bette auf, blickt durch die klaren Scheiben hinaus, weckt dann gar sein Weib und sagt:

„Alte, das ist eine wahre Herrlichkeit, was Die treiben da draußen; schau Dir einmal diese Menge Osterfeuer an!“

Die Bäuerin blickt lange durch das Fenster, dann sagt sie: „Jetzt mag ich nicht mehr schlafen,“ und kniet auf den Betschemel zum Tisch.

Der Ostermorgen ist eingezogen.

Auf der Anhöhe ist ein ebener Waldanger von Tannen umgeben. Mitten auf demselben steht ein Holzstoß, an dem die Burschen des Dorfes tagelang gebaut und geschichtet haben. Reich bekleidet ist er mit Moos und Reisig und auf seinem Scheitel trägt er einen Kranz von Stroh und Werg und anderen leicht brennbaren Stoffen.

Die müßigen Leute, die da sind, sprechen und lachen; die Musikanten stimmen ihre Instrumente und etwas abseits kauern mehrere Männer und schlagen und stoßen mit Hämmern an Eisen und Gestein. Sie laden die Pöller.

Wie nun alles fertig ist, stellt sich Einer an den Holzstoß, schlägt Feuer, und bald klebt ein Flämmlein an einem Splitter und das ergreift Reisig, züngelt empor über das Moos, rechts und links an allen Seiten — und jetzt loht es auf und der Kranz oben auf dem Scheitel wird eine riesige Flammenkrone. — Musik! Pöller! Freude!

Das war in unserem Walde einmal in der Osternacht. Wir bewunderten die zahlreichen Freudenfeuer und jauchzten und verpufften Pulver.

Aber das schönste Osterfeuer hatte der Gamsriegler in der Rättenegger Pfarr', dessen neues Gehöfte am Tage so freundlich aus der Ferne herüberschimmerte auf unseren Berg. Unser Knecht, der Wastl, war ein Sohn aus dem Gamsrieglerhaus und war laut und stolz darüber, daß sein Vater und seine Brüder daheim ein so prächtiges Festfeuer zu Stande gebracht hatten. Und in der That, dieses anfangs so zarte Lichtlein wuchs gar herrlich an, und je mehr es wuchs, desto heller jauchzte der Wastel.

Wir Alle sahen mit Wohlgefallen hin. Der brave Gamsriegler! Er verbrennt das Holz klafterweise

dem Auferstandenen zur Ehr'. Hätte er eine Klafter davon der alten Anna Schickleitnerin abgetreten, die am Fuß der Rattner-Alm ihre Hütte hatte und welche Winter und Sommer fröstelte, das Osterfeuer hätte lange nicht so hell gebrannt, man hätte es vielleicht nur in unserm Alpel und in der Fischbacher Gegend erblickt; aber es ist doch gut, daß auch weiterhin die Birkfelder und die Pöllauer noch die Frömmigkeit des Gamsriegler leuchten sehen.

Der Schein von dem wohl zwei Stunden in der Luftlinie entfernten Osterfeuer war so mächtig, daß er von uns, die wir auf der Au standen, leichte Schatten warf über den Boden hin. Der Wastl trillerte lustige Lieder und ein alter Knecht vom Nachbar war bei uns, der erzählte alte Späße, und wir hielten das Ostergelächter dazu, das, wie Bücher erzählen, vereinstmals in den Kirchen abgehalten worden sein soll.

Der Vater kam mit einen Laib Weißbrot, um unseren nächtlichen Gottesdienst zu belohnen, die Knechte luden ihre Schießgewehre frisch und das Osterfeuer des Gamsriegler wallte immer höher und schöner auf und wogte weit auseinander.

Der Wastl schnitt sich kein Brot ab, er ging ein wenig abseits über die Au hin und war still geworden. Von dem Freudenfeuer seines Heimatshouses wendete er kein Auge ab.

Nach Mitternacht ging der Mond auf. Da verblaßten die glühenden Punkte in der Gegend, aber das Gamsriegler-Licht nahm's sogar mit dem Mond auf und durchbrach den schimmernden Schleier, der ausgegossen lag über dem Waldlande.

Mit dem Morgengrauen des Ostertages hob die Luft sich aufs neue. Als die Sonne aufging, geschah vor unserem Hause ein Schrei. Wir eilten hinaus. Da stand der Wastl; er war blaß bis in den Mund hinein, und mit der Hand wies er in die Gegend der Rättenegger Pfarr'. Dort zogen sich bläuliche Rauchstreifen, und als wir das schimmernde Gebäude des Gamsringlerhofes suchten, fanden wir es nicht . . . .

Am Ostermorgen sitzt in der Sonne eine Jungfrau und streut Blumen nieder auf die Erde zum himmlischen Ostergruß.

Glückseligen Frühling!

Da sehe ich Körbe und Kübel mit Osterfleisch und Osterbrot zur Kirche tragen; Appetit ist da nach dem nächtlichen Wachen. Da thäten sie den Herrn Pfarrer wohl bitten, wenn er die heilige Weihe sprechen wollte noch vor dem Hochamte. Er thut's ja gern, harret doch die Köchin selber schon in der Sacristei mit einem großen Korbe. Nach der Weihe seht Ihr das Völklein auf dem Kirchplatze herumlungern und lehnen und kauern; Mancher hält

sein saftiges Stück Weihfleisch in der Hand, aber durchaus nicht auf lange.

Im Unterlande geht der Caplan am Charsamstag in die Häuser, um das Fleisch zu weihen, wofür er Würste, Fleisch und auch Geld bekommt.

Mancher will sein Osterfleisch gar nicht erst in die Kirche tragen, er setzt sich ohneweiters damit hinaus in die Morgensonne und überläßt das Einweihen seinen guten Zähnen und seinem vortrefflichen Magen. Der Waldschneider, den ich recht gut kenne, hält das „Fleischindiekirchetragen“ für überflüssig. Der hängt seinen Fleischkübel um Sonnenaufgang an einen Tannenbaum. Auf die Frage, warum er das thue, giebt er zur Antwort: „Jo woaßt, weil da heili Voda z Rom in Ostasunntamorgn auf's Peterskirchndoch auffisteigt und mit boad Händn da gonzn Welt in fleischlichen Segn geit. Derawegn därf ma s Fleisch um diese Zeit nar aufn Bam außihenkn und da Segn wirds scha findn.“

Die Knochen bleiben auch vom Weihfleische übrig — sie werden auf das Kornfeld gestreut; das ist nicht so sehr, weil man den phosphorsauren Kalk, sondern vielmehr, weil man die Weihe für ein ganz vorzügliches Düngemittel hält. Auch die Schalen der Ostereier werden um das Haus aufgestreut, ein Mittel gegen böses Gewürm.

In früheren Zeiten ist, wie bereits angedeutet, zur Osterfreude auch ein Ostergelächter üblich gewesen;

da hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel Schwänke erzählt, und wer dabei so viel gelacht, daß ihm die Thränen in die Augen gekommen, der hatte — so wird erzählt — eine arme Seele erlöst.

Osterglocken, Osterfreude! Wie sieht nun unsere Pfarrkirche so ganz anders aus als sonst, wie sind die Gemüther so fröhlich! Wie wehen die Fahnen, wie sprießen die Blümlein hervor, wie glitzert das klare Wasser, wie lustig und lebendig ist es auf den Wipfeln des Waldes.

Er ist denn doch erstanden! es läßt sich nicht leugnen. Wer die Auferstehung fassen kann in ihrer Allgemeinheit und unendlichen Bedeutung, der feiere sie still bewundernd in seinem Herzen; wessen Seele sich aber sehnt nach einem Symbol, der blicke glaubensfreudig auf die Statue mit der Fahne am Altare und lasse sich bei dem Festmahle die Osterweihe zur Würze sein.



Der Bußtag der Hagestolzen.

as fährt dort an? Eine lärmende Menge wälzt sich durch die Dorfgasse und entheiligt den Ostermontag. Es sind die jungen Büßer, sie schleifen einen mächtigen Baumstamm daher und ihnen voran reitet der Leibhaftige.

Die jungen Büßer sind es, habe ich gesagt, denn die mordsverschwefelten Burschen wählen von zwei Uebeln das geringere. Anstatt ein Weib zu nehmen nehmen sie den größten und schwersten Buchen- oder Föhrenstamm im Walde und zerren ihn sammt Astwerk und Wipfel herbei. Ist eine harte Arbeit die buckelige Straße her und die krummen Wege, aber ein Weib zu lenken, bigott, das ist noch härter.

Die Gemeinde ist allerdings nicht groß und so ist nun richtig wieder einmal ein ganzes Jahr vorbeigegangen, ohne daß Einer in der Gemeinde geheiratet hat. Wenn das Jahr noch ein Schaltjahr gewesen wäre,

so wollte man sich nicht ärgern! Aber es war ein gemeines.

Wenn Mädchen sitzen bleiben, so können sie nichts dafür, sie thun es ungern, und doch müssen sie zur Strafe dafür auf einem Besenstiel nach Wien reiten und den Stefansthurm scheuern. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß die heiratsfähigen Burschen, welche ihre Pflicht so gewissenlos verabsäumen, zu einer recht großen Buße verdammt werden. Den Fasching wartet man noch ab; wenn aber auch diese günstigste Gelegenheit vorbeigeht, ohne daß Einer zum Kreuze, heißt das, zum Weibe kriecht, dann kann die heilige Fastenzeit nur dazu da sein, daß sich die Burschen in der nächstliegenden Waldung ihren Schandpfahl aussuchen und kaufen. So fordert's der alte Brauch, und die Burschen lachen dazu!

Lachen dazu, die Verstockten, und wenn der Ostermontag kommt, entwurzeln sie den bestimmten Stamm und spannen ihn an eine lange Kette mit vielen Querbalken, an denen sie sich einjochen und so den Baum ins Dorf ziehen. Das ist denn ein Geschrei und ein Gehetze und je mühsamer das Fuhrwerk vor sich geht, desto heller lachen die Mädchen, aber auch desto wilder johlen die unbußfertigen Büßer.

Allerhand Vermummungen und loses Gespiel, und übermüthige Späße kommen vor, Musik ist auch dabei und der Teufel als der Vormann der Hage-

stolzen selbstverständlich, der zieht voran auf seinem kohlschwarzen Rappen.

Auf dem Dorfplatz hält der Zug an; ein Kapuziner springt auf den Brunnentrog und hält die Bußpredigt: „Ob das nicht ein Spott sei für die jungen Leut', heutzutag! Wollt' Gott der Herr alte Jungfern haben, so hätt' er alte Jungfern erschaffen! Als junges Mägdlein hat er die Eva in die Welt gesetzt, und den Adam als Ehemann dazu! Doch, Ihr Lotter und Frötter, Ihr Schmecker und Schwerenöther, Ihr wißt recht gut, was die Mägdlein bedeuten. Ihr thut's nicht verschmäh'n, aber wenn's Geld kostet oder gar ein Eheringlein, da kennt Ihr keines, da wißt Ihr nichts, da habt Ihr keine Lust. — Wenn jetzt dieser Baum versteigert wird oder verlicitirt, der Tischler soll ihn kaufen, sie werden das Geld versaufen; der Tischler soll draus Laden schneiden lassen, sie werden das Geld verprassen; der Tischler soll aber kein Ehebett draus machen, sie thäten ihn auslachen; der Tischler soll Wiegen draus zimmern, die Burschen werden sich nicht kümmern. Anstatt Brautführer haben wir Mädchenverführer; anstatt Lieb' sagt der Bursch: gieb! Anstatt Eh' sagt der Bursch: geh! Anstatt den heiligen Ehstand haben wir eine leidige Wehschand. — Und wer ist schuld daran? Die Weiber sind schuld. Sie wollen geschnürt sein, sie wollen geziert sein, sie wollen zur Schau sein, sie wollen eine gnädige Frau

sein, der Mann soll arbeiten, das Weib ist faul; er soll still sein, sie hat das Maul; was er schafft ins Haus, das wirft sie hinaus; bei der Nacht will sie herzen und schwatzen, beim Tag will sie ihm die Augen auskratzen; sie ist gefallsüchtig, sie ist zanksüchtig, sie ist unzüchtig, sie ist eifersüchtig. Warum wollen die Männer nicht in den Ehestand hinein? Weil die Weiber so z'wider sein. Amen."

So nimmt der Spieß eine ungeahnte Wendung. Der Prediger ist ja selber ein Mann. Der erste Theil seiner Predigt ist beklatscht worden von den Weibern, der zweite von den Männern.

Der herbeigeschleppte Junggesellenstamm wird nun versteigert. Wer giebt mehr! Er wird gut an Mann oder Frau gebracht; und wenn er schon zu sonst nichts brauchbar wäre, als zum Verheizen, so giebt solch ein Junggesellenstamm allfort eine viel größere Hitze als anderes Holz. — Nun gehen die Burschen ins Wirthshaus, wo es Wein giebt, wo es Musik giebt, wo es Mägdlein giebt. Jeder hat die Seine und der Eine oder der Andere versichert nun der Liebsten: „Ich helfe nimmer Junggesellenblockziehen, heuer ist's das letztemal gewesen."

„Da hast ganz Recht," sagt sie, „Du kunntst Dir dabei leicht einen Schaden thun."

Es wird geheiratet. Und es vergehen Jahre, bis es wieder einmal zu einem Junggesellenblockziehen kommt. Die Sitte ist in der östlichen Steiermark

üblich, doch wird sie in verschiedenen Ortschaften mit verschiedenen Formalitäten begangen. Es kommt vor, daß auch die heiratsfähigen Mädchen hinter dem Burschenzug drein ihren Bußblock ziehen, was auch seinen guten Sinn hat. Da doch auch die kleinsten Gemeinden jährlich ein paar Heiraten aufweisen, so kommt der Brauch des Blockziehens selten zur Anwendung; und trifft's wirklich zu, daß ein Jahr ohne Hochzeit vergeht, so begnügen sie sich vielleicht nur mehr mit der Bemerkung: „Schau, da sollten wir Blockziehen." Unterlassen es aber und leben und lieben, wie es am bequemsten ist.





In Aprilschicken.



Geh, Hannerl, lauf eilends zu der Frau Nachbarin hinüber, ich laß sie schön bitten, sie möcht mir ihre Gicht- und Gall-Zwicken ein Eichtl leihen, thät sie bald wiederum zurückschicken."

Die Magd Hannerl hört den Befehl ihres Dienstherrn und schaut eine Weile so drein, als wie wenn ihr der Verstand still stünde.

„Hast gehört?" sagt er, „die Gicht- und Gall-Zwicken wollt sie mir leihen!"

„Ah ja so, die Gicht- und Gall-Zwicken," wiederholt die Magd und macht sich auf den Weg zur Nachbarin. Und denkt unterwegs: „Jetzt weiß ich's schon, das wird gewiß so ein b'sonderes Zangerl sein, mit dem Eins sich die Haut ein bissel aufzwickt, daß die Gicht und Gall herauskann. Was doch die Leut' heutzutage schon für Sachen haben, jetzund giebt's eine Gicht- und Gall-Zwicken auch schon. Daß aber mein Bauer

schon die Gicht und Gall sollt' haben, das verwundert mich, er ist sonst alleweil so lustig. Mein Gott, der Mensch weiß halt nie, was ihm gach ankommt, und jetzt im Monat März schon gar, das ist ein falsches Monat; im März sollt' ja, glaub' ich, der Judas den Herrn Jesus verrathen haben, daß er sich darnach gehenkt hat und desweg ist das ein so ungesundes Monat. Jetzt, wie heißt das Ding? Gicht- und Gall-Zwicken — daß ich's nicht vergeß, dumm genug wär' ich dazu."

Mittlerweile kommt die Magd in das Haus der Nachbarin. Diese hat gerade ihren Kopfwehtag und wickelt ein großes Wollentuch um das Haupt.

„O je," denkt sich die Magd, „die wird heut' ihre Zwicken selber brauchen."

„Was willst denn, Dirn?" fragt die Nachbarin.

„Ja, Ihr werdet es heute halt selber brauchen," meint die Hannerl, „mein Bauer, der hätt' sonst schön bitten lassen um die Gicht- und Gall-Zwicken."

„Um was hätt' Dein Bauer bitten lassen?"

„Um Euere Gicht- und Gall-Zwicken, er wollt' sie bald wieder zurück schicken."

Die Nachbarin ist still, dann schiebt sie mit zwei Fingern das Wollentuch über das Ohr hinauf und sagt: „Jetzt muß ich schon noch einmal fragen: Was willst Du haben?"

„Die Gicht- und Gallzwicken!" schreit die Magd der Nachbarin ins Ohr.

Da thut die Nachbarin einen Lacher und sagt „Ich muß lachen auch noch wie ein Närrisch. Von einer Gicht= und Gall=Zwicken hab' ich meiner Tag nichts gehört. Wirst Deinen Bauern wohl nicht recht verstanden haben. Hast in den Kalender geschaut? Es wird heut' der erste April sein."

„Jesses Maria!" ächzt die Magd auf und wird krebsroth im Gesicht, „der erste April! Na, jetzt kann ich als ein sauberer Esel wieder heimgehen."

Und sie geht heim, ärgert sich unterwegs und lacht dabei und denkt: „Was ich ihm nur anthun kunnt, meinem Bauer!" Als sie seiner ansichtig wird, schreit sie ihm schon von weitem zu: „Na, lach nur, lach nur, hast halt einmal einen Narren geschickt — ist Dir jetzt gut?"

Der Bauer lacht nicht allein, das ganze Gesinde lacht und die Hannerl muß sich's gefallen lassen.

Das Aprilschicken ist in unseren Ländern noch recht gebräuchlich. Oft schickt die Magd auch ihren Dienstherrn, der Halterbub den Großknecht, immerdar aber der Gescheitere den Einfältigeren, und nachträglich kann sich auch der Dumme gescheit stellen, wenn er zu der Fopperei brav lacht. Die Aufträge sind mit= unter recht possirlich, und je leichtgläubiger der Bote, der Aprilnarr, ist, desto unglaublicher sind die Ziele. Das in die Apotheke Schicken um ungebrannte Asche, oder um ein goldenes Warteinweil, ein silbernes Nichtschen in einem niemalenen Büchschen

u. s. w. ist ganz gewöhnlicher Spaß. Possirlicher ist Anderes.

In meinem Vaterhause arbeitete einmal ein Schuster, der mich auf mein Bitten, er möchte mir was singen, an diesem Tage anging: „Bübel, da mußt schon so gut sein und mir beim Kaufmann zwei Ellen Baß holen. Sag' nur, er gehört für mich und zahlen wollt' ich ihn schon einmal."

Ich ging, verlangte zwei Ellen Baß für den Schuster und wurde tüchtig ausgelacht.

Um einen Sternanzünder wurde ich zweimal geschickt. Das erstemal am lichten Tag, da hieß es: „Wenn's finster wird, brauchen wir ihn selber, komm', bis wir angezündet haben." Und spät Abends kam ich wieder und wurde ausgelacht.

Wer sich über ein Aprilschicken beleidigt fühlt, dem sagt man, daß Christus der Herr selber in den April geschickt worden wäre von Annas zu Kaiphas, von Pontius zu Pilatus (die Bauern machen nämlich aus dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus immer zwei Personen).

Ein paar Stunden von meiner Heimat, auf dem Hochbirstling, stand ein gläserner Lärchenbaum. Er stand ganz auf der Höhe, wo man in sieben Thäler sieht, er war sehr groß und ästig, warf aber keinen Schatten, weil er ja von Glas war. Er stand seit Menschengedenken dort; Viele hatten ihn gesehen und ausgesagt, daß er sehr groß wäre und auf

dem Wipfel auch gläserne Vögel singen thäten. Er war aber von Menschenaugen nur am ersten April zu schauen. Am ersten April lag in der Regel noch so viel Schnee auf den Bergen und besonders auf dem Hochbirstling, daß es sehr mühevoll war, die Höhe zu erreichen wo der gläserne Baum stand. Trotzdem unternahm es mancher rüstige Bursche, hinanzusteigen, um den gläsernen Baum anzuschauen, und wenn er zurück kam, so sagte er nichts aus, als daß der Baum eben sehr groß wäre und keinen Schatten gäbe. Nur Einer war, der darthat: der gläserne Lärchenbaum auf dem Hochbirstling sei, wie alle anderen Lärchbäume auch, er wäre groß, hätte viele Aeste und auf dem Wipfel auch Vögel, seines Dafürhaltens aber wäre der Baum nicht von Glas, sondern von Holz, und zwar von Lärchenholz, wovon auch der Name Lärchenbaum herstammen dürfte.

Seit dieser Zeit verscholl die Sache. Im April aber schickt man noch heute den Narren, wohin man will.





Der Maibaum.

Zum Maiengruß ein frisches minniges Bild aus dem Leben. Wem es neu ist, der mag sich an der frohen Volkssitte ergötzen; wem es bekannt ist, der bedenke, daß auch der Mai Jedem bekannt ist und doch Keinem langweilig, wenn er sich wiederholt. Der Maibaum ist ja auch ein Stück Mai. —

„Bauer," sagt der Kleinhäusler Poldel, „was kostet der Baum, der oben im Schachen steht, wo sich die Wege kreuzen, der junge hochaufgeschossene Fichtenbaum?"

„An dem das Vogelnest ist?" entgegnet der Bauer.

„Schau, Bauer, hast Du ihn schon so genau beguckt?"

„Freilich, und mir scheint, Du hast's auch gethan, Poldel. Vielleicht nimmst einen Andern."

„Ich brauch' einen, der gut steht."

„Eh, das weiß ich, daß Du einen solchen brauchst. Für Welche denn, wenn man fragen darf?"

„Werden wir handelseins, Bauer, so sage ich Dir's. Was das Bezahlen anlangt: einen Tag zum Kornschneiden hast mich, im Sommer wenn's zeitig ist."

„Eine Red'! Poldel, der Baum gehört Dein. Für meine Dreifaltigkeit thut's auch ein anderer."

So wird's ausgemacht zwischen dem Großbauer und dem Kleinhäusler. Der Großbauer ist diesem weit über, an Bäumen und an Jahren. Er denkt nicht mehr d'ran, einem Dirndl den Maibaum zu setzen, er wendet seine Inbrunst bereits einem Andern zu und simulirt, wie er am ersten Maitage dem lieben Gott eine Aufmerksamkeit erweisen werde dafür, daß er es wieder Frühling werden lassen, daß er das Korn, welches im vorigen Herbst in die Erde gelegt wurde, wieder aus dem Grabe ruft und daß er den Bauer diese erfreuliche Zeit noch einmal ließ erleben. Vor dem Hofe auf freiem Anger steht eine kleine Capelle mit dem Bildniß der heiligen Dreifaltigkeit. Der Bauer wird im Walde einen jungen, schlanken Baum schlachten, wird ihn entrinden bis an den Wipfel, an diesem die grünen Zweige schmücken mit bunten Bändern und rothen Rosen aus Papier, und wird diesen Baum an der Dreifaltigkeits-Capelle aufrichten, daß es ein öffentliches Dankopfer sei, oder daß — wie einmal der

Hegel-Natz so unziemlich gesagt hat — die Leute sehen: der Großbauer bleibe dem Herrgott nichts schuldig und er bezahle den schönen Mai mit dem noch schöneren Maibaum. Denn um die künstlichen Blumen und Bänder ist der Bauer dem Herrgott „über“.

Dieser Maibaum braucht das Tageslicht nicht zu scheuen; am Vorabende des ersten Mai wird er gelassen und sorgfältig aufgestellt, und setzt's für die Arbeiter hernach ein gutes Vesperbrot. Und wenn dann in der Dämmerung die Fledermäuse hin- und herzufahren beginnen, sehen sie den Stamm, der so weiß ist, daß er ihren schwachen Augen weh thut. Also wär's, wenn die Menschen Mai machen müßten: lauter kahle, trockene Stäbe, lauter dürrer, buntbestrichener Flitter! Aber den lieben Gott freut der gute Wille doch, und reicher und gewaltiger an Schönheit und süßer Pracht läßt er den Lenz erstehen in den Thälern und auf den Bergen.

Jetzt aber, der Kleinhäusler Poldel, der muntere, lebfrische Bursche, der giebt seinem Maibaum eine andere Bedeutung und einen anderen Boden. Sein Maibaum muß wachsen über Nacht, wie Pilze wachsen nach einem Regen; keinen Spatenstich darf man hören, ohne alles Geräusch muß der schwere, schlanke Stamm emporgehoben und in die Grube gesenkt werden. Im Rübelhof ist sie daheim, die Kleine! die Liebe! Der Poldel ist schon so weit mit ihr in Richtigkeit, nur will sie's immer noch nicht recht

glauben, daß es sein Ernst ist. Uebermüthige Burschen machen oft Späße mit solchen Dingen und Mädchen, die d'rauf gehen, werden ausgelacht — und oft mehr als das.

Da kommt der erste Mai und mit ihm ein Landesbrauch, der dem Poldel Gelegenheit giebt, es öffentlich auszurufen: Er freit das Dirndl im Rübelhofe!

Im Walde oben, wo der Baum gefällt worden, wird er auch entschält — alles ganz heimlich — nur der grüne Wipfel mit seinen weichen Zweiglein und Kreuzlein bleibt gar sorgfältig geschont und hat sich der Poldl viel Tabakgeld kosten lassen, um ihn mit rothen und blauen Seidenbändern zu schmücken, vielleicht noch ein Herz oder einen Reiter aus Lebkuchen oder dergleichen hinaufzuhängen. Beim Entschälen des Schaftes wird geachtet, daß hoch oben ein paar Rindenkränze d'ran bleiben, die wie Kronen gezackt werden.

Die Kameraden sind bestellt, und kommt die Nacht, so tragen sie diesen Baum hinab in das Thal, und am Rübelhofe gegenüber dem Kammerfenster des Dirndls wird er aufgestellt. — Im Hause schläft Alles; der Kettenhund ist bestochen, die Arbeit wird mit Mühe vollbracht. Oft geräth es nicht, der Baum hängt, hängt nach einer Seite — das ist des Teufels. Noch öfter steht er gerade empor zum Himmel, und das ist — Gottlob — beim Poldel der Fall.

Nun — die Arbeit gethan — wird ein wenig geminnt. Der Bursche stellt sich ans Fensterlein und macht mit halblautem Geflüster seinen Spruch:

„Mein Herz und mein Sinn
Ist im Kamerlein drin,
Wia stell ih's denn an,
Daß ih nach eini kann?“

Junges Blut hat guten Schlaf, aber derlei weckt es doch. Nur ist das Dirndl im Rübelhof so schlau und meldet sich nicht, denn sie will noch mehr so Sprüchlein hören. Daher fährt er fort:

„Du herzi liabs Schatzerl,
Du Himmelschlüssl,
Steh' auf und mach auf
A kloanwinzigs Bissl.“

Inwendig ist ihr schon über die Maßen heiß, nach außen bewahrt sie immer noch die Ruhe.

Da singt er:

„Dirndl, bist stulz
Oder kenst mih nit,
Oder is däs
's recht Fensterl nit?“

Jetzt giebt's für sie kein Halten mehr, denn das letzte Liedel ist voll von Irrthümern. Sie kennt ihn recht gut und ist vor ihm auch nicht stolz, daher ist es wohl wahrlich das rechte Fensterl. Ein klein wenig thut sie den Schuber auf und flüstert heraus:

„Ih bin nit stulz
Ih kenn Dih wul,
Du bist da Bua,
Der kema sull.“

Weiter zu horchen geziemt uns nicht. Es muß uns genügen zu wissen, daß in stiller Nacht der Maibaum seine Weihe erhält. Und was die Nacht huldreich verhüllt, der Maimorgen macht es freudig offenbar. Als das Dirndl das Fenster aufthut, damit die Mailuft hereinkann — denn Alles trachtet an diesem Morgen der Frische zu, „Mailuft schöpfen! Mailuft schöpfen!“ — da sieht sie's: vor dem Fenster steht schlank und blank in der hellen Sonne das Ausrufungszeichen der Liebe!

Was sagen die Leute dazu? — Schau, schau, sagen die Leute dazu, und das ist sehr viel gesagt. Der Vater, die Mutter lassen ihr Töchterlein rufen.

„Vater, vielleicht hat's der Bruder gethan, er hat mich gern.“

„Der Bruder, mein Kind, der hat das nicht gethan. Schau hinüber dort an die Berglehne, vor dem Lehmerhof steht auch ein weißer Stamm. Das hat Dein Bruder gethan.“

„Mutter, so haben sie es unserer Magd gethan.“

„Leugne es nicht, Kind. Wenn's sein Ernst ist! Wir können es uns ja wohl denken, wer Dir den Maibaum gebracht hat. Aber sag' nicht zu früh Ja. Laß ihn neunmal fragen, bis Du Ja sagst. Im Ehestand kommt eine Zeit, wo er Dir das vorzeitige Ja vorhalten wird. Laß ihn neunmal fragen, damit Du ihm's vorhalten kannst.“

Das thut sie. Schon am nächsten Sonnabend kommt er und frägt sie neunmal rasch hintereinander. Nach dem neuntenmal sagt sie ebenso rasch: ja. Der Vogel, der oben im Wald sein Nest gebaut, hat den schlanken Baum nicht vergessen, er muß ihn wohl noch am Wipfel erkennen, denn er fliegt um den Maibaum, daß seine Flügel an die zitternden Bänder schlagen ....

Wenn Ihr, liebe Freunde, im Frühsommer durchs schöne steierische Land fahret, so seht Ihr in den Dörfern die weißen Schäfte mit den buschigen Wipfeln hoch aufragen über die Dächer. Ihr wisset nun, daß sie entweder frommen Sinn bezeigen oder helles Liebesglück bedeuten. Auch die Wirthshäuser stellen mitunter Maibäume auf, um Gäste herbeizulocken. In einzelnen Gegenden pflegt man mit Wein gefüllte, gut verkorkte Flaschen an den Wipfel zu hängen, die dann im Frühherbst, wenn der Baum umgelegt ist, ausgetrunken werden sollen. Solcher Trunk ist für allerlei Herzweh gut. Manchmal sind auch schlimme Sachen an dem Wipfel, Sachen zu Hohn und Spott, denn so ein Maibaum verdankt seinen Ursprung mitunter der Eitelkeit, der Eifersucht, der Tücke 2c.; das Bauernherz hat mehr Kammern als vier.

An Maibäumen ist schon manche fröhliche, aber freilich auch manche tragische Dorfgeschichte gewachsen. Von schlimmer Bedeutung ist ein verstümmelter Maibaum. Es geschieht oft, daß er schon in der

ersten Nacht, oder in einer späteren — denn er steht über den Hochsommer hinaus — von boshafter Hand, zumeist aus Eifersucht, beschädigt wird. Da hängt er am Morgen entweder nach einer Seite hin — schief und quer, wie ein Strich durch die Rechnung, oder der weiße Stamm ist beklext, es flattern an ihm schmutzige Fetzen, oder er ist gar aus seinen Grundfesten gehoben, auf den Boden hingeworfen worden, und sein Wipfel ist zerzaust, geplündert, ist vielleicht vom Stamme getrennt, auf den Dunghaufen hingepflanzt und geziert mit zweideutigen Symbolen. Und der Baum, der von einem lieben Burschen dem Dirndl zur Ehre aufgestellt worden, wird nun ihr zum Schimpf, der nimmer vergeht. „Ei, schau! Ei, guck! Das ist Die mit dem verstümmelten Maibaum!“ Das Wort verfolgt sie so lange, bis sie sich in die Arme des Ehemanns zu retten vermag. Nach Einer mit verstümmeltem Maibaume ist aber keine große Nachfrage; der ursprüngliche Geliebte wird nachdenklich und argwöhnisch. „Ganz ohne Grund kann's doch nit sein! Es muß was dahinter stecken!“ Wenn's auch noch zur Heirat kommt, die reinen Freuden sind dahin. Und so braucht man gar nicht abergläubisch zu sein, um in der Verstümmelung eines Maibaumes schlimme Vorbedeutung zu sehen.

Ich weiß etwas von zwei Männern. Die gingen in einer Nacht nebeneinander über den Feldweg.

Der Eine war groß, hatte übermäßig breite Schultern. Der Kopf, auf dessen Nacken ein zerschlissener Hut saß, war stark nach vorn eingeknickt. Er hatte eine scharfkrumme pfusternde Nase und unter derselben einen buschigen Schnurrbart, der in der Nacht schwarz, beim Tage aber grau war. Er hatte nur noch das rechte Auge, das linke mußte er einst in seiner Jugend der Herzliebsten opfern, oder vielmehr dem wüthigen Nebenbuhler, der es ihm bei einer Rauferei aus der Höhle schlug. Das war der Holzknecht-Werfel.

Der Andere war ein schlankes behendes Bürschchen, aufrecht wie ein Kerzlein, hatte den halb städtischen Hut tief in die Stirn gedrückt und machte zwei schlenkernde Trittchen, so oft der Große mit seinen krummen, hageren Beinen und mit Stütze des Stockes einen schwerfälligen Schritt that. Der Kleine war der Schuster-Sydel.

Sie waren am Kreuzwege zusammengetroffen.

„Schuster-Sydel!“ sagte der Holzknecht, „wo gehst denn heut' noch hin — so spat?“

„Ich hab' Dich auch nit gefragt, wo Du hingehst,“ antwortete der Andere.

Sie gingen nebeneinander, und so oft sie an eine Wegzweigung kamen, hoffte Jeder, der Andere würde abbiegen. Aber sie gingen nicht auseinander, sie hatten den gleichen Weg, und der führte sie zum Kogelhof.

„Bist jetzt da daheim?“ fragte der Schuster.

„Bist Du jetzt da daheim?“ fragte der Holzknecht.

„Bei der Nacht brauch' ich keinen Schatten,“ sagte der Schuster.

„Hab' ich Dich gebeten, daß Du neben mir dahergehen sollst?“

Beide blieben stehen. Sie standen unweit dem Kammerfenster der schönen Haustochter Thrinel.

„Ich glaube gar, der alte Schragen will auch noch zum Fenster!“ knurrte der Schuster.

„Schenirt Dich das? Mich nit, und ich denk', sie auch nit.“

„Du Werfel! Bei dem Fenster hast nichts zu thun, das sag' ich Dir!“

„Höllsaggra!“ fluchte der Holzknecht und schwang seinen Stock, „ich will Dir weiterhelfen!“

Im selben Augenblicke ertönte vom Hofe her eine derbe Stimme:

„Wart's, Ihr Kater, Ihr verliebten, ich will Euch Sauborsten in die Haut schuissen!“

Die beiden Männer stoben auseinander, und nun sah man's, wie flink auch der Werfel noch laufen konnte.

Die Thrinel weinte die halbe Nacht darüber, daß der Vater den Sydel verscheucht hatte, dessen Gasselsprüchen sie so gerne lauschen mochte.

Einer der nächsten Tage brachte den Mai. Als die Thrinel ihre blauen Augen aufschlug, stand

draußen vor dem Fenster im goldenen Morgensonnenschein ein Maibaum.

Sie erschrickt in heißer Freude; der ist vom Sydel. Aber geht denn ein Sturmwind, daß der Baum so zittert und wankt? Sie eilt ans Fenster, da sieht sie es, am Fuße des Maibaumes ringen zwei Männer. Der Sydel und der alte Werfel. Den Baum haben sie in der Mitte und ringen mit verbissenen Flüchen. Der Werfel will den Stamm aus der Erde heben, der Andere sucht ihn zu halten, zu schützen. Aber der Holzknecht weiß besser umzugehen mit den Bäumen, als der Schuster — der Stamm hebt sich, noch ein Ruck! er wankt, neigt sich, fällt und reißt die beiden Kämpfenden mit zu Boden. Ein dumpfer Schrei, ein Blutstrom aus dem Munde des Werfel — der Baum ist ihm auf die Brust gefallen.

Die Leute eilen jammernd zusammen. Die Thrinel stürzt hin auf den Sterbenden, herzt ihn, küßt ihn, als wäre es der Andere.

„Ich habe genug," stöhnte der Werfel, „Thrinel, dieses Blut, das ist ein schlimmes Blut gewesen. Legt's mich tief in die Erden, daß ich die Weiber in Ruh' laß. Thrinel, geh' zum Andern, der ist noch gesund."

Vor wenigen Jahren hat sich das zugetragen in einem Hochthale der Steiermark. Der Schuster wollte die Bauerstochter hierauf zum Weibe haben.

Sie sagte: „Ich bin Dir nicht feind, Sydel, aber ich nehm' Dich nicht. Der Werfel thäte zwischen uns stehen ...“

So hatte sie der Alte herumgekriegt. Einen, der ihretwegen lebt, thatet und leidet, können die Weiber vergessen, aber Einen, der ihretwegen stirbt, den vergessen sie nicht. Frischt schon nicht immer die Liebe das Gedenken auf, so thut's doch die Eitelkeit gewiß.

Es giebt Leute, denen die Liebe ohne öffentliches Ausrufungszeichen besser behagt.

„So warm is ka Feuer,
Ka Gluath is so hoaß,
Als wia hoamliche Liab,
Von der Neamand was woaß.“

Oder:

„Wia stiller die Nacht,
Um so schöner sein d'Stern,
Wia hoamlicha d'Liab,
Desto mehr hab' ih's gern.

Ih thua Dih wohl liabn,
Aba sagn därfst es nit,
Wan's d'Leut amal wissn,
Nachher mag ih Dih nit.“

Für diese Art der Liebe ist der Maibaum nichts, sie hat nicht die Wege und nicht die Absicht, den Priester am Altare in ihre Sache dreinreden zu lassen. Ein Maisträußlein von Veilchen und Rosenknospen, das in heimlicher Nacht der Bursche der Auserwählten ans Fenster steckt, hat für Manche mehr Anwerth,

als der hochragende weiße Baum, aber das heimliche Sträußchen — ich möchte es trotzdem der Jungfrau nicht rathen — es ist ein gefährlich Ding. Aus dem Maibaume kann man Brautstäbe schnitzen, wie solche früher als Zeichen der Würde des Ehestandes getragen worden sind. Der Strauß welkt aber, und wenn man seine dürren Blätter ins Gebetbuch legt und sie in späteren Tagen wieder ansieht, so muß man dabei weinen.

Ein junger Bauerndichter hat einst seiner Liebsten den Maibaum unter Couvert geschickt:

„Der Mai, der schöne Mai
Is erfreuliche Zeit,
Is die ganz Welt voll Liab
Und voll Lustbarkeit.

Im Wasserl drein glanzt's
Und in Lüften is 's z'hörn,
Auf'n Bamerl steht's g'schriebn,
Daß Du mein sollst wern.

Es sung schon däs G'sangl,
Es sung schon dä Weis
Der Adam und d'Everl
Im Paradeis."

Dieser Maibaum oder Maistrauß ist bis heute noch nicht verdorrt; der Poet hat die Braut zum rosengeschmückten Altare und von demselben in sein Haus geführt. Das Haus wird beschützt von einem stattlichen Fichtenbaume, der im Sommer die Blitze wehrt, im Winter die Stürme, und im Frühlinge in grünender

Tummelplatz ist all den munteren, jubelnden Vöglein, die das stille häusliche Glück hell hinausschmettern unter dem blauenden Himmel über die blühende Erde. Ist er Euch recht, dieser Blick auf das aus der Mode gekommene Eheglück? Ich sage Euch das: der wahre Liebes-Mai unseres Lebens liegt in der Ehe. Alles Andere ist — April —!





Pfingsten.

Besondere Pfingstbräuche kommen in meinen Gegenden nicht vor. Nur daß in der Kirche der „Heilige Geist“ durch ein Loch des Emporiums herabgelassen wird. Der „Heilige Geist“ in Gestalt einer fliegenden Taube, welche mit einem Blumenkranze aus gemachten Rosen umkränzt ist. Er hängt in solcher Gestalt von Pfingsten an über den ganzen Sommer im Kirchenschiff.

Im Uebrigen klebt gerade an dem reinen lieblichen Pfingstfeste viel Aberglauben.

Zwar sind gegenwärtig auch im Dorfe und im Walde die Hexengeschichten nicht mehr recht in der Mode, und will das alte Mütterlein beim Rocken zuweilen so ein wunderliches Märlein auftischen, da schlafen die Zuhörer dabei ein. Es sind ewig dieselben langweiligen Geschichten vom Verwünschen und Verhexen und Teufelholen.

Zu Pfingsten aber ist in einzelnen Gebirgsgegenden Hexensabbath noch heutzutage. Da wird das Andenken an Hexerei und Zauberei wieder lebhaft aufgefrischt und die Leute erzählen sich am Vorabende unter der säuselnden Linde wunderbare Dinge, die einst an diesem Tage in der Gegend geschehen sein sollen. In der Regel kennt der Aberglaube im steirischen Gebirge heutzutage noch zwei Gattungen von Hexen: die Wetterhexen und die Butterhexen. Die erstere Gattung gründet sich auf Bosheit, die andere auf Habsucht.

Soll's nur versuchen, der Reithofbauer, soll der hinkenden Lise etwas in den Weg legen — soll ihr einmal das Stück Milchbrot verweigern, um welches sie zuspricht; soll ein wenig Spott mit ihr treiben und sie ins Gelächter bringen — wird schon sehen, was geschieht!

Hat sie der Bauminger einmal mit einer Kröte geneckt, die er ihr auf den Nacken gelegt, daß sie vor Schreck fürchterlich aufgeschrien. Darüber hat alles gewaltig gelacht, nur sie selber nicht. Sie hat den Leuten gedroht mit der Faust! „Wartet, wartet, Ihr sollt mir denken an die alte Lise!"

Und darauf am Pfingstsonntag, als ein fürchterliches Hagelwetter niederging über die Gemeinde, alle Fensterscheiben in tausend Trümmer und die grünende Saat zolltief in den Erdboden schlug — da haben sie gedacht an die alte Lise! Die Leute

haben die Schloßen untersucht, haben in denselben Haare gefunden, graue Haare, wie sie die Lise am Kopfe trug. Da bedurfte es keines weiteren Beweises mehr — das Wetter war gehext — gehext von der alten Lise.

Hatte diese doch während des Ungewitters aus dem Fensterchen ihrer Hütte geguckt und gekichert. Freilich war ihr Krautgarten auch verwüstet, aber ein Narr wäre sie gewesen, hätte sie den unversehrt gelassen; eigener Verrath; in der ersten Stunde hätte man sie gesteinigt.

In der zweiten wollte man's auch so thun, aber der Kreuzstindl sagte: „Steinigen, das ist keine Sach'; das ist bei Hexen nicht der Brauch; ist aber Holz zum Scheiterhaufen vonnöthen: in meinem Wald giebt's dürre Bäum' genug. Geb sie recht gern für die gute Sach."

„Ist nichts!" sagte hierauf der Herr Pfarrer kopfschüttelnd, „verbrennen, das thät die Gemeinde wohl in üblen Geruch bringen."

„Freilich wohl ja," entgegneten Einige darauf, „Hochwürden haben recht, das wär' ein schöner Gestank!"

„Geht mir weg, Ihr Narren," rief der Pfarrer, „die alte Lise Wetter machen? Die ist froh, wenn sie all' Tag ihr Schöpplein Luft mag schnappen. Ganz wo anders steckt der Haken, Eure Sünden sinds! Die sind die Hexen! Ja, wenn da der Herrgott nicht dreinhaut . . .!"

Aber wenn's schon keine Wetterhexen mehr giebt, so leben doch Butterhexen; man weiß es ja, sie leben in der Gegend, im Dorf, man könnte mit Fingern sie zeigen.

Betagte Bäuerinnen sind's gewöhnlich; die wissen ein Gebetlein, mittelst welchem sie die fette Buttermilch aus den Eutern ihrer Nachbarskühe in die Euter ihrer eigenen Kühe zu übertragen vermögen. Ich weiß das Gebetlein, mag's aber nicht aufschreiben — ist auch streng verboten.

Aber von der alten Huberin schreibe ich etwas auf. Die Huberin hat alljährlich drei Centner Rindschmalz verkauft und sie hat doch nur zwei Rinder gehabt, eine Kalbe und einen Stier.

Da sind denn die Leute auf den Gedanken gekommen, die alte Huberin dürfte eine Butterhexe sein. Um sich aber davon gewissenhaft zu überzeugen, haben sie durch eine von der Sonne gezogene Bretterfuge — denn nur durch eine solche kann man Hexerei beobachten — geguckt und gesehen, daß die Huberin nicht blos die noch jungfräuliche Kalbe, sondern auch den Stier molk. Und sie molk sich einen so gewaltigen Kübel Milch, als wären dazu die Euter aller Nachbarskühe in Anspruch genommen worden.

Mein Gott, da war freilich kein Zweifel mehr, daß sie eine schlimme Butterhexe, umsoweniger, als zur selben Zeit alle Kühe der Nachbarschaft nur wenig Milch gaben. Gar aus der Futtergabel und

dem Besenstiel soll die Alte die Milch ihrer Nachbarn herausgemolken haben.

Diese Abzapfung der Milch von den Kühen der Nachbarn nun geschieht nach alter Sage gewöhnlich am Pfingstsonntag Morgens, einer Zeit, welche überhaupt den Hexen sehr günstig ist. An diesem Morgen verwandelt sich die Hexe in irgend ein fliegendes oder kriechendes Thier und saugt als ein solches den Kühen auf der Weide die Milch und das Fett aus. So ist es geschehen, daß am Pfingstsonntag sogar Hasen und Rehe aus dem Walde hervorgekommen sind und an den Eutern der Kühe ihr Frühstück getrunken haben.

Abergläubische Leute behalten deswegen am Pfingstsonntage ihre Rinder stets im Stalle. Jedoch der Waldtoni läßt sie auf die Weide, hütet sie aber mit einem Schießgewehr und brennt jeden Hasen nieder, der quer über die Weide läuft.

Wenn ihn der Jäger darob zur Rede stellt, so erzählt er diesem die Geschichte von seinem Urgroßvater.

Sein Urgroßvater, der hat einmal am Pfingstsonntag schon zur frühen Morgenstunde im Walde seine Kühe gehütet. Wie er so im nassen Grase herumsteigt und seine Morgenandacht verrichtet, sieht er plötzlich über seinem Haupte hoch einen mächtigen Lämmergeier schweben. Ist ein Raubthier, denkt er sich, und schießt. Getroffen hat er und niederfährt

das Thier wie ein Donnerkeil. Wie es aber am Boden liegt, da ist's kein Lämmergeier mehr, sondern die Frau Nachbarin, die auf der Stelle verblutet.

Ist eben auch eine Butterhexe gewesen, die Frau Nachbarin — hat's abgesehen gehabt auf die Rinder des Hirten — da ist ihre Zeit aus gewesen — hat sie die Kugel getroffen — hat sie der Teufel geholt, wie er Alle holt, denen er früher das oben erwähnte Gebetlein gelehrt hat.

Solche Geschichten erzählt man sich im Waldhause zu Dutzenden am freudenreichen Pfingstfeste. Sie müssen geschehen sein, denn die alten Leute haben es gesagt — und sie werden geschehen sein, sonsten hätten es die alten Leute nicht gesagt. Alle im ganzen Hofe glauben daran, nur der kleine Schulbub nicht; der ist sonst ein guter Junge, aber man weiß es nicht, von wem er's hat — so alte Geschichten lacht er gottlos aus, sammt den Erzählern.

„Oh, man weiß wohl, von wem er's hat!“ eifert der Meßner, „der Schulmeister verdirbt ihn. Es ist ganz schrecklich, was die jungen Leute heutzutage ungläubig werden!“





Der Kranzeltag.

Ein ordentliches Mädchen liebt Frohnleichnam oder einen Junggesellen. Ist letzteres der Fall, so frägt man nicht mehr viel nach dem ersteren — darf auch nicht mehr viel darnach fragen.

Das Frohnleichnamfest ist der Prüfstein für die Tugend junger Mädchen, und jedes, das sich der Jungfräulichkeit noch bewußt, muß davon an diesem Tage Bekenntniß ablegen, vor Gott, der's ohnehin weiß, und vor den Menschen, die's gern wissen möchten.

Nach altem Herkommen hat in vielen Gegenden der Steiermark am Frohnleichnamstage ein Mädchen die Pflicht, mit einem naturgrünen Kranz auf dem Haupte zur Kirche zu gehen und so vor der Gemeinde ein erneutes Zeugniß seiner Jungfräulichkeit abzulegen.

Ein naturgrüner Kranz ist seit jeher das Zeichen wahrhafter Reinheit gewesen; es liegt eine gar hohe Weihe in einem solchen Kranze, und wer ihn unbefugt sich auf das Haupt legte, dem würde er zum ewigen Brautkranze für die Hochzeit mit dem Bösen. — So lautet der Glaube.

Wenn sonach ein Mädchen, und mag bisher sein Wandel noch so ehrbar gewesen sein, am Frohnleichnamsfest ohne Kranz zur Kirche kommt, so setzt es sich dem Arg aus.

Aber daß auf dieser Welt so Manches übel eingerichtet ist, das läßt sich nicht leugnen. So ist leider Frohnleichnam der beweglichen Feste letztes im Jahre. Ihm weit voraus zieht der heidnische Fasching. Da hängt die Jungfrau unter berauschender Musik am Arme des Burschen, legt ihr Köpfchen — da braucht kein Kranz darauf zu sitzen — an seine hohe lebenwogende Brust. Er schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, hebt sie, die leichtfüßige Tänzerin, empor zu seinem Munde, noch höher — gar bis zum Himmel.

Dem Fasching folgt das mit Weihschinken und rothen Eiern schwer beladene Ostern; dann kommen die warmen, gedeihlichen Tage der Maien und die still lauschigen, geheimnißreichen Nächte der Pfingsten. Ein Wunder der Vorsehung ist's, wenn über all das hinaus das Kränzlein frisch mag verbleiben auf den Haaren des Mädchens.

Desweg erzähle ich, daß zur Zeit des Frohnleichnams gar manch hübsches Kind in bitterer Bedrängniß ist.

Wie bist Du in der Klemme, lieb holdes Gretchen! Bist eingeladen, daß Du im weißen Kleide und mit dem grünen Kranze sollst erscheinen vor des Herrn Altar — vor dem göttlichen Bräutigam der Jungfrauen rein. Hat Dir der Vater bereits dazu weiße, feine Schlesinger Leinwand gekauft, und ein Seidenband, so flammend roth, wie das heilige Herz. Hat Dir die Mutter den Rosmarin aufgezogen im Garten, bindet jetzt Reseda und Herzenstrost dazu, und die kleine Schwester will Dir den Kranz in die weichen, goldfarbigen Locken heften. —

Und Gretchen weiß nicht, woran sie ist. Es ist so sonderlich zugegangen in der letzten Zeit. Der Donnersbacher Hans ist ihr auch so nachgeschlichen, da ist sie geschlüpft in die Futterkammer hinein, daß er sie nicht sollt' erlangen.

Aber wie man in der Angst schon auf alles vergißt — den Riegel hat sie nicht vor die Thür geschoben, und so ist der Donnersbacher richtig schauen gegangen, wie viel sie Futter haben bei Gretchens Vater. Und wie's schon dunkel ist in so einer Kammer, daß sich Eins gar nicht mehr auskennt, ist der Schnurrbart des Hans halt an Gretchens Näschen ein klein wenig angestrichen. Das Mädchen hat sich wohl gleich mit der Schürze den

Mund gewischt, aber — kurz, 's ist eine große Frag', ob der grüne Kranz von Rechtswegen noch auf das Köpfchen gehört.

Laßt sie den Kranzelgang bleiben, so droht der Vater, zankt die Mutter, daß es ein Graus ist, und Einer zeigt zuletzt gar mit dem Finger auf sie, so wie er es vor einigen Jahren der Brandner Therese, die ohne Kranz in die Kirche kam, gemacht hat; sagt er vor der ganzen Gemeinde: „Schaut's die Theres an, aus einem Röserl ist ein Hetschepetsch geworden!"

Nun, und läßt es Gretchen nicht bleiben, sondern stellt sich in die Reihen der Jungfrauen vor den Altar, so — was wird der junge Donnersbacher denken? — Das ist eine Saubere, jetzt will sie unsern Herrgott betrügen, und er hat doch gotteswahrhaftig alles besser gesehen, als wir selber.

Aber Gretchen läßt vor Frohnleichnam von all dem nichts merken; emsig näht und bügelt sie ihr weißes Kleid, ziert es mit dem rothen Seidenband, frischt den Rosmarinstamm auf und thut alles bereit in ihrem Kasten.

Und am Frohnleichnamsmorgen, wie die goldene Sonne aufleuchtet und Alle ihre Festkleider hervorholen — siehe, da hat Margarethe auf einmal den Schlüssel zu ihrem Kasten nicht. Sie muß ihn aus dem Säcklein verloren haben, sie sucht am Herd, sucht am Brunnen, sucht im Stall in ihrem Bettstroh, im Speisschrank, auf der Salzstelle — wie

wenn der böſ' Feind drauf thät ſitzen, der Schlüſſel iſt nicht zu finden.

Das iſt eine rechte Schererei, jetzt weiß ſie die Kleider nicht zu kriegen aus dem Kaſten. Daſſelb' ſagt ſie gleich, aufbrechen läßt ſie ihn nicht, den ſchönen Nußbaumnen, nein, da bleibt ſie lieber zu Hauſe. Morgen holt ſie den Schloſſer.

Ergeben zieht Margarethe ihre Hauskleider an; kommt aber wer in ihre Nähe, ſo zankt ſie laut mit ſich ſelbſt: „Gar ſo unachtſam! Den Schlüſſel verlieren! Den Kopf möcht ich mir herabreißen!“ Kaum aber die Kirchleute fort ſind, zieht ſie luſtig den Schlüſſel hinter ihrem Buſentuch hervor und die — Klippe iſt umſchifft.

Bärbchen hingegen hat ſolche Schliche nicht vonnöthen. Die iſt in den Winterabenden, während Andere auf Tanzböden und weiß Gott wo herumgehüpft, hübſch daheim in ihrer Kammer geblieben und hat geſponnen Fäden und fromme Gedanken.

Und als dann nach der Faſtenzeit die anderen jungen Leute mit den hart geſottenen Oſtereiern herumſcherzten, ſich neckten und die Eier aneinander verſuchten, welches zuerſt breche, dann um dieſelben ſich balgten, bis die Dingelchen ganz zerdrückt und zerknadelt waren, zutiefſt in den Dotter hinein — ſchlug Bärbchen die ihrigen am Bettſtufen auf und aß ſie ruhig und allein. Und an den warmen Maitagen, wenn ihr Burſchen luſtige oder ſpöttiſche

Grüße zuwarfen, gab sie keine Antwort, und wenn irgend Einer gar einmal sorglich ihr verschobenes Busentuch zu ordnen versuchte, so konnte es sich zutragen, daß aus ihren runden Armen schöne frische Ohrfeigen hervorwuchsen. Und in den stillen Pfingstnächten betete sie zum heiligen Aloisius.

Den heiligen Aloisius, welcher mit seinem Lilienzweig über ihrem Bette steht, hat sie vom Caplan. Ich weiß es nicht, aber der Weidknecht, der ihr zum Bilde den Rahmen gemacht hat, behauptet, das Bildniß sei ein Conterfei.

Nach einem inbrünstigen Abendgebete vor diesem Bilde hat Bärbchen süße Träume: sie ist die Braut Christi und mit der Krone der Unschuld geziert thront sie auf goldenen Wolken. Ganz oben sitzt der liebe Gott, ein klein wenig tiefer steht der Herr Caplan, gleich daneben schwebt sie, die Bärbel, und tief unten erst sind die sündigen Menschen.

So geht es und so kommt der Frohnleichnamstag.

Die Procession zieht mit Fahnen und Kreuzen und hochgehobenen Frauenbildern über die grünende Au; die Musikanten blasen und trommeln darein, daß man nicht einmal die Thurmglocken hört und doch ziehen die Schulbuben mit aller Lebenskraft an den Stricken und freuen sich, daß heute ihr Dasein vor der ganzen Gemeinde einen so guten Klang hat.

Den Musikanten auf dem Fuße folgt der „Himmel“ von vier würdigen Rothmänteln getragen. Der blaue Himmel da oben ist doch schon gar zu alt und voll Wolkenflecken über und über, und jeder Heide und jeder Jude nennt ihn sein Dach; das ist kein Himmel für Frohnleichnam, und so hat sich die Gemeinde einen angeschafft von rother Seide.

Die kleinen Ministranten haben heute schwere Kränze auf den Köpfen; sie stellen die Engel Gottes vor, schellen recht tüchtig mit den Glöckchen und spähen unterwegs ins Gebüsch nach Vogelnestern.

Der Meßner und die Kirchenpropste in bunten kirchlichen Gewändern umkreisen den Herrn Pfarrer und hüllen ihn in Weihrauchnebel ein.

Dann kommt im Zuge zwischen Fahnen das vergoldete Bildniß der unbefleckten Empfängniß auf der blauen Weltkugel; diesem folgt die Schaar der Jungfrauen.

Das „Kranzelkleid“ des Bärbchens ist nicht nach eitel Mode mit Spitzen und Seidenbändern behangen, ihr Haargeflecht ist nicht geschnörkelt und gekünstelt, wie das der anderen Mädchen: Alles an ihr ist einfach und würdig und ihr däucht, der Rosmarinstamm in ihrem Haare hebe wie durch ein Wunder an zu wachsen und neu zu grünen.

Bärbchen blickt gar Niemanden an; sie schlägt entweder die Augen demuthsvoll zur Erde oder empor zum Himmel, wo ihr Bräutigam throut. Sie

freut sich heimlich ihrer frommen Gesinnung und denkt: ich bin die Demüthigste unter Allen.

Den erwachsenen Jungfrauen folgen die unerwachsenen Mädchen von etwa fünf bis zwölf Jahren — diese tragen ihre Kränze mit Recht. Sie gucken umher, ob nicht etwa Jemand auf sie hinsieht, und da das schier Keiner thun will, so wenden sie ihre Köpfchen und beschauen sich selbst.

Dann kommen die Männer und die Junggesellen. Warum tragen die Junggesellen keine Kränze? Warum ist es den Junggesellen erlassen, ihre Junggesellenschaft öffentlich zu bekennen?

Gut, daß die Zungen das Gebet auswendig kennen, die Augen und Herzen sind alle um einige Dutzend Schritte voran, bei den erwachsenen Jungfrauen. Gar manche Bemerkungen machen die Burschen zu einander, als wüßten sie über Manche verläßlichere Zeugenschaft abzulegen als das Kränzlein.

Nach der männlichen Abtheilung kommen die betagteren Weiber, schleppen ein großes Bild der heiligen Mutter Anna mit sich. An diesen Frauen erweist sich das System des Vor- und Nachbetens als besonders vortheilhaft, da ihnen nach jedem Vaterunser einige Secunden bleiben, um sich über den Anzug, das Verhalten, die Sittsamkeit und sonstige Zustände der voranziehenden Jungfrauen und Männer zu verständigen.

Ist die lange Reihe zu Ende, so humpelt zuletzt etwa noch ein altes Mütterlein nach. Am Stocke schleppt es sich, ein braunes grobes Kleid hat es an, auf dem weißen Haar liegt ein Kranz von Lärchenreisern. Diesen Lärchenkranz haben ihr gestern die kleinen Urenkel gewunden.

Es ist vielleicht der beste von allen.



Die Sonnenwende.

Wie das bürgerliche Jahr doch nur zu seiner unbegründeten Eintheilung gekommen ist! Die eigentlichen Zeitpunkte sind stets nur die Tage der Sonnenwende. Und wo diese Zeitabschnitte aneinander gefügt sind, da läßt es sich nach dem alten Glauben des Volkes ein bischen durch die Fugen gucken in das Wunderland hinaus, in die Zukunft; und durch diese Fugen dringt manch magischer Lichtstrahl herein in unser einförmiges Leben.

So eine Fuge ist die Thomasnacht, in der ein altes Weib doppelt sicher Karten aufschlägt und das verliebte Mädchen doppelt angelegen den heiligen Thomas frägt, wo der Gerber ist, der das Leder gerbt, aus welchem der Schuster ihre Brautschuhe machen soll.

Und so eine Fuge ist der Tag Johannes des Täufers, an welchem die Sonne nach dem Bauern-

kalender zuhöchst am Himmel steht, um sich nun zu wenden und den Tag nach und nach wieder kürzer zu machen. Nur bis zu diesem Tage ist die Sonne Jungfrau; was sie bisher zum Grünen und Blühen gebracht, das muß sie nun allmählich reifen; sie lächelt nicht mehr so minnig auf die Blumen, sie wird praktisch und reift Früchte.

Die Sonnenwende selbst aber, der Moment der Umkehr, in welchem „das Tagesgestirn übernatürlichen Einfluß auf die ganze Welt übt", ist seit alten Zeiten im Volksglauben von tiefster Bedeutung.

In unseren Alpen können zur Sonnenwende drei wunderliche Dinge gethan werden. Da kann man die Natur beschwören, in die Zukunft sehen, und noch etwas, was Gott-Vater im Himmel nicht kann, nämlich, Geschehenes ungeschehen machen.

Die Natur beschwören, das ist gar nicht einmal so schwer. Da macht der Landmann am Sonnenwendvorabend auf seinem Getreidefelde Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er das nun auflodernde Feuer, hübsch kreuzweise natürlich, mit grünem Tannenreisig, feuchtem Moos und Heidekraut.

Auf diese Art wird die Natur beschworen. Vom Feuer steigt sofort dichter, geweihter Rauch auf, und

dieser streicht über das Kornfeld, verbindet sich mit den Wolken und macht dieselben unschädlich.

Recht gut und nützlich ist auch das Springen über dieses Sonnenwendfeuer, denn wer es zuwege bringt, ohne sich dabei das Kleid zu versengen, dem kann im ganzen Jahre hindurch kein Fieber beikommen.

Auch pflegt man blauen Rittersporn in das Feuer zu werfen und dabei den Spruch zu sagen:

„Brenn', Kräut'l, brenn',
Das Unglück soll vergeh'n.
Heiliger Sanct Veit,
Schick' uns a Scheit.
Heiliger Sanct Florian,
Zünd' uns ein Feuer an,
Dann steigt der weiß' Rauch
Zum Himmel hinauf,
Und der weiß' Rauch soll verehren
Gott unsern Herrn!" —

Ein wenig complicirter als das Feueranzünden ist schon das Indiezukunftsehen. Scharfe Brillen sind nicht genug, es gehört auch ein guter Glaube dazu.

Es giebt auf dieser Welt wirklich noch Mädchen, die keinen Liebhaber haben, trotzdem aber gern etwas von ihrem Zukünftigen wissen möchten.

So begiebt sich nun das Töchterlein unserer lieben Mutter Eva zu einem Teich oder See, der eine ruhige Spiegelfläche hat. Und wenn das Mäd=

chen anders den rechten Moment der Sonnenwende trifft, so sieht es aus dem Wasserspiegel niemand Anderen herauslächeln, als ihren künftigen Liebes- und Lebensgefährten.

Da hat es die bildschöne Josefa Berger eigen getroffen. Der Haberhofer-Toni, ein prächtiger Bursch um und um, ist in sie verliebt gewesen. Durch den Zaun hat er allfort geguckt, aber das Gucken ist ihm zu wenig gewesen; sagen hätt' er ihr's mögen, daß sie vom Fuß bis zum Kopf sein Mädel werden sollt'. Tage und Monate lang hat er sich das vorgenommen; war aber der Schick da, daß er ihr die Erklärung hätte machen können, so fiel ihm immer das Herz in die Hosen hinab.

„Alle zehn Finger hack' ich mir weg, wenn ich es morgen noch nicht sag'!“ schwor er sich oft in einsamen Nächten, aber es kam das Morgen und der Toni sagte noch nichts und er hackte sich keinen Finger weg.

Als nun aber der Sonnenwendtag nahte, fiel dem schlauen Burschen was ein. Die Josefa Berger, denkt er sich, geht zur Sonnenwende gewiß hinaus zum Waldteich, um den Künftigen zu sehen. — Da geh' ich auch. — Der Teich ist nur an einer Seite, wo am Ufer eine alte Linde steht, zugänglich. Schon am frühen Morgen soll der Toni auf der Linde gesessen sein und geguckt haben. Zur Mittagszeit, wie es schon heiß und still wird ringsum, sitzt er noch

auf der Linde und ißt sein Stück Brot. Und als er das Brot gegessen hat, sitzt er wieder den ganzen Nachmittag auf der Linde und guckt und späht. Aber die Josefa Berger will nicht kommen. Denkt denn Die gar nicht an einen Mann? — Doch als es schon zu dunkeln anhebt, da rauscht es im Gebüsch, da kommt sie. Sie dreht das Köpfchen ängstlich hin und her, sie eilt wie ein Rehlein flink an das Ufer des Teiches. Der Toni sitzt gerade über ihrem Haupte auf einem weit vorspringenden Ast und sieht ins Wasser. Das Mädchen legt ihre beiden Hände an den Busen, wie wenn ihr das Herz wollte zu hüpfen anheben. Sie sagt leise den Spruch:

„Du Wasserwell', ich tritt Dich,
Du heiliger Johanni, ich bitt' Dich,
Laß mir erscheinen
Den herzliebsten Meinen!"

Sie blickt in den Wasserspiegel — sieht aber nichts. Der Toni beugt sich auf seinem Ast weiter vor; sieht sie ihn denn noch nicht im Wasser? Er legt sich noch weiter hinaus — da kracht der Ast und der Toni stürzt gerade vor den Augen der Josefa Berger kopfüber in den Teich. Eine weiße Perlengarbe spritzt empor, wo er hineingefallen ist; da zappelt er nun und zappelt sich mit großer Noth ans Ufer — und das Mädchen ist erschrocken bis zum Umsinken. — Das Liebesfeuer des Toni Haberhofer ist zum Glück im Wasser nicht gelöscht worden,

und die Josefa Berger hat in den Wellen richtig ihren Bräutigam gesehen.

Sie hat eben den rechten Moment der Sonnenwende getroffen.

Nun aber das Geschehene ungeschehen machen?

Denn doch! Es geschieht mitunter, wenn auch selten, daß, wenn sich ein Junge in ein Mädchen verliebt, er von ihr nicht lassen kann um alles in der Welt. 's ist ihm angethan, er will sie heiraten und 's ist aus und 's ist vorbei. Kommen aber die Eltern, und sie wollen die Heirat nicht, und sie leiden die Liebschaft nicht, oder sie enterben ihn, verfluchen ihn, und 's ist auch aus und vorbei. Nun muß der Jüngling wählen zwischen Entsagung und Elternfluch. Er wählt vielleicht das Erstere, aber sachte beginnt er nun zu siechen an Leib und Seele. Er müßte hinsterben in Liebesweh, wenn es nicht Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen: Er muß das Mädchen sein Lebtag nicht gesehen, gekannt, geliebt haben.

Es giebt ein Mittel dafür.

Am Tage des Täufers Johannes, wenn die Sonne schon untergegangen ist, geht der Liebeskranke hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume, oder sonst ein kleines Gedenken, welches er vom Liebchen, das er nicht vergessen kann, erhalten hat, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf, und unter dem Spruche:

„Liebe, ich hab' Dich,
Lieb' ich vergrab' Dich,
Vergeh' mir von Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!"

gräbt er den Gegenstand in die Erde.

Ist die Liebe auf diese Art echt und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruh, und Jedes kann sich ein anderes Gespons suchen zum Minnen und Freien.

Nicht selten aber wächst im Walde dort, wo die Liebe begraben ist, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben.

Seitdem aber am Sonnenwendtag einmal des Feldmaiers Marie und des Jägers Franz, die sich gar herzlich und gar hoffnungslos gern hatten, gegenseitig ihre Liebe begruben und nach dem Begräbniß im Walde zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, so sehr küßten, daß es endlich gar offenkundig wurde und die Leutchen doch noch heirateten — seitdem wollen sie in jenem Dorfe nicht mehr an das Liebebegraben glauben, man nimmt sich allerorts lieber gleich, wie man sich gern hat und ist froh, wenn die Liebe lebendig bleibt.

Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnenwendtages, wie man sie wenigstens erzählt beim fröhlichen Sonnenwendmahle, das unter Andrem in einem Eierkuchen mit Holunderblüthen — der

Sonnenwendstraube — besteht. Es sind auch noch andere Sonnenwendmärchen, schaudervolle und lustige, aber sie kommen immer mehr und mehr in Vergessenheit. Heutzutage ereignet sich nicht viel Wunderbares am Sonnenwendtag; auch wollen die Menschen, seitdem sie in der Sonne Flecken entdeckt haben, nicht mehr an ihre Wunder glauben.





Der Steirertanz.

So thäten sie denn wieder einmal auf die Alm gehen, der Dorl und der Leonhard. Es ist der Sonnenwendtag, da dreht sich's am Himmel um, da muß sich auch auf der Welt herunten etwas umdrehen. Am Sonnenwendtag ist allemal ein Tanz auf der Alm. Der Senner führt Wein hinauf, die Zithernschlager gehen zu Fuß hinten drein. Und der Wein ist ein guter Wegweiser, dem die Musikanten gern vertrauen. Sonst sind auch die Herren aus der Stadt herauf und aus dem „Reich" herein, die des Sommers und der wilden Berge halber ins Thal gekommen sind, da gewesen. Da war vor ein paar Jahren Einer dabei, der ist auf den Herd gestiegen und hat gepredigt, da die Bauersleute doch gekommen waren, um zu tanzen. Ist aber keine Predigt gewesen, wie sie der Herr Pfarrer zu Sanct Vigil hält — nein, gescheit machen

hat er die Leut' wollen. Und das hat sie verdrossen. Hätt' er's anders angepackt, hätt' er gesagt: Jetzt haltet einmal still, meine lieben Almer, thät Euch gern ein Eichtl dumm machen! Alle hätten ihm lachend zugehört und hätten bei sich gedacht, der kann lang reden, so werden wir nicht dumm, wir nicht!

Es ist aber Einer aufgestanden während der Rede über Aufklärung, Viehzucht und Fortschritt — der Raufer Zirk, der blatternarbige Zirk ist aufgestanden und hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Ist der Redner einen Augenblick still gewesen und hat den Burschen sinnend angeblickt; hierauf ergreift er wieder das Wort. Aber da springt der Zirk wie ein Tiger auf den Tisch, reißt eine Wandplatte los, und seine Augen sind gerade, wie zwei glühende Messer.

Der Redner hat nicht weiter geredet und bald sind die Stadtherren zu Thal' gestiegen, weil ihnen dieses wilde Gebirge zu gefährlich gewesen war. Der Zirk hatte nicht ein einziges Wort gesagt. Der Stadtherr hielt etliche Tage später in einem Saale der Stadt eine Rede mit der Devise: Auf der Alm herrscht die That.

Seither war am Sonnenwendtage die Bauerngesellschaft rein und echt — und das war ein Leben. Schöne Dirndeln beisammen — das versteht sich.

Aber Eins ist darunter, und das ist gerade das Allerschönste, „verteufelt sauber!“ wie der Leonhard sagt — und das ist so gottlos hochmüthig, daß es kein Engel im Himmel herumkriegen kunnt.

„Der Engel im Himmel freilich nicht,“ meinte unser Dorl, „aber der Mensch auf Erden.“

„Dem Menschen auf Erden giebt diese Sennin eine dreidoppelte Ohrfeigen hinein!“ weiß der Leonhard zu berichten.

„So wird sie des Teufels sein,“ meint der Dorl.

„Das laß ich Dir gleich gelten. Wie heißt sie denn?“

„Frag einen Andern.“

„Kein Mensch weiß, wie sie heißt; und sie ist jetzt schon das dritte Jahr auf der Alm. Im ersten Jahre ist sie die Mirl gewesen, im zweiten die Hanele und heuer hört sie auf den Namen Margerl.“

„Heißt das, wenn sie der Rechte lockt.“

„Ja, wenn ihr aber Keiner recht ist; ich sag's selber: ein Teufelsmaidle.“

So thäten die beiden Burschen miteinander reden, als sie auf Kreuz- und Krummwegen hinanschritten zur Alm.

Auf einem Baumstock saß der Goding. Der Goding war ein alter pensionirter Forstgehilfe, der's vor lauter Lustigsein niemals zum Oberförster gebracht hatte. Wildschützen hatten ihm an der rechten Hand zwei Finger abgeschossen. Seitdem er nicht mehr

schießen kann, ist er eigentlich ein alter Griesgram der in seinen weißen Schnurrbart beißt, in denselben Schnurrbart, der sonst seine prächtige Zier und sein Vergnügen gewesen. Weil's ja wahrhaftig Leut' giebt, deren ganzes Glück an einem Haar hängt, an demselbig Haar, das dem Menschen auf der Oberlippe wächst, oder an sonst einer schicklichen Stelle des Gesichtes. — Vom „Busseln", heißt es, kriege Einer Bart; so käme es darauf an, daß wir das Jugendleben des Goding untersuchten.

Die Burschen banden richtig mit ihm an. Der Leonhard rief ihm zu: „Oho, Goding, nichts Fingerhakeln heut?"

Der Dorl lachte. Der Goding war ein berühmter Fingerhäkler gewesen; an Sonntagen und Kirchweihen suchte er Orte auf, wo die kernigsten Ringer und Fingerhäkler zusammenkamen. Derlei Körperübungen sind ein beliebtes Spiel, das Ringen ist ein Zweikampf harmloserer Form, bei welchen die Streitenden sich nach einigem Umlauern plötzlich Brust an Brust anfallen, mit den Armen umspannen und durch allerlei Wendungen und Finten bemüht sind, sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Beim Fingerhäkeln hakt der Kämpfer einen Finger in den seines Partners und es gilt, diesen solchermaßen heranzuziehen, will er nicht selbst zum Andern hingezerrt werden oder den Haken seines Fingers auflassen. An Zuschauern fehlt es bei derlei Zweikämpfen

niemals und man merkt es leicht den Gesten derselben an, daß sie innerlich den Streit mitführen, daß dieser Streit ein Bedürfniß ihres Blutes ist.

Also: „Nichts Finkerhakeln, Goding?“ spottete der Leonhard, denn die Hakelfinger des Alten waren ja eben die abgeschossenen.

„Wohl, wohl!“ antwortete der Goding, „mit euch Jungen von heutzutag nehme ich's alter Krüppel noch auf. Her damit!“ — Und er streckte ihnen die linke Hand entgegen.

„A na,“ meinten die Burschen, „mag mir keinen Finger auskegeln lassen,“ und drehten sich abseits.

„Halt mit dem Redwerk' seid Ihr so viel stark,“ brummte der Goding, „wenn Ihr aber einmal was Rechtes ausrichten sollt, da thut's Ihr Einem bis ins Herz hinein derbarmen. Voreh', bei meinem Aufwachsen, da sind wir besser bei Kraft gewesen, als wie Ihr von heut, da ist's anders zugegangen. Heute Trinken, Tabakrauchen und Kartenspielen! Anstatt ringen thun sie raufen, anstatt Hackbrettelschlagen, sich die Köpf blutig schlagen. 's ist keine Gemüthlichkeit unter den Jungen, und wenn sie schon einmal eine Lustbarkeit haben wollen, so wissen sie keine andere, als daß sie sich über alte Leut' lustig machen.“

„Goding!“ rief der Leonhard, „Du bist aber heut wieder rechtschaffen grantig. Nicht unser Jung=

sein ist dran schuld — bei Leib' nit, ganz was anders: Dein Altsein!"

„Glaubt Ihr das nicht!" sagte der Goding, „ich weiß es recht gut, daß für mich die Zeit vorbei ist — will auch selber gar keine Unterhaltsamkeit mehr haben; aber Ihr jungen Vögel, Ihr derbarmt's mir. Wir voreh haben aus lauter Uebermüthigkeit nicht gewußt, wo Tag und Nacht hinkommen; Euere Unterhaltung, Euere Lustbarkeit heißt: Zeitlang. Ihr seid's Hascher. Ihr könnt's gar nicht jung sein; Ihr wißt's nicht, was das heißt, zusammenhalten, und Ihr wißt's nicht, was das heißt, ein Dirndl haben. Ihr seid's Bockleut' und Ihr packt's Euere Liebschaften dort an, wo sie sonst gewöhnlich aufhören. Desweg' weicht Euch ein jed' braves Dirndl aus und mit den unbraven fahrt's Ihr paarweis ins Elend hinein."

Den beiden Burschen wurde es schier unheimlich, sie gingen weiter. Der Goding lachte ihnen nach: „Müßt's aber nit harb sein. Ihr könnt's ja nichts dafür, daß es so worden ist. Weil Ihr mit mir zuerst habt anbunden, so wollt' ich Euch nur sagen, daß ich's wohl wissen thät, wie's sein müßt, daß es lustig wär'. — Behüt' Gott."

Sie sahen noch einmal um. Sie konnten gar nicht böse sein auf den Alten — er hatte so gutmüthige Augen. Er blieb sitzen auf dem Baumstocke und pfiff jetzt ein fröhlich Liedchen.

Der Leonhard und der Dorl stiegen vollends zur Alm hinauf. Laut ging's zu in der Hütte, sie hörten es schon von weitem. Hier sang man einen Jodler, dort fluchte Einer, weil er zeigen wollte, daß er heißes Blut habe; dort wieder stänkerte Einer, in einem anderen Winkel stritten ein paar grobe Gesellen; und beim Tisch hieb ein übermüthiger Bursche mit dem Alpenstock auf den Tisch, daß die Scherben der Weingläser klirrten — denn ein Jux muß sein auf der Alm. In der Heukammer saß Einer und unterhandelte mit einem Mädchen. Es war ein nagelneues, das alte hatte er gestern verlassen.

Es war viel Lärm, aber wenig Gemüthlichkeit in der Hütte.

Der Leonhard und sein Freund stellten der jungen Sennin nach, dem sauberen „Teufelsmädel", deswegen sie heut eigentlich auf die Alm gekommen waren.

„Lieb' Dirndl, Du, sag mir doch einmal, wie Du heißt?"

„Den Mutternamen sag' ich nur meinem Herzliebsten!" ist die Antwort.

„So möchten wir dieweilen halt den Schreibnamen wissen!"

„Der heißt: Fahr ab!"

„Na, Mädel, das glaub' ich nicht."

„So? da hast meine Handschrift."

Der Bursche hatte einen schneidigen Klapps auf der Wange — mit dem Halsen war's vorbei.

Der Schwegelblaser und der Zitherschlager huben ihre Musik an.

Was war's? Sie lärmten und stritten nach dem Tacte; und als endlich doch zwei Paare sich zu einem Tanze aufrafften, war es ein französischer Springer, der keine Schönheit und keine Sinnigkeit hatte, und von dem, als er ausgestrampft war, nur ein mächtiges Pfauchen und Schnaufen zurückblieb.

Und als sie drinnen schnauften, erscholl draußen das Lied:

„Lusti, nur lusti,
So lang's uns guat geht,
So lang' uns der jungi Kopf
Ueber sih steht.

Und wann uns der jungi Kopf
Unter sih leit (liegt),
Hab'n ma zan Lustisein
Neama ka Freud!

Juh, juh, juh, weil ma noh
's frischi Bluat ham;
Lusti sein! kema so
Jung neama z'sam!

Wer war's, der diese gemüthlich übermüthigen Töne echter Jugendlust erklingen ließ? Der alte Goding war's.

Er schlich jetzt leise zur Thüre herein und musterte mit schalkhafter Geberde die Gesellschaft. Er sah um

zehn Jahre jünger aus als unten, da er auf dem morschen Baumstocke gesessen.

Fürs erste wendete er sich gegen die Weibsleute hin, that seinen Spitzhut rücken und sich minniglich verbeugen. Und als er sah, daß sein Gruß wohlgefällig aufgenommen wurde, trat er ganz zu den Mädchen hin und fragte, ob er wohl Erlaubniß habe, sich ein wenig zu ihnen zu setzen, seinen alten Knochen thät's so viel wohl, wenn sie einmal ein bisle warm kunnten werden zwischen jungem Blut.

Sie rückten Alle. Jede hatte für ihn Platz. Er schmunzelte: „'s ist gar aus, jetzt thut mir die Wahl weh'. Eine krieg' ich nimmer, so möcht ich gern Alle haben!"

Da stand Eine auf, und zog ihn sanft an ihrer Seite nieder. Die Sennin war's, von der kein Mensch wußte, wie sie hieß.

Und so ergötzten sich nun die Mädchen mit dem alten Goding, während das Mannsvolk trank und lärmte und ausgelassen war.

Als wieder die Zither klang, begleitete sie der Goding mit weicher, heiterer Stimme:

„Bin a lustiga Bua,
Kriag Dirndln grod gnua;
Vor an traurigen Monn
Lauf'n s' olli davon.

Wan ih sunst ah nix woaß
Moch ih selber an Gspoaß,
Führ' in Bock zu da Kua,
Und die Kua zu da Goas!

„Du bist schon auch der Rechte, Du!" drohte eine der Beisitzerinnen mit dem Finger. Und er weiter:

„Bin a lustiga Bua,
Loß in Teufel ka Rua,
Und die Engel im Himmel,
De loch'n dazua."

Er hätte sicher noch weiter gesungen, wenn er nicht von einer Amsel unterbrochen worden wäre, die man unter den Bänken der Sitzenden plötzlich schlagen hörte. Alles sprang auf. — Wie kommt der Vogel herein? — Gar hell und in wirbelnder Lust schmetterte das Thier im finsteren Winkel, und sein Gesang übertönte den Lärm der Zecher. Der Goding beugte sich unter die Bank und hielt seinen Hut in Bereitschaft, den Vogel zu fangen. Ein Kreischen und Zwitschern. — Er hat ihn erwischt. Alles drängt sich an den Alten, guckt in den Hut. Der Hut ist leer, der Goding schmunzelt. Das ganze Vogelgetriller hat er selber gemacht. — Auch sonst weiß er noch allerlei Possen und Schwänke. Verschiedene Thierstimmen ahmt er nach, verschiedene Spiele und Ergötzlichkeiten bringt er vor. Der Kreis um ihn wird immer größer; die Burschen vergessen auf das Lärmen und Tollen; sie hören zu, sie lassen sich auf die Unterhaltsamkeiten

des Alten ein, es steht ihnen gut, und Manche werden ganz gemüthlich dabei.

Jetzt steht der Goding auf, geht zum Musikantentisch und sagt: Er hätt' so ein weiß' Knöpflein gefunden in seinem Sack, es wär' das letzt' und so thät ihm halt leicht die Zeit lang werden in der finsteren Ledertaschen drin, und es hätte gesagt, es möcht' wieder einmal bei Kameraden sein, weil's so schön scheibelrund wäre, so möcht's schier einmal tanzen — aber einen altväterischen Almer, wie sie voreh gern getanzt hätten, da sie — diese Knöpflein — noch jung und viel auf der Welt herumgekommen wären.

Das ist die Bitte. Zierlich läßt der Goding den Silberthaler auf den Tisch springen, daß er schon tanzt, bevor die Spielleut' anfangen zu spielen. Der Zithernschläger ist gar glückselig; fürs erste freut ihn das „Knöpflein", mit dem er sich wieder einmal einen guten Tag beiknöpfeln kann, und fürs zweite ist er vergnügt, daß wieder einmal ein „Almer" verlangt wird. Die Zither ist ja dazu geschaffen.

Und nun klingt eine jener volksthümlichen Weisen, die uns Aelplern in die Nerven greifen, so daß diese selbst wie Saiten zittern und singen, bis das Blut zu springen anhebt und die Muskeln zucken.

Der Goding ist rührsam geworden, aber seine Bewegungen sind nicht willkürlich; es scheint, als überlasse er sich ganz einem Elementaren, und als

rausche durch ihn ein Sturmwind, oder als gleite er auf hoher See. Die Töne der Zither bewegen seine Seele und seinen Leib. Zuerst tritt er mit den Fußspitzen leicht den Tact, dann beugt er sich ein wenig zusammen, als untersuche er den Boden, auf dem seine Füße zu schleifen beginnen. Dann thut er, als weiche er schäkernd einem unsichtbaren Wesen aus, und als wolle er auf Umwegen dasselbe wieder erhaschen. Dann stößt er, von plötzlicher Lust erfaßt, den Fuß in den Boden, daß es dröhnt, dann klascht er mit beiden Händen den Tact auf seinen Oberschenkeln und dabei lugt er nach den Weibsleuten hin und schnalzt mit den Fingern und mit der Zunge, und dreht sich im Kreise und winkt mit den Augen zuerst, dann mit dem Finger eine Genossin herbei und — die junge Sennin — die spröde, die gottlos hochmüthige, die namenlose Sennin — fliegt ihm an die Brust.

Sie tanzen Arm in Arm. Das Mädchen legt den blonden Lockenkopf an sein Herz, er legt leicht und fein seinen Arm um ihren Nacken und schmiegt seine Wangen an ihr Köpfchen, und mit der anderen Hand hebt er die ihre hoch in die Lüfte wie einen Triumphbogen, durch welchen — als sich der Reigen wendet — einmal die Tänzerin, dann wieder der Tänzer hindurch gleiten. Da steht er wie ein Baum, um den im Kreise die Windsbraut rauscht; er ist der Mann, nach dessen Winken das Weib sich dreht und

schwingt und schmiegt. Dann wieder ist er es, der sich niederbeugt und sein Haupt unter das süße Joch des weiblichen Armes legt, durch dasselbe sich in leichter Anmuth zwängt, bis er ihm wieder entschlüpft ist. Endlich läßt er die Genossin ganz aus der Hand und schließt die Augen, und klatscht mit den Händen und stampft mit den Füßen den Tact zur Musik, und thut ein Jauchzen, als müsse davon die Decke der Hütte zerspringen. Man meint schon, so in den Schallwellen schwimmend vergesse er aufs Mädchen, aber er streckt den Arm aus und sie ist wieder bei ihm. Sie halten sich an der Hand und schreiten langsam voran wie ein Brautpaar, und wieder schnalzt der Goding mit den Fingern und pfeift zum Zither- und Schwegelspiel, daß es wahrhaftig seine Form hat. Das Mädchen stemmt den Arm in die Seite und lächelt über die Achsel zu den Leuten hin, die auf alles vergessen haben und dem Tanze zusehen. Wie ihr schönes Auge leuchtet, wie ihre Wange roth ist, wie ihre Brust in Freude wogt — wie sie stolz ist auf ihren Tänzer, den feinsten weitum, und daß sie zeigen kann, wie der Tanz sein müsse, den sie tanze, und der Tänzer, dem sie sich vertraue!

Die Tollsten und Wüstesten hatten, als sie gesehen, hier werde der altväterische Tanz Meister, die Hütte verlassen. Etliche heitere Burschen blieben zurück; sie hätten jetzt auch schier gern ihre Mädchen ergriffen

und wären mit ihnen im Steirertanze durch die Stube gewogt. Aber sie — und gerade die Keckſten darunter — getrauten sich nicht. Und doch, es lachte ihnen das Herz, es war ihnen plötzlich, als sei ihre stämmige und wieder so schmiegsame Gestalt und ihre Alpentracht gerade für diesen Tanz recht und als läge etwas in ihrem Wesen, was weder durch Wort noch durch Gesang, sondern nur durch diesen Reigen zum Ausdrucke gebracht werden könne. — Ja, wie ein ganzes Menschenleben legte sich's in diesen Bewegungen dar, ein Leben mit Lust und Leid, mit seinem Schaffen und Ruhen, mit seinen Rechten und Pflichten — ein Leben mit seinem Suchen und Finden, Hingeben und Abstoßen, und Verlieren — ein Menschenleben mit all seinem Ernst und all seinem Taumel. Drum sahen sie dem Tanze wie einem Schauspiele zu, und wenn sie dabei auch nichts dachten, so fühlten sie umsomehr, und endlich wollten doch ein paar Bursche mit dreinhupfen. Da klang das Spiel aus.

Der Goding führte seine Tänzerin an ihren Platz, verbeugte sich fein: „Elisabeth, ich sag' Dir Vergeltsgott. Ich wünsch Dir einen jungen Mann, der so gut, wie Du tanzen kann."

„Wie weiß er ihren Namen?" fragen sich die Burschen.

„Den hat sie ihm beim Halsen ins Ohr gelispelt," antworteten Andere.

Elisabeth, ja anders kann sie gar nicht heißen!

„Das Steirischtanzen, das mußt uns lernen, Goding!“ riefen ihm Mehrere zu.

Er antwortete: „Seid Ihr von Euren Eltern die Söhne, so braucht Ihr das nicht erst zu lernen. Unsere Vorfahren haben Alle so getanzt. Macht es ihnen nach.“

Die Zither schlug an. Jeder der Burschen packte die Seinige, und nun merkten sie es: Sie waren Alle Söhne und Töchter ihrer Eltern.





Alm- und Waldleben.

Zu Sanct Veit
Geht's auf die Almweid!
Sanct Rosal'
Treibt's wieder ins Thal.



In diesem Volksspruche ist die Zeit des Almlebens angedeutet. — Alm und Almleben! wer das kennt! 's ist allzu schön, zu tausendschön gewesen; mag's nimmermehr vergessen. Ich bin ein Almbub gewesen, ich bin den Kühen am Hals gehangen jahrelang; und wenn ich mir jetzt einen guten Tag anthun will, so hänge ich mich wieder daran.

Der Gebirgsbauer wird nach Rindern geschätzt. Je mehr Rinder, desto angesehener der Bauer. Zwanzig Stück Rindvieher, heißt es, muß Einer gelten, will er in der Ortschaft das rechte Gewicht haben.

Für zwanzig Rinder aber ist im Thale die Sommerweide nicht mehr aufzutreiben, und die Heerde muß hinauf in die Hochthäler, an die Lehnen der Kuppen, auf die Almmatten, wo sofort eine tüchtige Milch= und Butterwirthschaft eingerichtet wird. Auch Ziegen, Schafe und selbst Schweine ziehen mit zur Höhe. Mit Kränzen nnd Schellen reichlich behangen geht es hinan, und das Jodeln der Schwaigerin (Sennin) und das Jauchzen der Halter klingt in den Felsen.

Die Leutchen freuen sich auf die Höhe; es mag die Schwaighütte noch so ärmlich sein, noch so mühevolle Arbeiten haben, aber sie bietet ein freies Leben.

Mehl und Salz, ein paar Töpfe und einen dicken Lodenkittel nehmen sie mit hinauf; damit wissen die Leute nach ihrem Geschmacke ein Wohlleben zu führen. Die Rinder werden zur Familie gezählt und oft klagt die junge Schwaigerin all ihr Herzwohl und Weh einer Kuh, und findet richtig Beruhigung und Erleichterung, wenn diese sie mit treuen, gutmüthigen Augen anglotzt, und ihr das dargereichte Futter traulich aus der Hand frißt.

Die Frömmigkeit und die Liebe ziehen stets mit auf die Alm und richten sich recht bequem ein in der armen Hütte. Da ist auf dem besten und schicklichsten Platz in der Tischecke ein kleiner Altar aufgerichtet, ja nicht selten findet man an der Wand eine wahre Bildergallerie — Gott zu Lieb'.

Was nun die Liebe zu Menschen betrifft, so stellt der Bauer seine Laubfrischeste selten auf die Alm.

Der „Loter“ kommt nicht allzuselten. Ist er Holzhauer oder Jäger, oder Knappe, oder Schmied, oder Bauerssohn aus dem Thale — sein Denken und Sinnen bleibt wohl die Alm und die Schwaigerin. Ist er auch weit von ihr und wäre er in einem fernen „Schlag“, oder gar auf einem Holzfloß gegen die Stadt, so geht stets seine Lieb' auf und er singt das Almlied:

Wann da Schnea holt von den Olmen wecka geaht,
Wann der Auswärt ah scha wieda grean dosteaht,
Frisches Lab und Gros wochst für die Küah und Kolm,
Muaß mar auffi wieder auf die Olm!

Wo holt d Sunn liabäugelt auf da greanan Hold,
Wo holt d Vögerl singen schön in dickn Wold,
Wo da Gugaz aufn hoachn Bam sih meldt,
Is holt s schöansti Platzl auf da Welt!

Wo da Gamsbock lusti üban Felsn springt,
Wo die Schwoagrin ollweil schöani Liadla singt,
Küah und Kolman gumppn (hüpfen) lusti ah dabei,
Is für n Jaga wul die größti Freud!

Kas und Buda bringt mar oft mei Schwoagrin gmua,
Brot und Henik, Schmolzkoch giebt s mar ah dazua,
Und noh s Besti z leßt, — va den do bin ih still,
An Jada konn sie denkn, wos er will!

Die Almhütte ist gewöhnlich aus rohen Balken gezimmert, welche auf einem Steinlager ruhen. Die vier Bretterwände deckt das oft sehr flache Dach,

dessen lange Schindeln nicht festgenagelt, sondern nur durch querüber gelegte, mit großen Steinen beschwerte Latten vor dem Davonfliegen bei Wind und Wetter geschützt sind. Auf den steierischen Almen findet man aber meistens steile Bretterdächer ohne Holzbeschwerung. Das Dach steht ringsum weit vor, so daß es eine Art von Schupfe bildet, in welcher die Almleute Geräthschaften, Holz, Gerümpel, Heu &c. vor Regen verwahren. Die Thüre steht angelweit offen, nur ein niederes „Gatterl" mit einem „Schnapper" ist lose angelehnt, damit das Vieh nicht hinein kann. Vor Räubern und Dieben fürchtet sich der Almer nicht, denn so hoch oben giebt es keine Schätze zu stehlen. Nur wenn er sich weiter entfernt, versperrt er seine Wohnung mit einem höchst einfachen Holzschloß.

Die Sennhütten stehen häufig in Dörfern beisammen, und es herrscht in solchen Colonien großer Gemeinsinn. Mitunter steht auch eine Branntweinhütte darunter. In jedem der Senndörfer ist eine Person gewählt und bestellt, die zu sehen hat, daß die Parteien sich nicht gegenseitig an Weideplätzen, Heu und Streu u. s. w. benachtheilen; also eine Almpolizei. Meist ist das eine ältliche Magd oder ein Mann, der ferner auch noch die Obliegenheit hat, die Bewohner der Hütten zu den Gebetstunden aufzurufen. Da tritt er des Abends zur Zeit, wenn sie ihr langes Tagewerk vollendet haben und wenn in den

entfernten Thälern die Abendglocken klingen, auf einen freien, erhöhten Platz und singt manchmal durch einen Milchtrichter, damit es einen entsprechend lauten Ton giebt, ein frommes Lied. Darauf kommen sie, besonders an den Sonnabenden, Alle zusammen und verrichten gemeinschaftlich ihre Andacht.

Unter den Schwaigerinnen giebt es auch Schwaiger, oder Burschen, welche Ersteren zur Beihilfe im Milch- und Buttergeschäft, zum Hüten der Rinder u. s. w. beigegeben sind. Zumeist sind das Knaben; bisweilen aber findet sich doch Einer dabei! (Näheres über die Sennin in dem Werke: „Die Aelpler.")

Wann ih geah, geah ih schnell,
Wann ih sing, sing ih hell,
Wann ih jauz, giebt's an Hall
Zu mein Dirndl in Thol!

Und völli aus is s mir,
Seit ih weg bin von Dir;
Seltn kema ma zsomm,
Weil ma gor so weit hom!

singt der Almbursche.

Ist nicht gefährlich, der hat sein Lieb tief unten im Thal. Recht trauen wollt' ich ihm aber doch nicht, Alpenwinde schlagen jählings um. Schon schwankt der Bursche:

I woaß nit, sul ih auffi, sul ih owi,
Oda sul ih ba da Mitt durchi gehn;
Die Dirndln sein obn und sein untn,
Ba da Mittn und überoll schön!

Es ist wohl gut, wenn der Eigenthümer bisweilen auf seine Alm geht, um nachzusehen. Aber er hat zumeist nur Augen für seine Rinder, ob diese fetter oder magerer geworden, ob sich ihre Farbe geändert oder auch, wie sich die Zähne und die Hörner ausgewachsen haben. Unser Gebirgsbauer hat seine eigene Rinderästhetik; besonders hält er viel auf eine falbe matte Farbe (Mürzthaler Race) oder auf schwarze, braune, weiß und roth gefleckte Art, wie die der Ennsthaler und Salzburger Gattung. Auch müssen die Hörner glatt, weiß, aber mit glänzend schwarzer Spitze sein.

Thatsache ist, daß das Geschlecht der Rinder im Gebirge eine Portion Intelligenz besitzt. Die Kühe haben ihre eigenen Namen, bei denen sie gerufen werden, und jede kennt den ihren.

Gegen Abend ziehen die Schwaigerinnen aus und rufen den Kuhreigen: „Seh, Koissl, seh! Kimm, Veilchlo, he do! he do! — Bräulo, Scheckl̈o, Gromlo — he do! he do! Wo bist denn, mei Gamslo, mei Hirschlo! he do! he do! Kriagst an Klee, kriagst a woachi Streu, kriagst a Federl Heu. Seh, Koissl, seh, kimm, Koissl, he do!“

Und auf diesen Ruf kommen sie mit ihren Glocken und Schellen herangezogen von allen Seiten, ernst und behäbig stets, besonders die Glockenträgerinnen, die sich auf diesen ihren Beruf nicht wenig einbilden. Man merkt das ordentlich; eine Glockenkuh beträgt

sich stets gemessen und gesetzt, und begeht fast niemals eine Thorheit, wie die anderen, die hüpfen und blöken, gegeneinander mit den Hörnern gaukeln oder sich gar in wilde Zweikämpfe einlassen. Besonders die Stiere sind die Händelführer, zumeist aus Eifersucht geschieht es, daß sie mit ihren mächtigen Köpfen gegeneinanderfahren, sich gegenseitig in den dröhnenden Erdboden drücken oder mit den Hörnern erstechen wollen. Zuweilen fährt bei solchen Kämpfen einer oder es stürzen beide über den Abgrund und sind verloren.

Bei Herannahen eines Gewitters — im Hochgebirge thatsächlich ein fürchterlicher Moment — werden die Heerden oft scheu; und alle Kraft und Umsicht der Schwaiger und Schwaigerinnen muß aufgeboten werden, die in Sturm und Hagel wild herumfahrenden Rinder vor Abstürzen zu bewahren und sie in den Gewahrsam des Stalles zu bringen.

Bös ist es auch, wenn Schneewetter einfällt. Das Vieh, das im Freien sein muß, leidet sehr unter Hunger, Nässe und Kälte, magert ab und giebt wenig Milch. Es verirrt sich, da es im Schnee keinen Weg mehr kennt, an gefährliche Stellen, so daß die Leute dabei Wache halten müssen. Ist es aber schon spät im Herbste, so besinnt sich der Schwaiger nicht lange, sondern rüstet sich nach vorangegangener Verständigung mit den Thalleuten zum Aufbruch.

Der Tag, an welchem Menschen und Thiere von der Alm bekränzt und munter in das Thal zurückkehren, ist ein wahres Fest. Die Krippen in den Ställen werden gefüllt mit dem fettesten Klee und der Tisch mit den auserlesensten Fleisch- und Mehlspeisen für die Heimkehrenden; die Heerden kommen bekränzt und die Almer bringen viel Butter und Schmalz mit, das sie nicht schon im Laufe des Sommers in den Hof geschickt. Was den Freundschaftsbund zwischen Schwaigerin, Kuh und Halter betrifft, so bleibt er auch im Thale fest und treu. Der Winter geht hin unter schönen Erinnerungen und Hoffnungen, und im Frühjahre, zur Zeit, wenn die Tannen blühen, ziehen Schwaigerin, Kuh und Halter neu verjüngt, wieder hinauf auf die schöne grüne Alm.

Nun zu anderen Leuten.

Das Gebirge zwischen dem oberen Mur- und Ennsthale ist ein verlassenes Stück Welt. Da findet sich kaum ein gemeinsames Dorfleben und kein freundliches Kornfeld; da liegen einzelne Hütten fernab von einander, zerstreut in den Wäldern, Geschlägen und Almen. Da hört man nicht immer die lustigen Lieder klingen, wie an der Mürz und an der Raab, sondern nur hie und da einen weithinhallenden Schuß und das ewige Rauschen der Wildbäche, die von den grauen zackigen Felswänden niederstürzen.

Kein Holzzaun scheidet am Waldessaum das Mein und Dein und keine Straße zieht durch das

tiefe Thal; nur schmale Fußpfade haben hier einsam wandelnde Menschen getreten. Hier zieht der stämmige Holzhauer mit seiner Kraxe und dem schwerbeschlagenen Griesbeil, der berußte Köhler, der kühne Speiker, der gemüthliche Halter, der schmucke Gemsjäger und wohl auch der verwegene Wildschütze.

Da treibt das Töchterlein eines Holzhauers Ziegen über den Hang durch den Wald der Hütte zu. Diese ist ein stattlicher Bau, aus rohen Stämmen gezimmert. Weit steht ihr flaches, weißes Schindeldach über die Wand hinaus und schützt den aus Baumrinden gebauten Ziegenstall. Die Fugen der Wand sind mit Moos und Erde belegt und auch das Dach muß glatt und fest sein, denn es giebt Stürme. Es sind wenige Monate im Jahre, die nicht ihre Wintertage haben.

Ich habe die Gegend einmal durchwandert.

Auch damals war ein unwirthliches Wetter in den Bergen und ich war froh, daß ich ein Obdach fand und einen Topf mit frischer Gaismilch. Gegen Abend kamen mehrere Männer in Regenmänteln mit Säge und Axt und anderen Werkzeugen, welche sie in die Ecken lehnten und dabei über das Unwetter fluchten. Das waren die Holzknechte. Nachdem sie sich bei meiner Wirthin erkundigt hatten, wer ich sei und was ich wollte, kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Einige schärften an einem Schleifstein ihre Beile, Andere zogen ihre Bergschuhe aus und schlugen

Nägel in die Sohlen, wieder Andere besserten sich Rock und Beinkleid aus, während ein kleines, dickes Männlein auf dem Herd, der mitten in der Hütte stand, behend Feuer angemacht hatte. Das Innere der Hütte war ein einziger großer Raum. An den Wänden rings standen der Reihe nach die Bettstätten angebracht, unter welchen die Mehl- und Schmalzbehälter und andere Möbel und Bedürfnisse ihren Platz hatten. An der Wand hat Jeder seinen Nagel mit der Lodenjacke und dem Wettermantel, hinter welchem der Unvorsichtige auch noch seine Büchse verbirgt, denn Wildschützen sind sie fast Alle.

Die Männer haben nun ihre verschiedenen Arbeiten beendet und stellen sich sofort um den Herd auf und schüren das Feuer, daß es hoch aufflammt im dunklen Raume und die bärtigen Gesichter grellroth beleuchtet. Hierauf stellt sich Jeder an der Gluth seinen „Gogg" (Pfannenhalter) zurecht und steckt die Schmalzpfanne an denselben, bis es brodelt und zischt. Inzwischen wird Mehlteig bereitet, der nun in die Pfanne kommt; das wird noch gerührt und gebraten und das Brennkoch ist fertig. Wer Eier hat, der kocht sich „Spatzen" oder „Hirschen"; noch ein Anderer brät sich auf die Gefahr der Einkehr des Jägers hin einen Rehschlägel. Indessen, der Jäger kehrt wohlweislich sehr selten in die Hütte des Wilddiebes ein — es ist schon Vieles geschehen und die Gegend birgt manches Grab erschlagener

Waidmänner. Es ist unheimlich anzuhören, wenn die rauhen Gestalten am Abend um den Herd sitzen und von Wilddieberei, Rauferei und noch Aergerem sprechen. In dieser Gesellschaft vermißt man steierische Gemüthlichkeit. Später erfuhr ich von einem Gutsbesitzer, der in jenen Gegenden Wald und Kohlstätten hat, daß die wenigsten dieser Wildschützen Steirer, sondern eingewanderte Krainer, Tiroler, Italiener 2c. seien. Jedenfalls aber mußten sich die Meisten davon schon sehr lange in Steiermark aufhalten, denn die Mundart verrieth ihre Abstammung kaum mehr.

Als das Nachtmahl gekocht war, setzten sich Einige mit ihrer Pfanne auf die Bettstatt oder auf die Mehlkiste, Andere auf die Thürschwelle oder blieben gar am Herde stehen, um die „Hirschen“ und die „Spatzen“ gleich an der Stelle ihrer Entstehung zu verzehren. Ein langer, hagerer Bursche aß sein „Brennkoch“ nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gaismädchens, welches die Tochter des kleinen Dicken und die Geliebte des großen Hageren war. Dieser war in der Hütte aber auch der einzige Glückliche. Zwar hat Jeder dieser Gesellen sein „Mensch“, nur wohnt es meist weitab draußen im Mur- oder Ennsthale bei einem Bauer; und trotz der schweren, ermüdenden Arbeit die Woche hindurch läßt sich's der Holzknecht nicht verdrießen, am Sonnabend den oft viele Stunden langen Weg zur Auserwählten

zu machen. Nur wenige Holzleute haben ihre Mädchen bei sich und leben in ihren Hochwäldern in wilder Ehe und ihre Kinder wachsen auf mit den Thieren.

Heiterer sieht es in der Hütte des Halters, des Ochsenhirten aus. Zwar hängt auch dort das Gewehr an der Wand, aber der Jäger läßt es ruhig hängen, weiß er doch, daß es nur zum Schutze gegen Raubthiere und schlechte Menschen da ist. Der Halter denkt nicht viel an das Dieben und Tödten; — lustig singend treibt er seine Heerde, zumeist aus Ochsen und Kalben bestehend, über die saftigen Hochweiden und nichts in der ganzen Tonwelt würde wohliger zu seinem Gesange stimmen, als die hellklingenden Almglocken, welche vor ihm herziehen.

Der Halter hat eine Welt voll Liedern und Gedanken, einen Vorrath von praktischer Weisheit und Entsagungskraft in sich! Es ist ihm wie angeboren und er muß das haben, denn er kommt oft wochenlang nicht in die Gesellschaft der Menschen und muß sich in der starren Natur allein zu helfen wissen. Ihm ist der Glaube unentbehrlicher, als Einem, und er weiß sich denselben auch so eng seinen Verhältnissen anzupassen, als sei er einzig nur für den Halter aufgekommen. Gerade der Aberglaube ist es aber hier, der sein Wesen und Walten poetisch verklärt; die Natur unterstützt ihn hierin durch ihre Erscheinungen, die er sich stets nur auf dem Wege des Wunderbaren zu erklären weiß. So lebt sich sein

Gemüth in einen eigenen Anschauungskreis hinein und im Herbste, wenn er in das Thal zurückkehrt, ist er oft ein wahrer Seher und Prophet geworden, und weiß gar geheimnißvoll alles zu deuten.

Der Halter hat mehr als ein anderer Alpenbewohner zu kämpfen mit den Elementen; in allem Unwetter muß er auf den Höhen ausharren als treuer Hirt seiner Heerde, und manch schreckliche Naturerscheinung lernt er kennen, welche dem gewöhnlichen Gebirgsbewohner fremd bleibt. Indeß ist der Alpenbewohner stets kalt und fühllos gegen Naturscenen und Naturschönheiten, oder er fürchtet sie, weil er ihre Verderblichkeiten nur zu oft empfindet.

Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte, hatte dort die Macht der Elemente ein seltenes Unglück angerichtet. Ueber die Hochwarte (7455 W. Fuß hoch, in den Sölkeralpen) war eines Tages um die Abendzeit ein Wetter im Anzuge und die Rinder flüchteten sich von ihren Weiden in den „Pfrenger", einen von einer Mauer umgebenen, dachlosen Raum. Der Halter sah die bleigrauen Nebel sich heranwälzen, hörte das Getöse des nahen Sturmes und suchte das Vieh noch schnell aus dem schutzlosen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf . . . Als der Halter wieder zum Bewußtsein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm liegt eine Anzahl todter

Rinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenstrom saust nieder auf seinen wirren Kopf. Erst später gewahrt er zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, daß der Blitz aus seiner Heerde zwanzig Rinder erschlagen hatte.

Ich habe den Halter später gesehen, er trug einen gedörrten, am Palmsonntage geweihten Weidenkranz auf dem Hute — das schützt vor dem Einschlagen des Blitzes.





Sprachlicher Verkehr mit den Hausthieren.

Es ist bekannt, daß der Kleinbauer seine Hausthiere zur Familie zählt und daß er manchmal den Einwohnern seines Stalles mehr Aufmerksamkeit und Liebe widmet, als dem Weib, dem Kinde und dem Gesinde. Diese Liebe vergilt sich ihm mit Geld und Geldeswerth. Und überhaupt erfreut sich das Hausthier großer Theilnahme von Seite seiner menschlichen Mitbewohner. Was ist das für ein Aufruhr im Hause, wenn eine Kuh kalbt, ein Ochse erkrankt, ein Schwein verendet! Und jene Thränen gehören oft zu den bittersten, die dem Kälbchen nachgeweint werden, das der Fleischhauer holt. Ist es doch ein Abschied auf den Tod, und häufig gut, daß das Kälbchen diesmal nicht die menschliche Sprache versteht; genug, daß ihm der Fleischerhund die Zähne ins Bein schlägt, wenn es erst noch wüßte, daß der Weg schnurgerade zur

Schlachtbank führt! Die Stallmaid weiß es und schreit es dem Kalb ins Ohr, schmerzbewegt und in der Absicht, ihm sein Unglück verständlich zu machen. O Maid, wie viel Heroismus traueſt Du dem jungen Rinde zu!

Nun gut, Du hast die Sprache, und das Kalb zwei Ohren. Vielleicht, vielleicht!

Hier soll von dem Verhältniß des Menschen zum Hausthiere vermittelst der Sprache die Rede sein.

Daß die Thiere unter sich ihre Sprache haben, wird nicht mehr bestritten, obwohl wir Menschen weniger davon verstehen, als sie von der unseren. Das kommt, weil die Thiere in unserer Dienstbarkeit sind und lernen mußten zu tanzen, wie wir pfeifen. Abgesehen davon, daß mancher Bauersknecht sich bei seinem Ochsenpaare über die schlechte Kost, über Lohnabzug oder ein anderes Unrecht beklagt, so ihm vom Dienstherrn zugefügt worden; daß manche Stallmagd das zarteste ihrer Herzensgeheimnisse beim Melken der Kuh erzählt; daß manche Bäuerin ihr zärtlich geliebtes Schwein flehentlich bittet, sich das so sorgfältig bereitete Futter doch recht schmecken zu lassen und längstens bis zu den Feiertagen hin feist zu sein; abgesehen endlich davon, daß die Hausthiere in der Weihnacht, Sylvesternacht, Walpurgisnacht unter sich in menschlicher Sprache reden sollen — von all dem abgesehen,

bleibt die Sprache doch immerhin ein wichtiges Verkehrsmittel zwischen dem Landmanne und seinen Hausthieren. Es wäre hierüber zu Nutz und Frommen der Philologen, sowie der Naturforscher ein Buch zu schreiben. Man könnte auf diesem Gebiete weitgehende Studien machen, doch würde ich kaum auf den Gedanken gekommen sein, meine in der nordöstlichen Steiermark (Jackelland, Mürzthal) zufällig gemachten Erfahrungen in dieser Sache mitzutheilen, wenn ich nicht durch den Germanisten Prof. K. J. Schröer in Wien dazu angeregt worden wäre.

Wenn, wie behauptet wurde, der Wortreichthum einer Bauersmagd nur aus etwa 500 Wörtern besteht, so sage ich, daß ein Fünftel dieses Schatzes sich auf die Hausthiere bezieht.

Kommt im Stalle, in der Bodenkammer, im Hundskobel, in der Hühnersteige ein Junges zur Welt, so ist das vor Allem den Kindern des Hauses ein freudiges Ereigniß und die erste Obliegenheit tritt heran, dem Jungen einen Namen zu geben. Das Kalb wird vorläufig nur nach seinem Geschlecht bestimmt; das Weibchen heißt Kalberl, das Männchen Stierl. Holt das Ding in der vierten oder fünften Woche seines Lebens der Fleischhauer, so geht es namenlos dahin; ansonsten wird das Weibchen in den drei Jahren seiner Jungfräulichkeit mit dem allgemeinen Namen Kalben, der Stier mit dem allgemeinen Namen Jodel belegt. Erst

die Mutterschaft berechtigt zu einem Eigennamen, so wie beim Stier die Castration als Taufe gilt, bei welcher dem jungen Ochsen ein eigener Name gegeben wird.

Was die Ausdrücke der Brunstperioden, des Befruchtens und des Werfens anbelangt, so muß die Kuh stieren und dann kälbern, das Schaf widdern und dann lämpern, die Ziege bocken und dann kitzen, das Schwein ruißeln und dann farln, der Hund und die Katze remmeln und dann ausschütten, die Henne bucken und dann ausbruten.

Die Namen der Rinder nun sind entweder Gegenständen der ländlichen Natur entnommen, so heißt der Ochse z. B. Wald, Wies, Hirsch, Gams, Löw; oder sie deuten die Farbe des Namensträgers an, als: Braun, Scheck, Zingg (bunt gesprenkelt), Foich (falb), Weix (weiß), Helm (mit einem weißen Fleck am Kopfe); oder aber sie drücken einen hervorragenden Charakterzug des betreffenden Thieres aus, als Grull (Groll, tückisch, gewöhnlich für Ochsen, welche lange Zeit Stiere gewesen sind), Heiß (verschlagen), Leab (gutmüthig). Auch Bel ist ein verbreiteter Ochsenname, dessen Sinn mir nicht klar wurde, er müßte denn identisch sein mit dem Götzenbilde Bel, welches nach einigen Schriftgelehrten das goldene Kalb der Israeliten gewesen sein soll.

Die Kuhnamen sind den Ochsennamen ähnlich, und wird diesen die Silbe lo angehängt, das ist die weibliche Form. Z. B. Waldlo, Hirschlo Schecklo, Morlo, Gstromlo (gestriemt), Semlo (semmelfarbig — diese letzteren drei Namen kommen jedoch bei den Ochsen nicht vor), Zingglo, Foichlo (oder Falchlo), Weixlo, Heißlo. Unübersetzbar in die weibliche Form sind die Namen Grull und Bel, und wird man eine „Grulllo" oder „Bello" nirgends finden. Hingegen giebt es das schöne Geschlecht bezeichnende Kuhnamen, als: Blialo, Bleamlo (vom Blühen und Blume), Bußlo, Veiglo, Naglo (von Veilchen und Nelken) u. s. w.

Nicht in ein System zu reihen wüßte ich den Namen Schloßlo; es müßte dieser nur die adelige Abkunft des Rindes etwa von der Heerde des Schloßherrn anzeigen.

Solche Namen dienen selbstverständlich vor Allem dazu, um die Rinder bei denselben rufen zu können, und es müßte schon eine sehr dumme Kuh oder ein großer Ochs sein, der seinen Namen nicht verstünde. Wenn auf der Weide die Heerde grast und man ruft plötzlich z. B. den Namen Bel im Locktone in sie hinein, so wird vor Allem dasjenige Thier, welches stets mit Bel angesprochen wurde, sein Haupt erheben. Wenn man nun aber auch das Wörtchen „se" beisetzt und sonach: „se, Bel! se, Bel!" lockt, wird der Ochse in der Erwartung eines besonderen

guten Bissens, als Brot, Salz u. dgl., aus der Heerde hervortreten und dem Rufenden zugehen. „Se, se," ist der Lockruf für Rinder, und jeden Sommerabend kann man's im Gebirgsbauernhofe hören, daß die Magd ins Freie tritt und ohne vielleicht zu wissen, wo sich die Heerde gerade befindet, laut und hell in die Gegend hinausruft: „Se, se, Koißl (Kosename für Kühe) se!" Die Rinder hören es und kommen, sie mögen im Walde oder auf der Wiese gewesen sein, herbei und lassen sich einstallen. Natürlich lohnt ein Bündel frischen Klees in der Krippe, oder ein Gebrei von gesottenem Heu und Kraut im Troge die verständige Folgsamkeit der Braven.

Dann kommt das Melken, wobei die Kuh nach dem Commando der Magd: „Steh gleich, Alte!" oder „geh firi!" oder „steh umi!" sich in die gewünschte Position stellt. Es giebt Kühe, die nur dann Milch lassen, wenn die Schwaigerin während des Melkens laut spricht oder singt. Mein Vater besaß eine Kuh, ein gar rabiates Vieh (Gstromlo hießen wir sie), die sehr schwer zu behandeln war; sie ließ sich im ganzen Hause blos von einer alten, blinden Einlegerin melken, und von dieser nur, wenn solche das Lied vom „Lazarus" sang. Wir behielten die Einlegerin, welcher wir von rechtswegen nur vierzehn Tage verpflichtet waren, oft monatelang im Hause, weil sich ja Keines sonst zu dem Vieh so schicken konnte als sie, die in Einemfort mit den Kühen und

Kälbern schwätzte, ihnen alle Ereignisse ihres Lebens (sie war nicht immer blind gewesen) erzählte, und ihnen alle Lieder vorsang, die seit der schönen Jugendzeit ihrem Gedächtnisse treu geblieben waren. Nun, die Gstromlo hatte sich ein- für allemal für die elegischen Töne des „Lazarus" entschieden und wies jede andere Zumuthung durch einen Ausschlag mit dem Hinterfuße energisch zurück.

Nicht ganz einfach ist das Reglement der Zugochsen. Sagt der Fuhrmann: „hi!" oder „hi geh!" so heißt es Vorwärtsgehen; sagt er z. B. bei einem Zweigespann, dessen Glieder Grull, Wald heißen: „Oha, Grull!" so hat sich das Gespann nach der Seite des Grull zu wenden, so wie: „oha, Wald!" eine Drehung auf die Seite des Wald verlangt. Will sich z. B. der Grull nicht bequemen, auf das Commando: „oha Wald!" der Richtung des Wald nachzugeben, so genügt gewöhnlich ein einfaches: „ho, Grull!" um diesen zur Pflichterfüllung zu bewegen. Eine weitere Form für das Seitwärtsleiten ist „hapha!" (Haupt her), wonach der Ochse sein Haupt nach dem Fuhrmann wendet. Ein einfaches „oha!" gebietet Stillstand. Ein „hof, hof!" bedeutet, daß die Ochsen, ohne sich umzukehren, einige Schritte „arschlings", nach rückwärts zu machen haben. Bei jungen Zugochsen ist, um die Worte nachdrücklicher zu machen, allerdings ein kleines Agiren mit der Peitsche nöthig; aber ein routinirtes

Gespann ist sehr leicht und sicher durch obige Ausrufe zu leiten.

Bei den Pferden ist das bekannte: „wia!“ der Antreiberuf; „wißtaha!“ bedeutet so viel als: links gedreht, „tihott!“ rechts gedreht, „ohööl!“ still stehen.

Ueber den sprachlichen Verkehr mit Pferden weiß ich aus jener pferdearmen Gegend des Weiteren nichts zu sagen; die Pferdenamen werden meist durch die Farbe bestimmt: Schimmel, Fuchs, Braun u. s. w.

In der Schaffamilie heißt das Kind: Lampel, die Mutter: Egel, der Vater: Widl (Widder), der durch das Messer zum Cölibat Verdammte: Kapp. Die Schafe hören auf den Lockruf „le, le,“ und kommen darauf aus weitem Felde gesprungen.

Bei den Ziegen wird das weibliche Junge Kitz oder Hiederl, das männliche Böckel genannt.

Der Kosenamen der Ziegen heißt Heizerl, und der Lockruf ist: „heiz, heiz, heiz!“ welcher auch von der koketten Geiß in ihren genäschigsten Momenten respectirt wird.

Das junge Schwein nennt man Farl (Ferkel), oder giebt ihm den unvergleichlichen Namen Pauscherl. Ein Schwein, welches auferzogen wird, um weiblicherseits das Geschlecht fortzupflanzen, heißt Züchterin; ein gemästetes, zum Schlachten bestimmtes: Brialin. Der Mann trägt den kecken

Namen Saubär oder, ist er durch die Castration über das trivial Sinnliche hinaus, den stolzen Titel Fock. Der Lockruf ist: „putsch, putsch!“ oder: „kausch, kausch, kausch!“ oder: „nutsch, nutsch!“

Die Henne heißt Biberl und geht auf den Ruf: „bi, bi, bi,“ oder: „wudl, wudl!“ Will man sie in den Hühnerstall locken: wudl eini, wudl eini!“ Will man eine Henne abfangen, so ruft man ihr zuerst zu: „duck, duck, duck!“ und duckt sie sich, und sagt man „Haugerl o! Haugerl o!“ so wird das Thier sich zusammenkauern und gern erwischen lassen. Die Jungen, eben erst aus dem Ei Geschlüpften führen den zärtlichen Namen Wuserl. Um die Hühner vom Herde oder Speiskasten zu verscheuchen, zischt die Bäuerin ein kräftiges „gscht!“

Die Hauskatze ist das Mutzerl und wird zu ihrem Milchtöpfchen mit: „mutz, mutz!“ gerufen. Ein alter Kater heißt Prok.

Unendlich mannigfaltig sind die Namen der Hunde. Da haben wir ein Waldmandl, Pumerl, Scheckerl, Mohrl, Fuchsl, Bürschl, Dachsl, Feldl; da haben wir einen Türkl, Sultl (Sultan), Hausknecht, Tiger oder gar einen Faßan, Reißzsam, Hebauf, und wie die Wütheriche alle heißen. Viele taufen ihre Spielhunde nach Städten, als Vinederl (Venedig, vielleicht auch begründet im alten Namen Vineta), Miako, Pariserl, Berlinerl. Wer hat aber die classischen Namen

Hektor, Hellas, Achill als Hundebenennungen ins Landvolk gebracht? Das Hundeweibchen heißt Zeischen. Hunde werden durch Pfiffe gelockt, oder durch das trauliche „da, da, da!“ — Es ist hier nicht der Platz, anzuführen, was der Hund von der menschlichen Sprache sonst noch begreift, ich muthmaße, daß der intelligente Hund von seinem Herrn, welchem er jahrelang ergeben ist, jedes Wort versteht; muthmaße, daß das Hausthier überhaupt mehr von uns weiß und besser uns versteht, als wir in der Regel annehmen; daß es uns im Allgemeinen treuer ergeben ist, als wir ahnen; und daß es anstatt sich selbst zu beklagen, uns, die Menschen bedauert als jene unseligen Geschöpfe, die vor lauter Selbstsucht und Eigennutz ihrer Noth kein Ende wissen.





Brandbrennen.

Seht Ihr die Leute dort auf dem Berghang? Es ist im heißen Brachmonat und von oben herab schaut die Sonne zu und von der Seite her der Großknecht; da heißt es wacker Hand anlegen, und zu der Hitze, die schon da ist, machen sie eine noch größere. Mitten im Feuer arbeiten sie herum und ein Fremder, der unten des Weges zieht, schlägt hell die Hände zusammen, ob des schauderhaften Waldbrandes, der da oben wüthet.

Gott Lob, es ist kein Waldbrand. Vor Monaten noch war der Berghang mit Weidengestrüppe und Haselgesträuche so dicht bewachsen, daß kaum ein Rind und ein Schaf konnte wandeln, daß nur der Fuchs und das Wiesel und der Marder und manch ander Raubthier darin konnte hausen. Das war kein Wald und kein Feld und keine Weide, das war ein

fast unwirthsamer Boden, für den aber doch Steuer gezahlt werden mußte jegliches Jahr.

Da hat nun der Landmann das Gesträuche niederhauen lassen der Reihe nach; die schönsten Haselnußbäume sind gefallen, die prächtigsten Weißbirken wurden gestürzt; nur die hohen Lärchenstämme, schon älter, denn der älteste Mann im Thale, und doch immer noch grün, nur diese haben das Vorrecht und blieben stehen, als alles, Stamm um Stamm, Zweig um Zweig, ringsum fiel. Und nun kam die Sonne und dörrte das umgehauene Gesträuche, und als die Blätter roth und abgefallen waren, da kam des Bauers Gesinde mit Feuer. Die junge Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, die schon manches Grünfrische hat entzündet, deretwegen alle jungen Herzen der Gegend brannten, die männlichen aus Lieb', die weiblichen aus Haß und Neid; deretwegen ein Mann sich verzehrte in stiller Sehnsucht, die der Leute Meinung nach nicht mehr Liebe, auch nicht Freundschaft heißen konnte, für die alle Sprachen der Welt keinen Namen haben sollten. — Die junge Zilli hat das Feuer gelegt. Oben am Rande geschieht's, am Raine hin. Dann stellen sich die Leute der Reihe nach quer über an und zerren mit Feuerhaken das brennende Gestrüppe abwärts über das Reisig, daß auch dieses Feuer fange. So wird die brennende Fläche immer größer und der Boden verkohlt sich.

Von der Ferne sieht es aus, als ob die Leute ein schwarzes Tuch allmählich über den fahlgrauen Hang zögen, immer tiefer, tiefer herab bis zum unteren Rande und darauf züngeln Flammen hin und her, in den neuerfaßten Gestrüpphaufen wogen Feuerlohen auf und die hellgrünen Kegel der Lärchen ragen über dem unsteten Meere der Flammen und des Rauches.

Weithin ist das Feuer sichtbar, und man weiß es schon allerorts, das ist ein „Brandbrennen", wie es in der Gegend gebräuchlich, um das nutzlose Gesträuche zu vertilgen, dadurch die Baum- und Graswurzeln des Grundes zu tödten, auf diese Weise den Boden mit Asche zu düngen und so ein fruchtbares Kornfeld daraus zu bereiten.

Denn bald kommen die Arbeiter wieder, diesmal mit Hauen und Spaten, um den verkohlten Rasen umzugraben und Samen in das schwarze Erdreich zu legen. Im Spätherbst ist das Brandfeld wieder grün, aber es kommt der Schnee, und reifen kann das Korn erst im nächsten Sommer, nachdem es fast ein Jahr lang auf dem Wege gewesen, aus dem Samen im Erdreich zum Keime, zum Halme und wieder zur wiegenden, goldigen Aehre zu werden.

Und hat der „Brand" ein oder zwei Jahre als Feld gedient, so ist er wieder erschöpft und man läßt ihn brach liegen, und es kommen wieder die jungen Sträucher und spröden Strüppe, und es

wachsen Nadelbäumchen. Aber ehe noch der Wald seine Herrschaft erlangt, denkt der Bauer daran, was auf solchem Boden doch für ein schönes Korn wüchse, und er schickt wieder die Leute auf den Hang und läßt „Brandbrennen".

Nun wenden wir unser Auge von harter Arbeit weg und der Menschenseele zu. Auch die jungen Mannsleute in der Gegend gucken auf den Brand hin, als auf etwas Besonderes. Sie wissen es eben, dort arbeitet die Zilli mit dem Feuerhaken. Das ist eine liebe, eine herzliebe Maid, aber ausgelacht hat sie noch einen Jeden, der ihr das gesagt hat. Sie mag keinen von den jungen Burschen — gar keinen — die sind Alle so gottssträflich schlimm. Sie hat vor ihnen an Werktagen keine Ruhe, da zupfen sie ihr allweg die losen Fäden aus der Joppe; sie hat auf dem Kirchweg keine Ruhe, da schwätzen sie ihr fortan unsinnig Zeug vor und rauchen ihr unter die Nase; sie hat im Kirchenstuhl keine Ruhe, da gaffen sie Alle an, just, als wär' sie der Hochaltar; und das schiert sie, die Zilli, das bringt sie letztlich selber aus der Andacht. Und endlich, was schon gar das Allerärgste ist, die Zilli hat auch in den lieben Nächten, die für einen armen Dienstboten doch nur einzig und allein zum Ausrasten da sind — sie hat auch in den Nächten keine Ruhe. Vor dem Hause bleiben sie stehen und singen oder pfeifen, an ihr Fensterlein klopfen sie mit dem Fingerknöchel. „Was

sie nur fortweg wollen von mir," meint die Zilli, „ich bin ja doch gar nicht unterhaltsam. Mein Gott, es ist ein rechtes Unglück, wenn man ein bissel sauber ist."

Da ist in der Gegend ein Jägersmann, der nichts mehr trifft, der schon eine große Glatze hat, aber wohl den grünen Federhut darüber und stets die Büchse auf dem Rücken.

Der Mann war ein seltsamer Jäger, der hatte sein Lebtag kein Mädel leiden mögen. — „Die Weibsleute wollen, man sollt' fortan daheim bleiben in der Höhlen. Da sollt' Einer sitzen am Rocken und mit ihnen schwätzen, und von der Pürsch verstehen sie gar nichts. Kommt man mal spät heim, so flennen sie und machen das Pulver naß. Und früh Morgens verschläft man die Hahnenbalz; — nein, ein Weib ist nichts für den Jäger, gescheiter: Speck und Branntwein." — So hat's der Jäger David gesagt und gehalten. Und siehe, wie er nun älter wird, da sieht er die Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, und die junge Maid, die heute das Gestrüppe des Hanges hat in den Brand gesteckt, wirft, ohne daß sie es ahnt, Feuer in sein Pulverhorn. Seiner Tag hat er einen guten Appetit und einen gesunden Schlaf gehabt, jetzund aber ist's vorbei. 's ist ein Fiebern und Herzklopfen in ihm; aber zum Bader mag er nicht gehen, eher geht er zur Dienstmagd Zilli, daß sie ihm den Zustand abbete. Die Zilli kann ihn leiden.

„Jesus, ich kann mich nimmer bewahren!“ hat der Jäger einmal gerufen, „Zilli, Du bist zwanzig Jahr' zu spät auf die Welt gekommen.“

„Allzufrüh bin ich da,“ antwortete das Mädchen, „so ein Findelkind, wie ich, sollt erst' am jüngsten Tag anrücken. Ich steh' da, wie ein Zaunpfahl an der Straßen; Jeder meint, er kann mich zum Stecken nehmen.“

Seitdem hat der Jäger schon gar keinen inneren Frieden mehr. Ein einzigmal seiner Tage hat er im Frühjahr aus Unvorsicht eine Rehgeiß geschossen, aber damals war er trotzdem nicht in der Verzweiflung, in welcher er jetzt sich fand. „Letztlich hab ich das Malheur und bin durch und durch in sie verbrennt. Was doch alles über Einen kommen kann noch in den alten Tagen!“

Jahr und Tag hielt er's aus; Pulver nahm er löffelweis ein; das sollte kühlen. — Aber es wurde nimmer besser. Die jungen Burschen machten sich mittlerweile an Zilli, sauber gewachsene Leute; aber sie hielt's mit Keinem. „Vorwitzig Liebschaft treiben, das mag ich nicht,“ war ihr Wort, „kommt dabei nichts Redliches heraus.“

„Ja, hättest unter den hübschen Mädchen just Du allein kein Herz?“ hatte ihr einmal der Krämerssohn, der Student, gesagt.

„Herz?“ antwortete das Mädchen lachend, „freilich nicht, und darum red' ich von der Leber weg.“

Mit dem Urlauber Hanns machte sie es besonders wacker. Der fand sich eines Sonntags Nachmittags in ihrer Kammer ein, als sie nähte, setzte sich an ihre Seite, fing zu schwätzen an, fädelte ihr die Nadeln ein und wollte ihr schließlich einen Kuß geben. Da erwischte das Mädchen in der Nothwehr die Schere und mit einem kecken Schnitt war sein Schnurrbart weg, auf der linken Seite. Brummend mußte der Hanns nun auch den Rest des verstümmelten Bärtchens entfernen, und als er gleich darauf zum Einrücken kam, soll er wegen „formwidriger Adjustirung“ achtundvierzig Stunden Arrest erhalten haben.

Das beiläufig ist die Vergangenheit des Mädchens, welches heute mitten in Rauch und Flammen steht und das Feuer schürt und nährt. Der Schweiß rinnt ihr von der Stirne, mancher Funke fliegt ihr ins Gesicht; sie achtet ihn nicht, der Durst brennt empfindlicher. Es ist aber kein Wasser weit und breit und bis zur Vespermilch sind noch Stunden.

Plötzlich dringt ein Winseln aus dem rauchenden Strauchwerk; ein Kaninchen ist in seinem Verstecke überrascht worden und weiß nun keinen Ausweg aus dem Verderben.

„Du armes Närrchen!“ ruft die Zilli, „ich glaub' es nicht, daß du das Fegfeuer hättest verdient. Hast etwa doch einmal dein Männlein gebissen? Thust es nimmer, so soll's dir vergessen sein und ich will dich in Gnaden erlösen.“ Sie fängt das Thierchen

hervor und trägt es aus dem Brandfelde bis zum Walde hinan. Der Großknecht sieht's und poltert über die Dirn, die Narreteien treibe, statt auf ihre Arbeit zu sehen. Aber der Jäger David sieht's auch; der lugt vom Walde herüber; und endlich kommt er mit einem Hut voll frischen Wassers, das er weit in der Brombeerschlucht geholt hat, zu den Arbeitern heran und frägt die Zilli, ob sie etwan trinken wolle. „Will ihr's reichen," sagt der Großknecht, und der Jäger übergibt ihm den Hut, daß er diesen durch das Gestrüppe dem Mädchen hinüberlange. Aber anstatt das zu thun, setzt der Großknecht den Hut an seinen eigenen Mund und trinkt ihn aus bis auf den letzten Tropfen und sagt: „Vergelt's Gott, Jäger."

Die Zilli arbeitet weiter, sie sieht nicht auf, sie muß Rauch schlucken in ihre durstige Kehle. Und als endlich der Tag zur Neige geht und das Brandfeld schier zu Rande gelodert hat, daß sich nur mehr ein kohlschwarzer Fleck breitet über den Berghang, da gehen die Arbeiter davon.

Nur der Zilli, dem Findelkinde, das zum Beschwerlichen überall vorangeschoben und zum Erquicklichen stets hinterdrein gezogen wird, giebt der Großknecht noch den Befehl, den Rest des Feuers auseinander zu hacken und zu zerstören, damit es in der Nacht nicht weitergreifen könne gegen den Wald hin.

Und als nun Zilli diese Arbeit gewissenhaft vollbracht und den letzten Funken, der schon im Abenddunkel leuchtete, mit einem Fußtritt getödtet hat, tritt plötzlich der alte Jäger aus dem Walde.

„Bin ein friedsamer Mensch,“ sagte er, „aber Euren Großknecht, den hätt' ich heut mögen zu Boden tauchen . . . Dir Dein bluteigen Trinkwasser vor dem Mund wegzuschnappen! Ein Wildschütz ist nicht so schlecht, bei meiner Seel'!“

„Er ist halt durstig gewesen,“ entgegnet das Mädchen, „und der Herrgott läßt das Wasser für Alle rinnen.“

„Aber nicht hertragen!“ fährt der Alte drein. „Dir ist's vermeint gewesen und Dich mag ich nicht durstig sehen. Schau mich an: wie ich da steh, hast Du mich zum Narren gemacht. Fünfzig Jahre ist keine Kleinigkeit mehr, aber alt, nein, alt bin ich nicht. Gleichwohl ist's eine Sünd', daß ich's denk; 's laufen Dir so viele junge Leut herum. Auch ältere wie ich bin, können noch Narren werden; ich bin frisch, kernfrisch, mein Lebtag hab ich kein Mädel angeschaut, denn Jäger dürfen keine Weibsleute haben — heißt das . . . . Du schaust mich groß an und Du lachst mich brav aus. Und recht hast, ich bin schon gar verrückt. Mädel, 's ist toll, wie ich Dich gern hab'!“

Wild herausgestoßen hat er die Worte; Zilli schweigt, sieht zu Boden, schleift mit dem Fuß, als müsse sie noch einen Funken zertreten.

„Auch ich bin Ihm nicht feind, Jäger — gar nicht," lispelt sie.

Beim Brandbrennen, beim Brandbrennen!

Es war ein Oedgart, aber es wird gutes Korn wachsen.



Feierabend und Samstagnacht.

Dort auf der Wiese haben sie sich der Reihe nach aufgestellt und mähen. Voran die Bursche. Alle sind in Hemdärmeln, die Röcke liegen weit, weit draußen am Weg unter einem Futterhaufen.

Dort haben sie um vier Uhr Morgens angefangen zu mähen und seitdem sind diese unzähligen Mahdenstreifen da herein geworden. Nun, und nach den Burschen kommen die Mädchen, ebenfalls in Hemdärmeln oder auch nicht, denn viele haben die Arme ganz bloß — haben nur ein Mieder und ein Kittelchen an, alles Uebrige haben sie von sich geworfen.

Mancher Bursche guckt auf die Uhr; borgt sich nämlich, ist das Wetter schön, immer unseres Herrgotts Sackuhr aus: der Himmel ist Zifferblatt, der Sonnenstern ist Stundenzeiger.

Aber der Stundenzeiger ist heute ein lahmes Ding; die Sonne macht doch gar zu heiß und die Sense zieht sich schwer. Und wie Etliche noch dazu barfuß sind — es wundert, daß die Halme nicht zu sehr stechen, — Ei ja, ein blaues Schürzchen haben sie auch um, und da steckt ein Holzkumpf am Band, und in dem ist Wasser und ein Schieferstein. Mit dem Schieferstein wetzen sie zeitweise die Sense. Am Nachmittag und gegen Abend schärfen sie die Sense öfter als am Vormittag, erstens, weil die Schneide wirklich schon etwas stumpf geworden und zweitens, weil die Mähder müde sind und sich beim Wetzen ein wenig aufrichten und ausschnaufen, ohne daß es gerade wie ein Rasten aussieht. Die Erntezeit ist eine wichtige Zeit, wer da nicht wacker Hand anlegt, der ist ein Wicht. Die alte Anna, die ganz hinten nachhinkt, schärft heute schon in einemfort die Sense. Das Mähen ist eine gar schwere Arbeit und die fünfundsechzig Jahre, die das Weiblein mit sich schleppt, sind auch nicht leicht! Doch, es wischt sich den Schweiß von der Stirne und denkt dabei: Im Gottesnamen! wird nicht ewig so dauern. Bin ich nur erst im Himmel, so leg' ich mich unter einen Lindenbaum oder ins Heu und rast' mich sauber aus und schlaf' bis zum helllichten Tag.

Anna ist schon sechzig Jahre im Rainhof. Als arme fünfjährige Waise nahm sie der Bauer ins Haus auf, daß sie die Rinder und die Schafe weide.

Im zehnten Jahre kam sie zu den Feldarbeiten und hatte Verrichtungen wie die anderen Mägde. Als sie zwanzig Jahre alt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Anna, für die Erziehung bist Du mir nun nichts mehr schuldig; wenn Du willst, so kannst Du zu einem Nachbar in den Dienst gehen, wenn Du aber noch bei mir bleiben magst, so ist es auch recht, ich gebe Dir den Lohn wie jeder anderen Magd.“

Und Anna sagte: „Vergelt's Gott, Bauer, daß Du mir's so gut meinst, wenn es Dir recht ist, so bleib' ich da, gern bleib' ich da.“

Und Anna blieb noch fünfundvierzig Jahre. Als sie schon älter war, und auch bereits ein kleines Erspartes in ihrer Flachstruhe hatte, kam einmal ein junger Bauerssohn zu ihr und sagte, daß er sie heiraten werde.

„Das kannst Du nicht sagen,“ gab sie ihm zur Antwort; „Du bist nur wegen meinen paar Groschen da und hättest dann neben mir noch eine Junge. Ich nehm' Dich nicht; sei nicht böse, deswegen bist Du ja nicht schlechter wie Andere!“

Bis in ihr siebzigstes Jahr will sie dienen, dann gedenkt sie sich in Ruhe zu setzen und dem Rainhofer ihren Sparpfennig zu geben, daß er sie aushalte und verpflege bis zu ihrem Ende.

Sie denkt daran, wischt sich den Schweiß und mäht wieder.

„Laßt es heut gut sein und macht Feierabend!“ ruft es von einem Hügel herab.

Und bald darauf gehen die Leute um ihre Röcke oder was sie sonst in der Arbeit weggeworfen haben, wischen die Sensen mit Futter ab und nehmen sie über die Achsel. So ziehen sie dann trotz Müdigkeit lachend und scherzend über den Hügel gegen das Haus.

Noch guckt die Sonne durch die Tannenäste und macht die Dächer des Rainhofes silberglänzend und den Brunnen vor dem Hause fast goldig wie Wein aus dem Unterlande. Und es kommt eine Magd und trägt Wasser in das Haus und scheuert damit die Bänke und Stühle und den Tisch und was sonst noch allwöchentlich gereinigt wird. Darauf kommt eine Schüssel mit frischer Kuhmilch auf den Tisch und der Bauer schneidet Brot hinein, und es kommen nun die Leute von der Wiese und setzen sich zur Schüssel. Ei, wie doch das Mähen so gesunde Mägen macht!

Und da die Jause verzehrt ist, knien sie Alle auf Schemeln um den Tisch oder an die Bänke und der Bauer zündet eine geweihte Kerze an. Sofort machen sie das Kreuz und beten zusammen laut den Rosenkranz. Das brummt und summt wie in einem Hummelnest. Einige schlafen zwar regelmäßig, dafür jedoch sind die Wachenden um so viel andächtiger, nur meine ich, dächten sie weniger an das Beten, als an das, was heute sonst noch alles kommen soll.

Und heute ist Samstagabend, da kommt oft gar viel!

Unmittelbar nach dem Gebete wird der Tisch wieder gedeckt.

Den älteren Knechten und Mägden schmeckt in der ganzen Woche hindurch kein Mahl so gut, als das am Feierabend — jetzt kommt wieder ein Tag zu eigen.

Die Jüngeren aber verspüren heute nur wenig Appetit zum Sterz und sie denken auch an keine Ruhe.

Das Nachtmahl ist vorüber, aber an die östlichen Berge scheint noch die Sonne und beim Nachbar stehen die Burschen schon im Sonntagsstaate auf dem Anger und singen den „Dreispannigen".

Der Dreispannige, das ist ein wunderlieblicher Gebirgsjodler, der von drei Stimmen gesungen wird. Es giebt wenige Menschen, die diesen Gesang gehört und davon nicht ergriffen und entzückt gewesen wären. Die Gesangvereine in der Stadt singen diesen Jodler wohl auch; sie geben ihm einen prächtigen Namen, thun Kunst dazu, aber das Schönste ist weg. Und die Bauernburschen kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht so Einer da, dem hüpft plötzlich, er weiß oft selbst nicht warum, das Herz in die Höhe — es ist eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an und es wird ein Jodler daraus. Gleich schlägt der Nebenstehende

mit an und ein Dritter noch fällt ein und „singt über". Das klingt hinaus durch das Thal und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin, all das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!

So singen sie auch heute beim Nachbar drüben und die Buben im Rainhofe eilen sogleich in die Bodenkammer; nicht lange darauf, so stehen sie auch schon im Feiertag angethan bei den Anderen.

Die Mädchen haben wohl länger im Hause und im Stalle zu thun, aber sobald sie fertig, machen sie noch in der Dämmerung einen kleinen Ausgang über das Feld. Sie hören den Burschen zu oder singen wohl auch mit diesen um die Wette; nicht Juchezer und Jodler blos, auch Lieder — Lieder zum Spott, zum Trotz, zur Liebe.

„Berg auf bin ih s gonga,
Thol oh bin ih s grennt,
Und do hot mih mei Dirndl
In Juchhazn kennt!"

singt Einer beim Nachbar. Jeßl, däs ist mei Franzl! denkt sich die junge Waidmagd, welche gerade ein Maßliebchen zerpflückt. Sie sagt nichts darauf, sondern singt:

„Gelt, Büaberl, liabst mih,
Wanst mih liabst, kriagst mih,
Wanst mih treu liabst,
Konst mih hobn, wanst mih kriagst!

Diesen Spott läßt sich der Andere drüben nicht gefallen, gleich weiß er eine Entgegnung.

Hinter dem Rainhofe steht eine Linde mit einer Holzbank. Dort sitzt die alte Anna und horcht dem lustigen Sange zu. Es kam ihr heute kein Schlaf, wie sonst nach dem Essen; sie hätte schier auch ein wenig über die Felder gehen mögen, aber sie setzte sich nur unter den Lindenbaum.

Es gab nicht ein Liedlein in der Gegend, das Anna nicht wußte, sie hatte dieselben ja auch alle einst gehört oder gesungen. Sind oft liebliche Feierabende wesen — der Ferdl hat eine schöne Stimme gehabt. Nein, das schwarze Schnurrbärtlein und der rothe Brustfleck steht gar Niemandem so gut, als dem Ferdl. Der sitzt neben ihr und thut eine Frage, und sie legt den Kopf an seine Brust ...

Anna zuckt auf. — „Jetzt hab' ich schon wieder geträumt," sagt sie zu sich selbst, „du liebe Zeit — just, als ob er dagewesen wäre und mir was gesagt hätte. Er liegt schon vierzig Jahr im Grab."

Anna legt die Hände übereinander. Es ist ganz dunkel geworden.

Der Bauer steht an der Hausthür und schreit nach den Mägden, daß es Schlafenszeit sei. Und diese eilen schäkernd zum Hause zurück und in ihre Kammern.

Das Fenster am Bett läßt fast Jede offen — die Samstagnächte sind auch immer viel wärmer, wie

andere. Es kommt heute aber noch Jemand in die Mädchenkammer. Es ist ein alter Mann, der einen jungen Haslinger bei sich hat. Er geht zu jedem Bett und hebt bei Einzelnen sogar die Decke etwas auf, und macht dann die Fenster zu und geht wieder fort.

Das ist der Bauer, der in seinem Hause über die Sittlichkeit wachen muß, besonders in der Samstagnacht. — Und wenn auch der Bauer noch so jung ist, er muß in solchen Nächten in die Mädchenkammer — die Pflicht gebeut es!

Aber für den Leser schickt es sich nicht, daß er in dieser Kammer verweile, ich führe ihn also wieder in das Freie zu den Burschen.

Die Sterne oben funkeln und lachen sich mi ihren glühenden Augen so an und rücken zusammen — ist denn auch bei euch die Liebe daheim? Im Grase hüpfen noch die Heupferdchen und schreien, und die Grillen geben darauf Antwort und alle Thautropfen sind lebendig. — Ist das doch ein heiteres Leben allüberall!

Die Burschen singen, dann stehen sie ruhig und horchen, ob nicht auch auf den anderen Bergen Jemand singt, denn in der Samstagnacht sollen die Burschen eigentlich alle lebendig sein, sonst — sagt man — gedeiht das Korn nicht.

Heute ist es aber vorläufig noch still jenseits des Thales. Von der Waldschlucht herauf rauscht der

Bach und in einem jenseitigen Gehöfte schlägt der Kettenhund an.

Es ist auch schon und im Unterlande sehr oft geschehen, daß die Burschen verschiedener Dörfer oder Gemeinden, wenn sie in der Nacht zusammenkamen, heillos gerauft haben. Wie das zugeht? Ja, das geht anfangs so heiter und gemüthlich hin, sie singen, sie scherzen, sie „heißen einander was"; — plötzlich fordert Einer den Andern heraus, es entsteht ein Streit, sie raffen Knittel auf, brechen Zaunspalten ab und hauen aufeinander ein. Und wenn Einer todtgeschlagen ist, so geht der Andere zum Gericht und sagt: „Sperrt mich ein, ich hab' Einen umbracht."

„Oho! und warum denn?"

„Ja, ich weiß es nicht mehr recht. Er hat halt gesagt — —"

„Was hat er denn gesagt?"

„Ja, nichts, weil ich ihn gleich niedergeschlagen habe."

Weit öfter jedoch dient die Samstagnacht zur sinnigen und auch oft zur ausgelassenen Freude. Die sinnige und sinnliche blüht dann stets am Fensterlein des Liebchens. Die ausgelassene Freude spielt nicht selten Bauernhöfen, an welchen die Nachtschwärmer vorüberziehen, arg mit. Da kehren sie entweder den Brunnentrog um oder tragen einen Leiterwagen auf das Dach und hängen ihn an den Giebel, oder sie verstehen

gar, die Hausthüre aus den Angeln zu heben und davonzutragen.

Da haben sie dem Franzbauer einmal was Merkwürdiges angethan. Der that oft groß mit seiner Wachsamkeit, und daß ihm in der Nacht Keiner ins Haus käme. Er sperre nicht zu — sein Wächter sei eben der Haslinger und mit dem anzubinden, habe sich noch Keiner unterfangen. Und richtig, mit dem Haslinger hat auch Niemand angebunden, aber sich selbst und sein Bett fand der Franzbauer eines schönen Sonntagsmorgens unter einer großen Fichte im Breitwalde und die Spatzen flogen um ihn herum und pfiffen ihm allerhand Spott in die Ohren.

Am lustigsten und lautesten geht es noch in den Herbstfeierabenden zu, wenn die Burschen ihre „Schnalzgeißeln", Knallpeitschen, hervorholen. — (Weiteres über die „Schnalzgeißeln" folgt in einem eigenen Capitel.)

Erst wenn der Morgenstern aufgeht, wird es still und die Burschen suchen ihre Betten auf.

Der alte Rainhofer behauptet, es gäbe nichts Gesünderes, als ein goldener Sonntagsmorgen. Und so ist er auch heute schon im Freien. Neu, frisch und grün liegen seine Felder und Wiesen da und die Schwalben fliegen lustig zwitschernd um den Hof.



Sonntag.

Ein steierischer Bauernsonntag.

Die Sonne möcht's ja auch wissen und lugt so schelmisch herauf über den blauen Zug des Wechselgebirges, und so schön röthlich scheint sie hinein durch die kleinen Glasscheiben in die morgendliche Stube, und legt ihre goldigen Tafeln auf die braune Holzwand, oder auf den Großenleut-Tisch, oder auf das bereits geschichtete Bett des Ehepaares. Die Wiese vor dem Hause ist völlig bläulich vor Thau und da glänzt und glitzert es, als wie wenn alle Hälmlein und Blättlein eitel Silber wären. Gott sei Lob und Dank, daß es aber nicht wahr ist. Die Rinder und die Schafe warten schon an der Stallthür und sehnen sich nach dem Frühstücke auf grüner Au, sie möchten auf die Weide, die gewürzt und aufgefrischt ist durch den holden Thau.

Langes Schlafen ist sonst auf dem Lande eine große Schande, aber heut am Sonntag mag sich das arme Vieh lange sehnen nach der Weide — es will keine Kuhmagd hervor zum Melken, und der Bub, der Halter — o jerum! der duselt noch friedlich im Nest.

's hat sich zugetragen, daß so Einer schier die Zeit verschlafen hat hinter dem fremden Fensterlein, und daß der Morgenstern verwundert durch die Scheibe hineingeluget: Ei der Tausend, was hat sich denn die Maid heut für einen spaßigen Kopfpolster genommen!

Die Küchenmagd ist die fleißigste, die kocht die Morgensuppe zur gewohnten Stunde. Heut nimmt sie mehr Milch dazu, denn es ist Sonntag. Nach und nach tröttelt wohl auch der Tomerl in der blauen Unterhose daher und setzt sich auf den Herd, und die Magd muß ihm gleich, aber gleich ein Hemdknöpflein einheften; wie schon oft was reißt, wer kann dafür!

Hernach kommt der Hansel und der Seppel und es kommen die Anderen und sie gehen hinaus zum frischen plätschernden Brunnen und halten ihre Köpfe unter das sprudelnde Rohr und trocknen dann das Gesicht vielleicht mit den Hemdärmeln und kämmen die Haare mit den Fingern. Ei, die Jüngeren haben wohl ihre zierlichen Kämme und glätten damit die Haare schön sorglich über die Stirne herab bis zu

den Brauen, bis zu den Augen — mein Gott, wie weit sie halt langen. Zu allerletzt steigt wohl noch der Wastel hervor, wetzt sich gähnend die Augen und stolpert dabei völlig über einen Streublock, der mitten im Hofe liegt. 's ist schier gut, daß er heute nicht in die Kirche geht, sondern an ihm die Reihe ist zum Haushüten.

Die Kirchengeher aber steigen nach der Toilette am Brunnen auf den Dachboden, wo sie ihre „Kleidertruhen" haben, und ziehen den Sonntagsstaat an. Wer eine Uhr mit Schildkrötengehäuse und Packfongkette hat, der hängt sie an; wer ein Messer- oder Gabelbesteck besitzt, der thut es in den dazu gehörigen Scheidensack an der rechten Seite der Lederhose. Und das Geldbeutelchen — voll oder leer — darf heute zum Sonntag nicht daheim bleiben. Hernach ist noch ein allfällig Schnurrbärtchen zu wichsen und zu drehen übrig — und der Sonntag ist fertig und der Mann dazu.

Wär' schon recht, von den Burschen wüßten wir's; nun aber die Mädchen und Mägde. Die haben ihre eigene Bodenkammer und lassen sich eine lange Weile nicht sehen; wenn sie hervorkommen, haben sie schon das kurze, bunte und ein wenig gesteifte Kittelchen an. Die Schühlein sind zierlich und niedrig, und — wenn ich's nicht wüßte, so könnt ich's nicht sagen — die Strümpfe sind schneeweiß und haben oben feine Maschchen. Die Schürze ist nicht zu lang und

nicht zu breit. Das Jöpplein ist vorn wohlliebsam so weit offen, daß man das rothe Mieder und das weiße Hemdchen sieht. Ein wenig weiter oben ist vielleicht schon das steierische Kröpflein. Die Haupthaare sind glatt nach rückwärts gekämmt und in ein Kränzlein geflochten oder durch ein dunkelfarbiges Kopftuch eingebunden. Nun suchen sie sich aus ihrem Schrank, der inwendig mit Heiligenbildern beklebt ist, das weiße Handtuch, das schwarze Gebetbuch und den braunen Rosenkranz hervor, und jetzt — die Küchenmagd hat ein Spiegelchen — da thäten sie wohl Alle bitten!

Die Bäuerin geht auch in die Kirche; ihre Tracht unterscheidet sich von der der Mädchen dadurch, daß das Kittelchen ein wenig länger, das Jöpplein ein wenig faltiger und das Kröpflein ein wenig größer ist.

Silberne Halsketten tragen die steierischen Gebirgsbäuerinnen nur selten — der Alpengrund, das ist ein spröder, harter Boden, da wächst nicht viel für dergleichen auf.

Der alte Hausvater zieht feierlich die lange schwere, faltige, dunkelgrüne Sonntagsjoppe an, die bis zu den Waden hinabgeht, und von der die Sage ist, daß sie sechsunddreißig Schneider in neun Wochen verfertigt haben und daß, als sie fertig war, ein Aermel herausfiel und sieben Schneider frisch und gesund — mausetodt erschlagen habe.

Nach der Frühsuppe, die Alle gemeinsam und mit gehobener Stimmung verzehren, sagt der Bauer zum Wastel und zur Kathrin, die daheim bleiben: „So, Leutl, seid schön brav beisammen, thut mir fleißig Haus hüten und zur Hochamtszeit den Rosenkranz beten!“

Die Bäuerin richtet noch Sterzmehl und Schmalz, daß sich die Haushüter eine Jause kochen können, dann macht sie mit ihrer Hand ein Kreuz gegen den Herd, daß kein Feuer auskomme, und dann gehen sie fort in die stundenweit entfernte Pfarrkirche.

Nun ist es schier leer und still im Hause, nur den Brunnen draußen hört man plätschern; der plätschert Tag und Nacht, Winter und Sommer, der hat zur Wiege des Großvaters geplätschert, und der wird es in späten Jahren zum Brautgang des Urenkels thun, da ist allweg Wasser auf der Mühle — der Brunnen im Bauernhof bedeutet ja völlig die Ewigkeit.

Jetzt gesellt sich zum Plätschern auch noch das Schellen der Kuhglocke; die Rinder ziehen auf die Weide und der Halterjunge schnalzt lustig mit der Peitsche und jauchzt.

Die Kathrin ist im Hause beschäftigt und schlägt sich gar eine Weile mit den Hühnern herum, die ihr heute die Eier zu der Hüterjause vorenthalten.

Endlich schlägt die Hängeuhr die neunte Stunde, da wird's, weil in der Kirche jetzt das Hochamt beginnt, Zeit zum Rosenkranzbeten.

Die Kathrin zündet eine geweihte Kerze an; der Wastel langt den großen, braunen Hausrosenkranz von der Wand, der völlig ein Halbpfund wiegt und sonst nur von dem Hausvater gehandhabt wird. Dann knien die zwei Personen zum Großenleut-Tisch. Er betet vor; sie betet nach. Das geht gar ernsthaft zu. Sie rückt ein klein wenig näher zu ihm, daß sie am Rosenkranz auch die Perlen mitzählen kann; er rückt ein klein wenig näher zu ihr, daß sie keine übersieht. Ich weiß nicht warum, aber jetzt giebt er ihr einen leichten „Puff" mit dem Ellbogen; sie läßt sich ihre grüne Seite auch nicht umsonst stoßen und thut mit ihrem Ellbogen zurück — hernach heben sie gar all Beide zu kichern an, und irren sich zuletzt in den Perlen der Betschnur und jetzt wissen sie wahrhaftig nicht, ist der Rosenkranz schon aus oder hat er erst angefangen.

„Geh, Du Unend (Schelm)," grollt die Kathrin, „gieb Fried und jetzt bet'!"

So fangen sie denn wieder rechtschaffen ernsthaft an. Dauert nicht lang', kichert er wieder.

„Du Schlingel Du," schilt sie, „wenn Du sonst nicht ernsthaft sein kannst, so denk' an die armen Seelen, die haben gar nichts zu lachen, die sind im Feuerofen!"

So sagt sie und macht ein trauriges Gesicht, dabei stößt sie auch selbst das Lachen inwendig wie ein junges Böcklein und sie meint, sie kann ihren Mund wahrhaftig Gott nicht genugsam zusammenhalten, daß er nicht gählings auseinanderplatzt.

„Aber jetzt gescheit!“ sagt sie endlich, „wo sind wir stehen geblieben? Ja richtig, beim dritten Geheimniß.“

Nun beten sie wieder so fromm und ruhig ein hübsches Weilchen fort, schau, da hebt sie an zu kichern und jetzt ist's aus, sie lacht laut auf. Der Bursch stößt die Dirn, die Dirn stößt den Burschen, zuletzt fangen sie gar zu häkeln und zu ringen an und reißen dabei die Rosenkranzschnur ab, daß die Perlen allesammt unter den Tisch hinabkollern.

„Nu, jetzt hast es!“ schreit die Kathrin, „hab' mir's eh denkt, daß Du kein Fried geben wirst, bis nicht was geschehen ist. Jetzt rutsch herum da unten im Winkel und klaub die Dinger zusamm! Was der Bauer dazu sagen wird, möcht ich wissen! Das Gescheitest ist, wir hören ganz auf zu beten, nachher können wir uns auslachen und aushupfen wie wir wollen!“

Sie hören wohl auf, aber — 's ist ein merkwürdig Ding — jetzt ist alle Lach- und Scherzlust weg.

Nun geht die Kathrin zum Herd und kocht — weil mittlerweile eine Henne gutmüthig ein Ei

gespendet — die „Hüterjause“, einen vortrefflichen Sterz.

Sie setzen sich zusammen und essen. Der Wastel haut ein, der Sterz ist brav geschmalzen; die Kathrin kocht nicht schlecht, das wär' eine tüchtige Hausfrau. Ist's vorbei, so schickt die Kathrin den Wastel mit dem „Neigel“ zum Halterjungen auf die Weide.

Und sie selbst beschäftigt sich wieder beim Herde, um das Mittagsmahl für die Kirchleute vorzubereiten.

Jetzt klopft es an der Thür!

„Herein, herein. Wird kein Schöner nicht sein!“ ruft die Kathrin. „Jesses der Natzl!“ schreit sie dann auf, da ein junger, schmucker Bursche zwischen die Thür guckt, „geh nur her, Natzl, magst leicht gar einen Sterz?“

Er bringt ein Bündelchen mit; da hat er seine Wäsche drin, die soll ihm die Kathrin waschen und flicken. Der Natzel ist nicht ihr Bruder und auch kein anderer Verwandter von ihr, er ist — fragen wir sie nicht, sie thät' roth dabei werden und sie sagt's nicht gern. Uebrigens haben sie wohl schon ihre ersparte Sach'. Sie neun Gulden, er fünfundzwanzig Groschen — da werden sie ja heiraten.

Der Natzel geht wieder, die Hänguhr geht auch und schlägt nun die zwölfte Stunde.

Das Kraut und die Knödeln sind fertig, da kommen auch schon die Kirchleute nach Hause. Sie

ziehen behäbig ihre Röcke aus, daß man wohl auch die weißen Hemdärmeln sieht, die sie gestern nicht angehabt haben und die sie morgen nicht anhaben werden.

Sie summen und brummen in Wohlklang das Tischgebet, aber der muß schon ein guter Christ sein, der davon ein Wörtlein versteht.

Wie sie sich zum Tisch setzen, sagt der Hausvater: „Ei nun, was ist denn heut mit dem Rosenkranz geschehen? 's hängt ja schier keine Perl' daran!"

„Ja, die' Katz, das Schindvieh!" schreit die Kathrin, „schleicht mir, derweil ich die Knödeln mach, in die Stube und beißt richtig die Betschnur ab!"

Der Wastel schneidet bei diesen Worten eifrig das Suppenbrot auf — er mag jetzt nicht seitwärts lugen. Und der Bauer, er hätte ganz Recht, wenn er brummte, denn so ein Rosenkranzbeten, das gehört sich nicht! — Am Herde hat schon wieder die Hausfrau das Regiment ergriffen. Wie das Fleisch kommt, machen die Knechte hellstrahlende Augen; heut ist Sonntag, da kriegt Jeder ein Stück mehr, als an den Wochentagen. Die Schüssel in der Mitte des großen Tisches, nimmt Jeder seinen Theil durch den breiten Holzlöffel gleich geradewegs in den Mund. Das Ganze geht mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich; die Leute besprechen untereinander

des Pfarrers heutige Predigt und was auf dem Kirchplatz die Aepfel gekostet haben.

Nach dem Essen geht der Hausvater ein wenig auf die Felder; die Hausfrau plaudert mit einer Nachbarin und die Mägde bessern sich und den Burschen die Werktagskleider aus und singen dabei oder erzählen sich Rauber- oder Geistergeschichten.

Die Knechte aber, weiß Gott, die hat schon all wieder der Geier. Zum Theile haben sie sich hinaus auf das frische Heu begeben und holen den in der letzten Nacht versäumten Schlaf nach; zum Theile sind sie zu den Nachbarshäusern gegangen und thun lustige Spiele untereinander, als Kegelscheiben oder Schnalzen, oder Ringen, oder Scheibenschießen u. s. w. Und gegen den Abend hin schleichen sie gar ins Wirthshaus.

Und treiben ein lustig Lumpen
Beim Karten- und beim Gläserspiel,
Wenn's Dirndl an der Seite sitzt
Und mit den Aeuglein blitzt.
Und trinken sie sich Affen,
Sie gehen drum nicht schlafen.
Sie trinken lustig d'rein und d'rauf,
Und über ein lustig Lumpen,
Da steht einmal nichts auf. —
Das Geldl leicht verjuxen,
Man lebt ja doch nicht alleweil,
Und kommt einmal der Ripperlhans,
Ist's Lumpen eh vorbei.
— Der Pfarrer, der sagt freilich,

Es thät uns noch der Teufel hol'n!
Nu, z'wegn dem Bisserl Teufel
Giebt's noch kein' Traurigkeit,
Und holt er uns noch diese Nacht,
So trinken wir mit ihm Bruderschaft."

Zuweilen, und meist im Unterlande, kommt es auch so weit, daß der Spaß ernst wird, daß sie auch heute wieder Stuhlfüße abreißen und dreinhauen.

Traute Geschichtchen, lustige Lieder und Räuschchen giebt es jeden Sonntag, das läßt sich nicht leugnen. Aber nicht jeden Sonntag schlagen sie sich die Rippen ein, da muß schon ein besonderer Festtag sein.





Christenlehre in den Waldhütten.

Wer ist einmal draußen im Flecken und in der Pfarrkirche gewesen?

Doch schon die meisten Bewohner des Thales. Dahinaus ist ja der erste Weg des jungen Welt- oder besser Thalbürgers. Dahinaus muß der Junge schon, und kommt's zum Sterben und ist's vorbei — dann geht's wieder hinaus zur Pfarrkirche, zum kleinen Gottesacker, der nimmer prunkt und auch nimmer zu klein ist, den der Mensch nicht schmückt, weil das die Natur besorgt. Hätte aber ein Thalbewohner — es trägt sich nur selten zu, vielleicht alle hundert Jahre einmal — hätte er doch vielleicht absichtlich den Sprung gemacht von der fiebernden, nothgebärenden Erdscholle hinab in die dunkle Nacht — dann tragen sie ihn nicht hinaus in das geweihte Grab, dann scharren sie seine Ruhstatt auf wild-

schattigem Anger der Schlucht, allen Mitmenschen und Nachkommen zum Greuel.

Wer — wie sie im Walde sagen — ein rechter Gehteufel ist, der macht den Weg von der hintersten Waldhütten bis hinaus zum Pfarrorte vielleicht in drei Stunden. Leute, die zu Sonn- und Feiertagszeiten in die Kirche gehen, ziehen des Morgens aus und kommen des Abends heim, oder ist das Wirthshaus mit im Spiele, noch später. Sind sie einmal draußen, so bleiben sie auch drei bis vier Stunden lang in der Kirche, ehevor sie wieder zurückstolpern den steinigen Weg und mit wunden Füßen heimkehren. Das ist die Sonntagsruhe. Für Kinder und Kranke ist das freilich nichts, und manch alt Weiblein — mein Gott — das hört halt das ganze Jahr lang keine Kirchenglocken. Aber auch die Gesunden und Starken ziehen es am Sonntag häufig vor, mit der Flinte im grünen Wald zu spazieren, als mit der Betschnur in der dunstigen Kirche zu sitzen.

Der Pfarrer schlägt im Pfarrbuche nach. Schier dreihundert Seelen leben in den Waldhütten. Nicht der halbe Theil davon kommt heraus zur Predigt und zur Messe. Dann freilich laufen allweg so viele Klagen ein über Schlägereien, Wildschützen, wilde Ehen und allerlei Arg'. Die Leute wollen ja nicht zum Unterricht kommen.

Das wird's auf die Länge nicht halten. Die Leute werden nach und nach kalt im Glauben. Wenn

sie nicht heraus wollen, so muß er hineingehen, der Herr Pfarrer; auch in den Wäldern muß er seine Schäflein suchen, um sie in den Schafstall zurückzuführen. Er hat die Waldmenschen dem Allgemeinen zu erhalten, das ist seine Pflicht.

Und zur Sommerszeit verkündet es denn eines Tages der Pfarrer auf der Kanzel: An diesem oder diesem Sonntag ist Christenlehre in den Waldhütten. Der Schroffenhütter hat die größte Stube, bei dem wird die Christenlehre abgehalten.

In unserem Engthale wird's bald laut. Da entsteht Bewegung.

Beim Schroffenhütter beginnt das Vorbereiten. Im Hause wird gescheuert, vor dem Hause mit dem Besen gekehrt. Die Hütterin sinnt auf eine Jause, die sie dem Pfarrer vorsetzen will.

Bald kommt der Tag. Es ist gerade, als hätte heute gar die Sonne einen feierlichen Schein. Ueber den Bergen gucken die Wölklein hervor, schier neugierig, ob der Pfarrer schon anrückt, oder was er sprechen wird.

Mittag ist vorüber. Da beginnen sich die Thalbewohner im Hause des Schroffenhütters zu versammeln. Nicht so sehr die Sehnsucht nach der Christenlehre treibt sie, als vielmehr das Bedürfniß nach Gesellschaftlichkeit; sind Alle beisammen, so findet Jedes das Seine. — Schöne, kräftige, kecke Gestalten rücken an, rauh, geschmeidig, freundlich, trotzig und übermüthig

zugleich. Nicht „Guten Tag!“ und „Grüß Gott!“ bieten sie einander; ihr Gruß ist stets ein derber Schimpf- oder Spottname, den sie sich lachend zurufen.

Etwas milder sind die Weiber. Diese drücken ihren Gruß und ihre Freundschaftlichkeit durch ein gewisses wohlwollendes Grollen gegeneinander aus.

Man meint, des Schroffenhütters Stube wäre groß, aber sie wird zu enge. Auf dem Lehmboden des Vorhauses müssen die Leute stehen bleiben, und wohl dem, der um einen Kopf größer ist als die Anderen, er sieht durch die Thür hinein auf den Tisch und dem Pfarrer, ist er nur erst da, auf die Hände.

Der Tisch ist überdeckt mit weißem Tuche, und auf demselben steht ein Glas mit einem sinnigen Blumenstrauß, wie er gewachsen ist im Gärtlein hinter der Schroffenhütte. Auch eine Flasche frischen Wässers steht schon auf dem Tische; das fiel der Magd ein: „Der Herr Pfarrer wird gewiß durstig sein, wenn er kommt,“ sagte sie und bereitete das volle Glas.

Und nun warten sie. Muß bald kommen. Der Bärenhans wird ihn bringen. Das ist auch eine Ehr' für den Bärenhans, daß er mit dem Herrn Pfarrer gehen, demselben das Bockledertäschchen tragen und unterwegs mit ihm allerhand reden darf.

Vor dem Hause ist eine Kugelbahn. Es wächst zwar grünes Gras darauf, aber zur Noth läßt sich's

ja wohl versuchen — und weil gerade die Zeit und Gelegenheit ist, so wird geschoben. Vor der Hausthür stehen etliche Männer, schwätzen miteinander und rauchen Tabak. Nur zum Zeitvertreib ist ihr Geschwätz, der Rauch verweht, und sie stehen umsonst. Hinter dem Hause tummeln sich die Jungen um und spielen „Hüteln". Sie werfen mit Kreuzern nach einem Hut, der in einer gewissen Entfernung auf dem Erdboden steht; wer den Hut trifft, oder dessen nächste Nähe erreicht, ist der Gewinnende. Zuweilen, wenn der Fall streitbar wird, fahren sich die Rangen in die Haare.

In der Küche endlich sind die Weiber und Mädchen versammelt. Daß es hier nicht gerade wortkarg hergeht, versteht sich von selbst.

So haben sie sich im Warten zerstreut und zusammengefunden. Endlich aber — der Stallbub, der auf Wache steht, sieht sie zuerst — sie kommen! Der Herr Pfarrer ist im bequemen Gehrock und hohen glänzenden Stiefeln; er stützt sich würdevoll und doch graziös auf seinen Stock, bleibt zuweilen stehen, lüftet den Hut, trocknet die Stirne, pfeift hernach seinem Pudel, der im Schachen herumschnüffelt. Der Bärenhans trägt des Pfarrers Mantel, weiß stets was zu sprechen und thut recht ungenirt, damit die Leute sähen, wie er mit den Herren umzugehen weiß und wie er mit dem Pfarrer schon dick Freund ist.

Nun eilen sie Alle ins Haus und womöglich in die Stube, suchen sich Plätze auf Bänken und Stühlen. An den Tisch will sich Keiner setzen, die Ehr' wär' zu groß. Doch lassen sich endlich die Aeltesten der Waldhütten an demselben nieder. Noch plaudern und lachen sie — plötzlich aber wird es still, und hat Einer noch seinen Hut, seine Zipfelmütze auf, jetzt ist's Zeit zum Abnehmen. Der Herr Pfarrer tritt zur Thür herein. Er ist ein ganz Besonderer, der Pfarrer, er grüßt ernsthaft, schreitet langsam dem Tische zu, legt auf denselben Hut und Stock, streichelt den mit ihm hereingeschlichenen Pudel, weist ihm einen Platz an und setzt sich endlich auch selbst.

Einer der Gemeindeältesten fühlt die Nothwendigkeit einer Ansprache. „Ein hübsch warmer Tag, heut'!“ sagt er. Der Pfarrer giebt nur kurze Antwort; er muß sich vorläufig die Würde und den Ernst bewahren.

Die Leute sind in Erwartung des Wortes Gottes.

Der Herr Pfarrer legt ein schwarzgebundenes Katechismusbüchlein vor sich auf den Tisch und die Schnupftabaksdose dazu. Dann räuspert er sich. Endlich erfaßt er das Wasserglas und trinkt. Die Magd sieht es durch die Thür, und ihr Blick, den sie der Schroffenhütterin zuwendet, besagt, was sie im Innersten empfindet.

Nach dem Trunke erhebt sich der Pfarrer und betet laut ein Vaterunser.

Und nun beginnt die Christenlehre.

Der Pfarrer ist sonst ein milder Mann, aber er weiß es, wie man zu den Bewohnern der Waldhütten sprechen muß, sollen sie es verstehen.

„Liebe Pfarrkinder,“ beginnt er, „weil Ihr so weit ab seid von unserer ehrwürdigen Pfarrkirche, und weil Ihr sohin zu träge seid, dieselbe der Vorschrift gemäß genügend oft zu besuchen, so komme ich auf meinen alten Füßen zu Euch und halte Euch eine christliche Lehre — eine Christenlehre. — Ihr müßt Euch recht an die zehn Gebote Gottes halten. — Du Kleiner dort am Uhrkasten, sag' mir einmal, wie viel sind Gebote Gottes? — Zehn, schön. Jetzt sage mir sie auch auf! — Du kannst sie nicht? Ei, das ist schlimm. — Ein Anderer. Ihr Alter dort mit dem Glatzkopf, seid Ihr nicht der Steinleitner? Richtig. Saget Ihr mir einmal die zehn Gebote Gottes auf!“

Der alte Steinleitner wendet und windet sich; er will was sagen — fährt sich mit der Hand über das runzelige Gesicht und über die Glatze. — „Ja, werd' wohl, Hochwürden, werd' wohl,“ stottert er endlich, „das ist halt so ein Sachen, Hochwürden; gelernt hab' ich das Ding wohl, ei ja freilich. Aber, wenn Unsereins halt ins Alter geht —“

„Was ich gefürchtet habe, ist eingetroffen,“ unterbricht ihn der Pfarrer, „Ihr da in Eurem Bergwinkel werdet mir kalt mit Haut und Haar. Ich

aber sag' Euch: wenn Ihr so fortthut, so geht's schlimm! An Gott müßt Ihr glauben, und nicht an Eure Ochsen und Kälber, wie das jüdische Volk in der Wüste. Schimpfen und ehrabschneiden dürft Ihr nicht; fluchen dürft Ihr auch nicht. Und an den Sonn- und Feiertagen müßt Ihr aus Euren Höhlen hervor, und brav in die Kirche gehen. Das Kartenspielen und Kugelscheiben am Tag des Herrn aber ist eine große Sünd' und das Tanzen zu Mannlein und Weiblein ist eine noch größere. — Ihr, was Ihr Junge seid, dürft Euren Aeltern nicht mit der Heugabel nachlaufen; Ihr müßt ihnen Gutes thun, und müßt ihnen warme Schuh' kaufen. Das Umbringen ist auch verboten; besonders Euch Wildschützen sei es gesagt; nicht einmal einen Jäger darf man todtschlagen! Die Buben und die Mädeln sollen sich auch nicht kennen und nennen, und wenn sie in der Strohkammer zusammenkommen, so ist das schon gar des Teufels! Stehlen und betrügen! Pfui, liebe Christen! Ich sag' Euch's ein- für allemal: das Stehlen leid' ich nicht in meiner Pfarr'! Das Lügen und das Falschschwören ist auch nicht viel besser; wer das thut, dem muß man glühende Kohlen in den Mund stecken, hat ein weiser Mann gesagt. Daß verheiratete Männer mit ledigen Weibern liebeln, ist auch schon geschehen; will nicht sagen, wo, will nicht Namen nennen; sag' nur Eins: ein heidenmäßig's Wesen ist das! Und wenn Ihr Euren Nächsten das

Eigenthum abstreitet, so ist das auch heidenmäßig, wißt Ihr! So dergleichen Sünden und Laster begehen, soll man auf die Bank legen und ihnen den Buckel stäupen im Namen des Herrn! — —

Und wenn wir meine Lieben, von den Geboten Gottes nun zu den Geboten der Kirche übergehen, so finden wir in unserer Pfarr' das nämliche Heidenleben. An Sonn- und Feiertagen Saufen und Raufen, die Messe schwänzen und die Predigt verschlafen! Den Fasttagen geht's nicht besser als den Feiertagen; ganze Säue werden gef......, werden verzehrt am heiligen Quatember. Und wer kein Schwein hat, der verzehrt ein Kalb, ein Schaf, ein gestohlen Wildpret, oder was er sonst hat; und wenn er nichts hat, der leidet Hunger! Heißt das Fasten? — Wer am Freitag nicht Fastenspeisen genießt oder wer nicht aus freiem Antriebe sich abtödtet und kasteit; wer nicht freiwillig sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, spricht unser Herrgott, der ist meiner nicht werth! — Und wie schaut's mit dem Beichten und Communiciren aus? He? — Mögt Ihr Eure Sündenlasten nicht ertragen bis hinaus zur Pfarrkirche? Soll ich zur österlichen Zeit gar noch hereinlaufen, und von Haus zu Haus, und Euch Eure Sünden abbetteln? Sonst geht Euer Mundwerk wie eine leere Hafermühl', wenn's aber zum Sündenbekennen kommt, seid Ihr stumm, wie der Fisch in der Schmalzpfanne. — Und

Eure Erdäpfel und Eure Bohnen in Leinöl schmecken Euch besser, als der Leib des Herrn. Ist das christlich? — Und sonst auch, in den heiligen Samstagnächten schlendert Ihr herum auf den Gassen und Straßen, poltert vor den Fenstern ehrsamer Jungfrauen und fortweg steht Euch der Sinn nach weltlichen Freuden. — Von den sieben Hauptsünden extra will ich gar nicht sprechen, auch nicht von den vier himmelschreienden Sünden, von den sechs Sünden im heiligen Geist und von den neun fremden. Wißt Ihr mir davon auch keine einzige zu nennen aus dem Katechismus, so tragt Ihr sie doch alle sammt und sonders auf Euren Rücken herum. — Liebe Pfarrkinder, ich sag' Euch's noch einmal im Guten, beichtet und betet, geht fleißig zur heiligen Messe; gebt Almosen, gebt das Pflichtschuldige an Seelsorger und Vorgesetzte, wie es schon Moses vorgeschrieben hat. Und fastet und kasteit Euch, zieht härene Kleider der Buße an und nährt Euch vom wilden Honig der Gottesfurcht, wie der heilige Johannes in der Wüste. — Bessert Euch, führt ein frommes Leben; haltet Euch an die Gebote Gottes und der Kirche und Ihr werdet glücklich sein auf Erden und dereinst eingehen in die ewigen Freuden des Himmels, Amen."

Das ungefähr ist die Christenlehre. Die Zuhörer sind gar erbaut und nach dem Amen sagen sie ein dankbares „Vergelt's G!"ott

Wenn die vorderen Männer fest aneinandergerückt um den Tisch herumsitzen, so sind die hinteren Bänke den Augen des Pfarrers entrückt. Noch manches Weiblein drängt sich vor und bewundert den Prediger, daß er nur alles so weiß und trifft.

Bedeutend weniger Eindruck macht die Lehre auf die hinteren Reihen. Da sitzen Weiber, die sich schnöde mit irdischen Dingen beschäftigen. Gegenstand ihres Flüsterns ist zwar anfangs der Herr Pfarrer und sein Pudel, bald aber kommen sie auf ihre Kopftücher, Mieder und Kittel zu sprechen, und es finden in diesen Dingen sogar etwelche Handelsgeschäfte statt — versteht sich, in möglichster Heimlichkeit.

Ganz anders geht es in den Winkeln der Ofenbank zu. Diese Winkel sind durchaus geborgen gegen alle strengen Blicke des Pfarrers. In ihnen sitzt, lehnt, kauert das junge, aber bereits erwachsene Volk der Waldhütten, Burschen und Mädchen, wie sie der Herrgott durcheinander in die Welt gesetzt hat. Sie bestreben sich während der Christenlehre redlich der Tugend der stillen, geselligen Einigkeit. Ungemein erbaulich kommt ihnen die Christenlehre vor, aber viel zu kurz. Nun sie aus ist, müssen sie aufstehen und auseinandergehen. Es wird allerseits geplaudert und gelacht, und der Herr Pfarrer selbst lacht nach vollbrachter Pflicht fröhlich mit und läßt sich freundlich die Hand küssen. Zu den Meisten sagt er einen Scherz, streichelt die Kinder und halb-

erwachsenen Mädchen an Kinn und Wangen — sind lauter, muntere, kernfrische Geschöpfe, die da in den Wäldern wachsen, so lange noch die Noth und Arbeitswucht oder Aergeres nicht an ihnen zehrt.

Ferner spricht der Herr Pfarrer in seiner Leutseligkeit mit den Aeltesten über die Wirthschaft, über das Wetter, über Gemeindeangelegenheiten in gütigster Weise; lobt mit hellen Worten die Eierspeise, die ihm die Schroffenhütterin verschämt vorsetzt Kurzum, das ist ein ganz anderer Herr als jener, der vorhin die Christenlehre gehalten. Und die Küche wohin sich der Weiberrudel wieder zurückgezogen hat, ist des Lobes voll. „Ist doch rechtschaffen ein guter Herr — und das Christenlehrhalten — na, das kann er wohl wunderlich gut, und All hat er sie troffen! Der Bischof selber könnt's frei nicht besser!"

Nach der Jause geht der Herr Pfarrer in die frische Luft hinaus. Da wird schon wieder Kugelgeschoben, daß die Kegel klingen, und von der Tenne her summt gar eine Zither; weil sie just beisammen sind, die Leut', so giebt's ein Tänzchen.

Der Pfarrer findet es am schicksamsten, daß er das Tanzen, gegen welches er just vorhin gepredigt hat, gar nicht gewahrt; er stellt sich also auf die Kugelbahn, möcht' doch wissen, ob er auch was treffe, und ist mit von der Spielpartie. Jählings aber fällt's ihm ein, er hat auch gegen das Kugel=

scheiben gepredigt; sofort begiebt er sich hinweg und geht den Männern und Burschen zu, die unter dem Holzbirnbaum einen alten Branntweinbrenner umlagern. Kommen so viele Leute zur Christenlehre zusammen, bigott, da giebt's für den Branntweiner ein gutes Geschäft. — Auch Seiner Hochwürden ein frisches Gläschen: „Küß' die Hand! ich bitt' nicht verschmähen, ist ein feiner Tropfen.“ — Verschmähen, o gewiß nicht. Der Tag ist heiß, der Branntwein kühlt; so ein Gläschen labt.

's ist ein guter Geist, wahrhaftig; und alle guten Geister loben Gott. Der Herr Pfarrer trinkt. Und immer freudiger stimmt ihn die frische Waldluft. — „Recht haben sie, da drinnen in der Tenne; nur recht lustig sein, so lang' das Leben grünt!“ Jeder Pfarrer wird das nicht sagen, aber hier habe ich wieder einmal eine Ausnahme.

„Zwischen zwei Hafersäck'
Hat sich mein Mensch (Mädchen) versteckt;
Den mag der Teufel hol'n,
Der mir's hat g'stohl'n!“

singt ein übermüthiger Bursche.

„Bravo!“ ruft der Pfarrer, „wollt' auch Eins singen, hätt' ich eine Stimme.“

„O je,“ schreit der Bursche, „haben eine curiose Stimm', Hochwürden, das hören wir bei der Christenlehr'!“

„Je nu, Predigt und Christenlehre muß er halten, sonst wär' er ja kein Pfarrer!“ sagt ein Anderer.

Da hat sich der heitergewordene Herr schon unter die Tanzenden gemischt. Das Kelchgläschen — aus dem zu trinken ist er gewohnt — schwingt er: „Sollen leben alle lustigen Leut' auf der Welt!“ Ein blühendes Mädchen, das er eben erst vor etlichen Tagen als Braut des Tannschlager Franz von der Kanzel verkündet hat, hält er an der Hand, guckt ihm ins Auge; erhebt hierauf richtig seine Stimme und singt:

„Die eine Sach' will mich verdrießen,
Die ich mir oft schon betrau'rt:
Daß ich allweg copuliren werd' müssen,
Und hab' zunächst selbst keine Braut.
Schön Mägdelein alle hingeben,
Und ich sollt alleine so leben,
Na, das Ding geht mir nicht ein,
Mag schier kein Pfarrer mehr sein.“

Wohl verschämt schlägt das Mädchen die Augen zu Boden; und ganz unerklärlich ist es ihm, wie doch des Herrn Pfarrers Stimme, die es bisher nur vom Altare und von der Kanzel her kennt, einen so weltlichen Ton haben könne.

Draußen entsteht ein wildes Gelärme. Der Tannschlager Franz schlägt mit einem Zaunpfahl um sich; er hält sich benachtheiligt im Kegelspiel, auch ist ihm ein Spottwort zugeflogen, so will er jetzt die Welt

in Trümmer schlagen. — Sogleich eilt der Pfarrer, um den Raufbold zu besänftigen.

„Oho!“ schreit der Franz, „von Dir nimm ich schon gar nichts an, Kuttenmann, und Deine Christenlehr', die befolg' zuerst selber!“

Bald ist der wilde Bursche gebändigt; mit blutender Nase liegt er gebunden am Zaun. Der Herr Pfarrer macht sich auf den Heimweg und ist nachdenklich. Mensch und katholischer Priester sein, wie sich das doch so schwer miteinander vereinigen läßt! Er hat nichts Unrechtes gethan, er ist nur fröhlich gewesen, und doch muß er sich sagen: Entweder er hat auf seiner Christenlehre sich selbst zu viel erlaubt, oder Anderen zu viel verboten.



Der Hahnenschlag.

Ihr guten, ihr vortrefflichen steierischen Kapauner! Wie lasset ihr euch's wohl sein, euer Lebtag lang; wie lasset ihr euch förmlich ausstopfen mit allen erdenklichen irdischen Genüssen, bis ihr endlich auf dem Tische des Reichen in silbernen Schüsseln pranget!

Wie ganz anders ist es euren Voreltern ergangen!

Von Hahnenkämpfen und Hahnenturnieren will ich nichts sagen; auch für dieses gefiederte Geschlecht ist die Zeit des Ritterthums längst vorbei und paart sich heutzutage der junge Hahn lieber mit der Henne, als sich mit und gegen seinesgleichen an Muth und Körperkraft zu üben.

Weniger fern sind die Tage grausamer Verfolgung und Schlächterei, die Tage des Hahnenwurfes.

Die Sache verdient eigentlich ihretwillen nicht aufgeschrieben zu werden, dazu wäre sie viel zu niedrig und zu erbärmlich, gleichwohl man sagt, daß sie in einzelnen Winkeln unserer Steiermark heutzutage noch in ihrer ursprünglichen Weise geübt werden soll. Hingegen verdient der Gegenstand immerhin als culturhistorischer Factor öffentliche Beachtung.

Hei, horchet und luget, es ist ein Fest im Orte. Ist Brecheltag, oder Weinlese, oder Hochzeit, oder gar Primiz? Das freut uns, ist es was immer, wir wünschen Glück und viel Vergnügen.

Siehe, dort auf der ebenen Angerfläche versammeln sich die Leute, und sie singen und jauchzen und trinken Wein, und die Burschen schäkern mit den Mädchen, denn unsere wackeren Landsleute all' — es zeugt von gutem Blut — sie halten unverbrüchlich fest an der dreifarbigen Fahne mit dem Wahlspruch: Wein, Weib und Gesang.

Der behäbige, glattrasirte Mann dort mit den Silberknöpfen über der Brust, das ist der Dorfrichter. Ist eigentlich ein zweifach Wesen, der Dorfrichter: Als Richter beschließt er die Ausführung, als Ortspolizei führt er den Beschluß aus. So commandirt er auch heute, daß sich die Leute in einem weiten Kreise um den Anger herum aufstellen sollten und legt sofort persönlich ordnende Hand an, bis der Kreis richtig gezogen ist.

Welch ein Gackern und Flattern auf einmal! Ein Federvieh wird herbeigeschleppt, ein fetter Hahn. Ganz in der Ordnung, zu einem guten Trunke schickt sich ein guter Bissen. Gefehlt diesmal. Der Hahn wird nicht kunstgerecht geschlachtet, um sofort in die Bratpfanne zu fallen. Ein haarborstiger Junge macht sich dran, knüpft einen langen Strick an ein Bein des Federviehes und befestigt das andere Ende des Strickes an einen Pfahl. Hei, wie das jetzt ein Getanze und ein Geflatter ist, in weiter Runde! und was nützen dem Thiere die Flügel, wenn ihm das Bein gefesselt ist! Ach, der arme Hahn, er hat sie alle, die um ihn herum nun jubeln und johlen, er hat sie selber geweckt heut zu früher Morgenstunde mit seinem hellen Schrei, hat — zum Unheile, ach! auch jenen gelbhaarigen, sommersprossigen Burschen geweckt, dem sie dort mit einer blauen Schürze die Augen verbinden, und dem sie jetzt einen Dreschflegel in die Hände geben.

So zugerichtet und ausgerüstet steht der Bursche da, Alle ziehen sich nun von ihm zurück und nur er in seiner Blindheit und der Hahn in seinen Banden stehen auf dem weiten Platze.

Die Zuschauer werden still, sie lispeln und flüstern blos und tragen sich in großer Erwartung. Nun gilt es, daß der blinde Bursche mit dem Dreschflegel das Thier treffe. Er naht, er schwingt den Flegel — der Hahn weiß geschickt auszuweichen und der

Schlag dröhnt auf dem leeren Boden. Mehrmals flattert das Thier um den Pfahl, daß die Federchen in der Luft fliegen, wiederholt schlägt der Blinde seinen Knittel zur Erde, und jeder vergebliche Schlag weckt Geschrei und Gewieher unter den Zuschauern. Endlich ist der Hahn ermüdet, sind wohl auch seine Beine und Flügel verrenkt, da duckt er sich laut- und regungslos. Auch der Bursche steht still und lauscht, um die Gegend zu erspähen, in der das Thier sich befinden könnte. Wieder setzt er seinen Hieb und vielleicht gerade in der entgegengesetzten Richtung vom Thiere, und da bricht das Gelächter und Gejohle der Menge von neuem los.

Man mag das Spiel ausführlicher nicht beschreiben, es kann eine lange Weile zur allgemeinen Belustigung so fortgehen, es löst wohl auch ein Bursche den anderen ab, bis der Hieb endlich doch gelingt.

Der Hahn gehört dem, der ihn erschlug. Der Held ladet zu diesem Mahle nach Belieben die Gäste. — „Das wär' ein Fressen für den Thierschutzverein!" hat einmal Einer gesagt.

Dieses Spiel des Hahnenwurfes, oder vielmehr des Hahnenschlages soll vor wenigen Jahrzehnten noch in unseren Bergen getrieben worden sein. Aber auch hier zeigt es sich wieder, wie die Menschen gerade in den letzten Decennien so ganz anders geworden. Heute sind gewiß nur sehr Wenige mehr

im Lande, die an einer solchen Unterhaltung Gefallen finden. Und dennoch besteht das Spiel noch fort und wird bei Breche- und Weinlesefesten gern geübt. Der Unterschied aber ist, daß die Stelle des angebundenen Hahnes heute ein — alter Topf vertritt. Derselbe wird auf einen bestimmten Platz gestellt; der Bursche selbst kann ihn stellen, wohin er will bevor ihm die Augen verbunden werden. Hierauf aber wird der Held im Wirbel einigemale um sich selbst gedreht, dadurch verliert er die Orientirung und nun kann es wohl sein, daß er seinen Flegel mit aller Gewalt auf eine unschuldige Erdscholle im Osten niedersausen läßt, während der Topf still und ruhig im Westen steht.

Auf diese Art hat das Spiel, so albern es aussehen mag, oft etwas sehr Possirliches, Komisches, wenngleich der Preis der gelungenen Heldenthat in nichts Anderem besteht, als in den Scherben des zerschlagenen Topfes.

Und die Hähne? Denen thut man allerdings in rationeller Weise heutzutage etwas ganz Anderes an. Man macht sie — zu Kapaunern.



Der Fetzenmarkt.

In der Hauptstadt des Landes, im schönen Graz, herrscht ein alter Brauch, auf den wir, da wir vielleicht just in der rechten Jahreszeit sind, auch einen Blick werfen müssen. Es ist der berühmte und berüchtigte Fetzenmarkt.

Vor wenigen Jahren war der Grazer Fetzenmarkt noch in seiner Blüthe. Zweimal im Jahre, und zwar in Verbindung mit den zwei großen Jahrmärkten in Graz, wurde der Fetzenmarkt abgehalten — zu Mittfasten und zu Anfang September, jedesmal dauerte der Fetzenmarkt zwei Tage lang. Seit der Anlage des Stadtparks ist der Fetzenmarkt von den Glacisgründen verbannt worden und hat seitdem seine Originalität mehr oder minder verloren.

Damals ging der Fetzenmarkt vom Circusgebäude (Stadttheater) fast bis an die Stelle, wo heute der Stadtparkbrunnen steht. Das war ein

Meer von Menschen und Buden und Fetzen. Wenn man ein paar Jahrmärkte zusammenstellt, und ein Volksfest hinein und ein Dutzend Schnaps-, Käse-, Salami-, Kaffee-Boutiquen und etliche fünfzig Trödlerhütten und inzwischen jedes noch übrige Stückchen des grünen Erdbodens mit Fetzen und Gerümpel bedeckt, vornehme Stadtherren und Stadtfräulein, Bauernvolk, Kämervolk, Studenten, Taschenspieler, kroatische Zwiebelhändler, Juden, Soldaten und ein paar hundert Bettler hinein — so hat man den Fetzenmarkt beisammen, wie er noch vor zwanzig Jahren war. Gewinnsucht und Elend, Lustbarkeit und Hunger fanden sich ein; es war, als ob der Herrgott eine ganze Welt mit Reich und Arm in Fetzen zerrissen, durcheinandergemengt und auf das Grazer Glacis hingestreut hätte. Und der Contrast spielte ins Lächerliche und ins Tragische. Hier frische Eßwaaren, dort verdorbene, hier schwere Seidenkleider, dort halb verfaulte Lumpen. Möbel aller Art, mit vergoldetem Prunk, mit kunstvoller Arbeit, mit Wanzen; Bettstätten mit Stühlen, Büchern und Vogelkäfigen gefüllt. Kunstreiche Bronzefiguren und grobes Töpfergeschirr daneben, funkelnde Stahlwaaren und rostige Eisenwerkzeuge für alle Stände, Bücher — neue, alte, zerfetzte, besudelte Bücher auf Tischen aufgehäuft oder in großen Körben oder auf den nackten Erdboden hingeworfen; manch vielbändiges Werk in

Schweinsleder oder Leinwand, manch nacktes Büchlein ohne Umschlag, ohne Titel, so daß es selbst nicht einmal weiß, wie es heißt. Daneben einzelne Blätter als die letzten Ueberreste eines vielleicht bedeutenden Werkes, noch einen Käufer suchend. Dazwischen Kupferstiche, Gemälde mit fein geschnitzten Rahmen und durchlöcherter Leinwand, Familienbilder und Hausschilder, alte Lederstücke, verrostete, verbogene Schuhnägel haufenweise, Schmuckgegenstände und fettfleckige Kellnerfräcke und zerrissene Beinkleider und manch solider Rock darunter, von seinem unsoliden Besitzer an den Wucherer hingegeben. Und Schuhwerk, unzählig Schuhwerk, das längst schon alle möglichen Hühneraugen gedrückt, jetzt nach neuen sucht. Dann Reisesättel, aus denen das Eingeweide grinst, alte Matratzen, Sofas, Spielkarten und Würfel, Dolche, Säbel und Degen, die ich nicht gern zur Verantwortung ziehen möchte über ihren vergangenen Lebenslauf. Dann wieder buntbemalte Theeschalen, an denen manches Frauenzünglein geschärft, packfongbeschlagene Tabackspfeifen, über denen mancher Traum von Vergangenheit oder Zukunft geträumt worden sein mochte.

O, was ist in dem bunten Tröbel für Menschenleben und Menschenglück und Unglück durcheinandergeschüttelt! Wie viel Geistesarbeit ruht in den Millionen Blättern Papier, die hier auf dem Boden zerstreut liegen, wie viel Studium, wie viele durch=

wachte Nächte! - und wie werth mochten sie die jeweiligen Besitzer gehalten haben — jetzt sind sie in den Wind geflogen und wenn sie sonst Niemand mag, der Käsestecher wird sie schon kaufen. Gegenstände, die vielleicht vor Kurzem noch die freundliche Wohnung glücklicher Menschen schmückten, an denen vielleicht langjähriges Wünschen und Trachten gebaut hatte, die durch liebe alte Erinnerungen mit hoher Weihe umwoben worden waren: die theuren Gegenstände sind hier hinausgeschleudert auf die Straße, unter die Fußtritte fremder Menschen. Marktschreier rufen sie mit rohen Späßen aus, Wucherseelen dürsten nach dem Blutgeld des Gewinnes, der dreimal so groß sein muß als der Betrag, welchen sie dem zum Verkaufe Gezwungenen dafür hingegeben haben. Oder es sitzt bei einem Häuflein von Trödel eine blasse Frau in schwarzem Kleide oder es kauert ein trübäugiges Mütterlein dabei. Sie haben das Marktschreien und das Feilschen nicht gelernt und die Menschen eilen und hasten vorüber und wenn doch ein Blick auf die ärmlichen Waaren fällt, so ist es ein geringschätziger — denn Keiner sieht den stillen Schmerz der Frau, die Nahrungssorge der Mutter. — Wer denkt auch auf dem lustigen Fetzenmarkte an die Fetzen zertrümmerten Glückes!

Und wie schon der Weltgang ist, dem Elende spielt man Musik auf. Hier ein Leierkasten, dort eine

Drehorgel, da ein trillernder Kanari im Käfig, ein plappernder Staar, ein Papagei. Eine Zigeunerbande weiter hin, und die Klänge bei den Ringelspielen, Seiltänzern, Guckkästen und Gauklern. — —

Verkommene, abenteuerliche Gestalten, die man selbst in der Stadt das ganze Jahr hindurch nicht zu Gesichte bekommt, sind aus ihren Schlupfwinkeln hervorgefahren und wandeln, huschen, lungern auf dem Fetzenmarkte herum und machen Geschäfte nach ihrer Art.

Dort feilscht ein zerlumpter Länderpassirer um einen alten Tuchrock. „Ha," sagt der Trödler, „wenn der nicht seine schweren sechs Gulden werth ist!" und reißt das Kleidungsstück beim Henkel in die Höhe, „so soll mich auf der Stelle der Erdboden verschlingen! Nur weil heut' der heilige Aegyditag ist, laß ich ihn um fünfe. Gerade erst hat mir ihn ein Herr verkauft, ein solider Herr, ich könnte sagen um sechs Gulden, wenn ich lügen wollt'; aber mein Princip ist die Ehrlichkeit, um fünf Gulden hab' ich ihn gekauft, um fünf Gulden sollen Sie ihn haben — nur Sie! — Sind ein Reisender? Na ja, weiß es auch, wie es Einem da geht. Sie, ich bin Ihnen durch ganz Ungarn und Siebenbürgen zu Fuß gereist, bis hinein nach Paris. Na, den Rock müssen Sie mir abkaufen, weil ich ihn eben 'kriegt hab'! Nur daß was gehandelt wird, sag' ich allerweil!"

Trotz der schönen Rede will sich der Handwerksbursch wegwenden, denn der Rock scheint nicht drei Gulden werth zu sein, da bleiben seine Augen plötzlich daran hängen. Er befühlt ihn noch eine Weile, ob wohl ein guter Stoff, läßt ihn aber nicht mehr aus den Händen und zahlt — die fünf Gulden. Ohne noch einmal umzusehen, macht er sich davon.

„Hast Du's gesehen," lacht der Kleiderhändler zu seinem Nachbar, „wie mir jetzt wieder Einer aufgesessen ist? Eine alte Brieftasche hab ich in den Rock gethan; kaum er sie bemerkt, hat er angebissen. Der wird Augen machen, wenn er die Brieftasche untersucht und auf dem Zettel das Wort: Spitzbub! liest — ha, ha!"

So ist dieser sonderartige Markt, wie ihn außer Graz nicht leicht eine Stadt aufweisen wird, zum Tummelplatz für alle Stände und zweifelhaften Unternehmungen geworden. Mich setzt das schillernde, schellende, tolle, armselige Wesen und Treiben dieses Schacherfestes stets in eine unangenehme Stimmung — als ahnte ich den Tag, an welchem all das, was jetzt mein Haus so heimlich und traut macht, die lieben erinnnerungsreichen Gegenstände, die Resultate meines geistigen Strebens, einst auf dem Fetzenmarkt verjüdelt oder verschleudert werden sollen. — Wie wäre es doch schön, ein eigenes festes Heim zu haben, in welchem selbst nach dem Tode den Nachkommen all die Dinge in ihrer Ganzheit beisammen

blieben, die zu schaffen und zusammenzuhalten die Hauptaufgabe eines Lebens war.

Andererseits ist doch der Fetzenmarkt wieder eine wohlthätige Gelegenheit für jene armen Leute, die von Zeit zu Zeit ein Kleines an Tröbel und Fetzen erübrigen, um ohne Zwischenhändler dafür einige Groschen einzunehmen.

Vom Lande herein war stets ein großer Zulauf und manches Bäuerlein sparte im Gange des Jahres all sein Geld, um auf dem „Tandelmarkt“ Einkäufe machen zu können. Auf kleine Hauseinrichtungen, Arbeitswerkzeuge und Wäsche ging's besonders los; und das war dann ein Begucken und Feilschen um Hosen und Pfaiden, deren einziger Vorzug oft nur darin bestand, daß sie schneeweiß gewaschen waren. Der Bauer kauft nichts ohne zu feilschen, aber mitunter waren auf dem Fetzenmarkte die Preise dieses Nudelbrettes oder jenes Stiefelpaares so unter aller Erwartung niedrig, daß der Kauflustige wortlos nach seiner Geldtasche langte und nur Acht haben mußte, daß er sich etwa durch eine gewisse Hast im Auszahlen nicht verrathe, wie frevelhaft billig er den Gegenstand halte. Mancher hat sich freilich später überzeugt, daß er beim Handel doch nichts gewonnen, Anderen wieder kam's wohl zu statten. In der Birkfelder Pfarre war ein Schuhflicker, stets mit grauem Garnloden gekleidet, wie ein armseliger Häusler ging er sonst einher. Der kam eines Tages als

nobler Herr von Graz zurück. Ein feines schwarzes Beinkleid und einen Frack hatte er am Leibe und einen Cylinder auf dem Haupte; das Beinkleid war ihm zu lang, so daß es über dem Rist in vielen Falten zusammensaß, ähnlich, wie es erst viel später bei den Stadtherren in die Mode kam; die Aermel des Frackes hinwiederum waren so kurz, daß sie nicht allzu weit über den Ellbogen hinausgingen. Der Cylinder war tadellos, nur wollte man in Birkfeld wissen, in der Stadt trage man in der Regel nur solche, die keine Narben, Höcker und Widerhaare hätten. Den ganzen Anzug hatte der Flickschuster auf dem Fetzenmarkt um einen Gulden sechsunddreißig Kreuzer gekauft.

Möge er diesen Preis werth gewesen sein und möge diese flüchtige Skizze zur Erinnerung dienen an das wunderliche Volksfest, welches seit Jahrhunderten war, aber bald nicht mehr sein wird.

Im Haferschnitt.

Allein wollen sie ihn dastehen lassen, den alten, großen Kieselschlaghof. Die Menschen auf dem Erdboden und die Vöglein in den Lüften — alle ziehen sie davon. Und das Haus wird zugesperrt und das Kätzlein schleicht noch auf den Dachfirsten umher und untersucht jedes Nest, ob die davonfliegenden Schwalben nicht etwa ein Junges zurückgelassen. Kein einziges, alle fliegen sie über Berg und Thal.

So sommerlich blau auch der Himmel ist an diesem Herbstmorgen, aber von den Almen leuchtet nieder der erste Schnee.

Dess' grämt sich das Haferfeld und graut, und darum zieht der Kieselschlagbauer so emsig mit seiner Schaar, bewaffnet mit Sicheln und Kümpfen, hinaus. All sind sie heiter und jauchzen und jodeln. Wenn's auch ans Arbeiten geht, das macht nichts; hat

Gott die Welt erschaffen, so muß sie auch was taugen.

Sie stellen sich der Reihe nach an und es rauscht in den Halmen und hie und da wird ein Hase oder eine verspätete Wachtel aufgeschreckt oder es huscht ein behendes Mäuschen dahin zwischen den Schollen. Nur wenige Garben zuerst, aber sie mehren sich rasch. Je eine Magd und ein Knecht schaffen zusammen eine Garbe. Die Magd rauft eine Hand voll Halme aus und dreht das Band, schneidet einen Armvoll, eine „Welle", und legt sie auf das Band und läßt sie offen liegen, und beginnt wieder von neuem. Das ist nun erst die halbe Garbe. Aber der Magd folgt der Knecht nach, der schneidet mit mächtigen Sichelschwingungen die zweite Welle, legt sie schön fest auf die erste von der Magd, bindet sie mit dem unterliegenden Band zusammen und legt nun, etwa noch einen losen Halm auszupfend, die fertige Garbe aufrecht über die Stoppeln. So eine Garbe nennen sie ein „Kind", eine einzige, offen daliegende Welle aber ein „unausgemachtes Kind".

Anna Maria ist die erste voran. Sie ist so schalkhaft und schneidet und windet mit großer Emsigkeit Welle um Welle heraus, daß der Josef, der Nachschneider, doch sonst ein flinker Bursche, schier nicht nachkommen kann. Und sie ist so jung und harmlos, daß sie gar zurückruft: „Hurtig, hurtig,

Josef, schau, es liegen so viel' unausgemachte Kinder vor Dir!"

Dann, wenn ihre Sichel nicht mehr schneiden will, hüpft Anna Maria zurück und Josef, der Kumpf und Wetzstein am Ledergurte hat, muß ihr die Sichel schärfen und dabei tupft er sie ein wenig mit dem Ellbogen an und läßt seinen Blick ein paarmal in ihre Augen hüpfen, die so hell und blau sind, wie die Kornblumen.

Aber lange läßt sich das Mädchen nicht an= gucken, bald ist es wieder weit voran und windet Band um Band, und legt Welle um Welle darauf und knüpft sein störriges Röckchen ein wenig empor zum Schürzenband.

Possirlich ist's auch, wenn sie ihre „Standliedeln" loslassen. Aber unsere Leute sind wie die Grillen, sie singen nur unter sich; wenn sie sich beobachtet wissen, werden sie mäuschenstill.

Am besten ist's, man macht's, wie ich es in Kärnten einmal gemacht habe, als ich ausging, um Volkslieder zu sammeln. Sie sahen in mir zwar eine Art von Landsmann, wurden aber nicht so vertraut mit mir, als es der Sache wegen wünschens= werth gewesen wäre, und gerade mit den originellsten Liedchen wollten sie nicht heraus. Ich sang ihnen Etwelches aus dem Steierischen vor, um sie zu er= wärmen und irgend welche Schämigkeit mir gegen= über zu löschen, aber sie wurden nicht warm. Da

legte ich mich eines Tages, als sich eine Anzahl junger lustiger Schnitter versammelte, ins Korn und horchte.

Da bekam ich Erkleckliches zu hören. Gerade die Mädchen, welche vorhin vor mir am züchtigsten gethan hatten, huben zuerst an; die Burschen thaten bald mit. Sie sangen gegenseitig, wie im Liederkampfe; der männliche Theil hatte rasch die Offensive ergriffen, der weibliche vertheidigte mit bewunderungswürdiger Schlagfertigkeit seine Interessen, und so vernahm ich ein Stück volksthümlicher Liebespoesie, bei dem es mir heiß und kalt über den Rücken lief.

Als die Sicheln immer näher an mich heranklangen, huschte ich wie ein Wicht auf allen Vieren mit meiner Beute davon. Wollet Schnitterliches hören? Nein, Ihr könntet doch etwas davon verstehen; derlei gehört ganz aufs reife Kornfeld. — Nun wieder zu unseren Leuten.

Zu Mittag, wenn die Bäuerin mit dem Mahle kommt, setzen sie sich Alle auf Garben zusammen im Kreise und nun — welches von den Mädchen hat den breitesten Schoß? — Derselbe muß Tisch sein. „Ich nicht,“ schreit Anna Maria, „ich beileib schon gar nicht! ich setz' mich lieber neben den Josef, weil der heut mein Mann ist.“

Der Kieselschlagbauer schneidet Brot in die Suppe und sie beten das Tischgebet.

Auf demselben Felde ist sie gewachsen vor einem Jahre, die Gottesgab', die sie jetzt heiter und froh genießen.

Die Herbstsonne ist schon betagt und mühselig, sie mag nicht mehr recht steigen zum hohen Himmel empor: nur daß sie sieht, ob die Leut' fleißig sind auf dem Felde, dann kehrt sie gleich wieder um. Doch kaum sie nicht mehr die Aufsicht führt, gehen die Leute von der Arbeit weg. Zwar auf unserem Felde ist noch nicht Feierabend, da müssen erst die Garben gesammelt und in „Deckeln“ aufgeschöbert werden.

Da theilen sich die Schnitter in mehrere Gruppen; und unten an der Lehne sind der Josef und die Anna Maria. Er stellt die Garben zusammen und sie hält dieselben, daß sie nicht auseinanderfallen, bis der Hut draufkommt und so der Schober fertig ist. Wer „Kinder“ hat, der muß sie auch unter Dach und Fach bringen. Anna Maria hat den Burschen bis spät in die Nacht hinein noch geneckt, hat ihm zuletzt gar heimlich eine krabbelnde Heuschrecke in den Hemdkragen gesteckt.

Der Mond steht hell und glänzend über den dunklen Waldbergen, als die Leute heimkehren in den Hof.

Nach dem Nachtmahle weiß wohl Jeder gleich den Weg zu seinem Bette, denn es ist eine rechte Mühsal auf der freien Weid', und wer sich

einen ganzen Tag bückt um die Kornhalme, der meint am Abend, sein Rückenbein sei abgesprungen und er geht krumm daher wie ein Kameel.

Wie ein Kameel gehen, das taugt nichts; da ist's schon besser, wie ein Mensch liegen, denken sie und haben Recht.





Der Leihkauftag.

In Steiermark und auch in anderen Alpenländern herrscht eine Sitte, die sehr an vergangene Zeiten erinnert. Ehe ich sie aber darzustellen suche, sind einige allgemeine Zustände zu erläutern.

Das Personal einer Bauernwirthschaft besteht aus der Familie des Bauers (Mann, Weib und Kind) und aus dem Gesinde. Das Gesinde hinwiederum besteht aus Knechten und Mägden, deren Anzahl durch die Größe der Bauernwirthschaft bedingt wird. Solche Dienstpersonen sind allerdings auch freigeborene Menschen, gleichwohl sie zum großen Theile von anderen Dienstboten im Zustande der Knechtschaft unehelich in die Welt gesetzt worden, was ihnen ihr Leben lang auch bitter anhängt und nachgetragen wird. Des anderen Theiles aber besteht das Volk der Dienstleute aus ehelich geborenen

Söhnen und Töchtern haus- und grundbesitzender Bauersleute. Da giebt nämlich ein Bauer, welcher mehrere Kinder hat, sein Haus entweder dem Erstgeborenen, oder Bravsten, Fleißigsten, zur Wirthschaft am Geschicktesten, oder dem, der die besondere Gunst der Eltern besitzt. Die übrigen seiner Kinder bekommen als Erbtheil eine gewisse Summe ausbezahlt, welche zumeist nichts weniger als den aliquoten Theil beträgt. Es ist zwar das gegen Satz und Recht, allein die Schätzung des Vermögens bei der Uebergabe der Besitzung wird so geleitet und geschlossen, daß Haus und Hof um ein gut Stück zu niedrig in Anschlag kommt, was natürlich die Folge hat, daß der junge Besitzer seinen Geschwistern geringere Theilbeträge auszuzahlen hat.

Die abtretenden Kinder nehmen ihre Gelder nicht immer mit Zufriedenheit in Empfang und von diesem Augenblicke an ist ihnen in der Regel die Thür ihres Geburts- und Vaterhauses verschlossen. Die Eltern haben nicht viel mehr dreinzureden und der neue Besitzer weiß oft nicht einmal die natürlichen Rechte seines Vaters, geschweige seiner Geschwister zu respectiren. So hat's der Alte gehalten, so hält's der Junge, so wird's einst ein noch Jüngerer treiben.

Die abgetretenen Kinder aber schnüren die Bündel ihrer kleinen Habe und gehen, sich einen Brotherrn zu suchen; oder etwa, sie bleiben noch eine Zeit in ihrem Geburtshause, und zwar unter denselben Be-

dingungen und Verhältnissen, wie jeder andere fremde Dienstbote — er gehört zum Gesinde.

Die Dienstboten werden gewöhnlich für ein ganzes Jahr gedungen. Dieses Jahr beginnt regelrecht mit dem ersten Jänner. Die Zeit des Dingens und Abmachens aber ist viel früher, ist — wenn auch ein neues Gesetz dagegen Einwände macht — dem Herkommen gemäß schon im August des Vorjahres.

Gute Dienstboten, nach denen viel Nachfrage ist, werden häufig noch früher, oft schon im März durch eine bedeutende Darangabe für ein nächstes Jahr gebunden, und sucht ein Grundbesitzer den anderen um solche Waare stets zu überlisten.

Für Andere ist im Herbste, inmitten des Einheimsens der Feld- und Gartenfrüchte, der Leihkauftag. Stets an einem Sonntage und im Kirchdorfe wird er abgehalten, wo ja auch die Jahr- und Viehmärkte statthaben. Da finden sich denn Käufer und Zukaufende ein, und auch anderes Volk.

Der Bauer hat sich mit seinem Weibe im Vorhinein geeinigt; sie brauchen für das nächste Jahr einen neuen Knecht, oder eine Kuhmagd, oder einen „Küchenwaschel", oder eine andere Dirn. Da ist insgeheim schon Rundschau gehalten worden im Gesinde der Nachbarschaft. — Der ist stark, ist fleißig, nicht wählerisch in der Kost. Die hinwiederum ist recht geschickt im Haushalte, auch rechtschaffen jung und

gar nicht uneben. Ei, aber die Bäuerin hat Gründe, die ihr die Jungheit und Sauberkeit der neuen Hausgenossin als durchaus überflüssig erscheinen lassen; da zieht sie schon eine Betagtere, Gesetztere vor, die „was versteht“.

Bricht dann der Tag des Leihkaufes an, steckt der Bauer seine Brieftasche zu sich und geht in das Kirchspiel.

Da giebt es schon Leute genug; aber keiner und keines der Burschen und Mädchen, die da sind, wollen es anfangs merken lassen, daß sie zu haben. Sie sind nur so zufällig da; stehen vor der Wirthshausthür treiben untereinander Tabakpfeifentausch. Bei dem Semmelladen, bei der Zwetschkenverkäuferin ist eine Gruppe von „Weibsbildern“, schwätzt durcheinander, feilscht um Obst und Lebkuchen — kauft aber nichts. Weiterhin stehen Einige, die plaudern laut und hell von der Wirthschaft, vom Kornbau, von der Viehzucht, auf daß etwa vorübergehende Bauern nur sehen und hören sollten, daß sie auch was verständen.

Schleicht dann ein oder der andere Grundbesitzer herbei, winkt — sagen wir — mit einer raschen Handbewegung die Marian beiseite.

„Was meinst, Marian, willst für's nächst' Jahr meine Stalldirn sein?“

Sie sagt nicht nein, sagt nicht ja; zupft an ihrem braunen Mieder und lispelt: „Kann dieweilen nichts versprechen.“

Hält er ihr die Hand hin: „Marian, sag ja! werden uns gut vertragen. Die Arbeit ist gar nicht stark bei uns, haben sechs Küh', die kommen im Sommer auf die Alm. Die Kost ist bei uns nicht schlecht, dasselb kannst Andere fragen. Die Bäuerin ist auch nicht zuwider und mit mir kommst gar leicht ab."

Sie schaut unentschlossen auf seine Hand hin; die leere Hand ist ihr zu wenig.

Das merkt er, zieht eine nagelneue Fünfguldennote aus der Brieftasch': „Das für heut', das ist der Leihkauf (Angeld, Werbegeld). Fünfundzwanzig Gulden sollst als Jahrlohn haben."

Das Jahr ist lang, Bauer," sagt die Marian, „fünfundzwanzig Gulden sind mir zu kurz."

„Kann Dir das Geld nicht länger machen," meint der verschmitzte Bauer, „aber das Jahr will ich Dir kurzweiliger machen. Hörst, Marian, den Hanselhuberknecht, den krieg' ich für nächst' Jahr auch!"

Wird die Marian ein klein bischen roth. Den Hanselhuberknecht, den kennt sie fein — den mag sie gut leiden. Das weiß der schlaue Bauer, und gleichwohl es vom Pfarrer aus nicht sein soll, daß zwei „Liebsleut" unter Einem Dach wohnen — was verschlägt's! er, der Bauer, erspart dadurch an Jahrlohn. Versetzt doch die Marian bereits nachgiebig: „Im Gottesnam', Bauer, will Dich nicht

drucken; müssen mir halt fünfundzwanzig Gulden genug sein."

Der Handel ist abgemacht; die Marian ist dem Bauern verschrieben für das nächstkommende Jahr. Aber sie ist, bigott, auch dem Hanselhuberknecht verschrieben.

Nun hat unser Werber noch den zweiten Theil seiner Aufgabe zu erfüllen; er muß erst den Hanselhuberknecht gewinnen. Indeß geschieht das auf den einfachen Hinweis, daß die Marian bereits zugesagt habe.

Muß aber bemerken, daß nicht Alle diesem „gegenseitigen" Verfahren huldigen. Es giebt Bauern, gar viele Bauern bei uns, die auf strenge Sitte halten! Solche streben am Leihkauftage gerade das Entgegengesetzte an. Weil sie denn doch einmal ein Gesinde beiderlei Geschlechtes benöthigen, so suchen sie gerade solche Burschen und Mädchen anzuwerben, von denen sie glauben, daß sie sich gegenseitig nicht gut leiden und reimen werden. So schreibt's die Sitte vor. Und mit Recht schreibt sie's vor, denn das Jahr ist lang, und sehr unselig ist der Schluß eines Jahres, in welchem das Gesinde einen Kopf mehr zählt, als ihrer am Leihkauftage waren angeschafft worden.

Hat nun an diesem Tage der Bauer die nöthige Zahl seiner zukünftigen Dienstboten angeworben, so führt er sie ins Wirthshaus. Da geht es hoch her,

Musik giebt es und in der Küche schmoren allerlei Braten und im Keller fließt unversiegbar der Lebensquell des Weines. Obstmost wird heute nicht getrunken; der Bauer läßt schweres Silbergeld klingen. Seine „neuen" Leute versammelt er um einen Tisch und nun will er ihnen zeigen, was sie an ihm für einen lustigen, gerngebigen Herrn haben werden.

Wein trinken die Geworbenen, starken Wein, feurigen Wein; der schmiedet die Kette fester. — Zum Tanze führt der Bauer seine Erworbenen; lustig, lustig kreisen die Reigen; Keiner denkt heute daran, was dahinter steckt — ein langes Jahr voll Mühe und plagenreicher Arbeit. Ein Sklavenjahr für Manche! Sechzehn Stunden jeden Tag! Die Sonn- und Feiertage sind manchmal nur zur Hälfte frei, die zwei übrigen Viertel gehören der Kirche und wiederum auch dem Dienstherrn. Genau gerechnet bekommt die Marian, welche fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn erhält, für die Arbeitsstunde einen halben Kreuzer. Natürlich wird auch Fleiß und Treue beansprucht.

In die tiefe Nacht hinein geht der Leihkauftanz. Dem Arbeitsschweiße des nächsten Tages bleibt es anheimgestellt, die schweren, bedunsteten Körper wieder zu erleichtern und zu erhellen. Nun erst kann sich's Jeder, Jede ruhig überlegen, wem sie sich verliehen. Da gehen Manchem die Augen auf, möchte Mancher den Handel wieder rückgängig machen. Aber allzufest ist der Riegel ins Schloß gefallen; das ganze Kirch-

spiel ist Zeuge des abgeschlossenen Geschäftes. Es giebt wohl auch Leute, die für ein Jahr zwei Leihkaufe annehmen, nicht etwa, weil sie zwei Herren dienen, sondern weil sie das Geld zweimal brauchen. In solchen Fällen gilt der erste, wenn der betreffende Dienstgeber nicht freiwillig auf einen derartigen Dienstboten verzichtet.

Nun heißt es gelassen der Jahreswende entgegenzusehen; wird — wenn es hoch geht — Roß und Wagen kommen, und den Verdungenen von seinem alten Dienstplatz auf den neuen überführen. Dieses Ueberführen hat auch sein Besonderes, wir werden seinerzeit dabei sein.

Heut hätten wir nur noch zu berechnen, wie hoch in den entlegenen, unfruchtbaren Gegenden solch' eines armen Dienstboten Lebenszeit an den Mann gebracht wird. Dreißig Gulden per Jahr, außer den gewöhnlichen Kleidern, das ist schon ein gutes Angebot und wird nur für sehr mannbare Leute gegeben. Bis in das zehnte Lebensjahr, vor welchem der junge Dienstbote bereits als Hirte, Fuhrmann beim Ackern, als Schickbub u. s. w. verwendet wird, kriegt er nichts, als die nothdürftige Kost und Kleidung und das bischen Prügel. Vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre fallen per Anno durchschnittlich zehn, vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre zwanzig Gulden. Vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre werden zwölf Monate je mit dreißig

Gulden bezahlt; vom vierzigsten bis zum fünfzigsten wieder mit zwanzig, vom fünfzigsten bis sechszigsten mit fünfzehn, vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Jahre endlich mit zehn Gulden. Dann kommt der alte Krüppel in das Spital und wartet auf den Tod.

Wie hoch an Baargeld wird nun alles in Allem das Leben eines braven gesunden Dienstboten an den Mann gebracht?

Für Eintausendeinhundert Gulden!

Wer giebt mehr? —

Zum ersten — zum zweiten — und —

Zum drittenmal! ruft der Tod und schlägt mit dem Hammer auf den Sargdeckel.





Kirchweih!

Dem Bewohner des Gebirges ist seine Dorfkirche der Mittelpunkt der Welt. Was er vom Kirchthurm aus sieht, das kennt und nennt er sein Heimatland. Alles Andere ist ihm Fremde. Die fernen blauen Berge dort, die er täglich vor Augen hat, kann er oft nicht mehr mit Namen nennen und weiß nicht, in welchem Lande sie stehen. Zwar, sein Vater hat einmal gesagt, daß dessen Großvater gesagt habe, die blauen Berge stünden schon im Kärntnerischen oder im Krainerischen drin — je nu, so wird's wohl so sein. Leicht kann die Welt dort auch ihr Ende haben; wer mag's ergründen!

Indeß — des Dorfbewohners geographische Kenntnisse sind wie sein Kirchthurm: sie gehen nicht in die Breite, sie gehen in die Höhe. Hallt doch in der Kirche der Unterricht von dem himmlischen Vater

lande, von dem göttlichen Zion, von dem Hause, in welchem viele Wohnungen sind und — dort oben! sagt der Thurm, und weist mit seinem Finger ins Blaue hinein. So kennt der Landmann den Himmel besser als die Erde, und seine Dorfkirche ist ihm auch der Mittelpunkt des Himmelsgedankens.

Demnach ist es wohl begreiflich, was das für den Dorfbewohner ein wichtiger Tag ist, der Kirchtag.

Freilich im Kalender steht der Kirchtag nicht immer mit rother Farbe; die Stadtherren — zu denen leider auch die Kalendermacher gehören — wollen ja die „Bauernfeiertage" abbringen, dieweilen sie selbst jeden Tag ihr gut Stück Zeit für Erholung und Lustbarkeit haben müssen. Ei, Wetterstern! und wäre der ganze Kalender und jeder Tag darin schwarz wie der Teufel, der Bauer weiß schon, was sich schickt, und er zwickt desweg seinem Kirchenpatron den Ehrentag nicht ab.

Dann gilt es, vor den Nachbarsgemeinden zu zeigen, daß man auch seinen Festtag haben kann!

Und die Nachbarsgemeinden gehen gleich darauf ein, ziehen heran in Processionen und singen und beten, daß es in den Wäldern wiederhallt „Heilig ist der Herr Gott Sabaoth!"

Ein zwanzigjähriges Mädchen ist dabei, das läßt es wohl gern gelten, daß er heilig ist, der Herr Gott Sabaoth, und es zählt heimlich die Kupferkreuzer im Sack; deren sind mitsammt dem Silber-

zehner nicht so viele, als der Rosenkranz in der Hand Perlen hat. Am Rosenkranz hängt ein Kreuz, an den Kupferkreuzern hängt auch eines — ein weit größeres noch — denn sie werden nicht langen für das, was das Mädchen im Sinne hat. Am Rosenkranz hängt ein „Glauben", an den Kupferkreuzern hängt keiner — hängt vielmehr arger Zweifel.

'S ist noch nicht so lange her, daß des Mädchens Gernhaber, der Paul, einmal geäußert hat: „Wenn ich noch einmal auf die Welt komm', so werd' ich ein reicher Graf."

„Ein reicher Graf?" hatte das Mädchen gesagt, „ja warum denn das?"

„Je, daß ich mir für meinen rothen Sonntagsbrustfleck ein silbern Uhrkettlein kunnt kaufen."

Dem Mädchen waren dieselbigen Worte gar sehr zu Herzen gegangen, und desweg — sagen wir das Ding trotz — desweg geht es heut auf den Kirchtag.

Der Kirchtag ist weit und breit im Land herum bekannt. Schon gar die allerschönsten und wunderlichsten Sachen kommen herbei aus der Fremde. Zwischen den Häusern ist eine ganze Stadt weißer Zelte aufgeschlagen. Und beim Lebzelter liegen sie acht- und zehnfach übereinander, die Herzen und die Reiter und die Kinder — kostet das Stück einen Kreuzer.

„Schöne, saubere Tücheln!" schreit ein Baumwollenwaarenhändler, „heiraten thut Jede, die so ein Schafwollentüchel trägt!"

„Feigerle, Bor!“ ruft ein Anderer, seine Südfrüchte anbietend, und aus der wogenden Menge entgegnet eine Stimme: „Wer was kauft, ist ein Ochs!“

Nebenan pfeift ein Galanteriewaarenhändler auf einer Mundharmonika ländliche Weisen, daß den jungen Burschen und Mädchen schier die Beine unstät werden.

Eine Procession zieht heran: „Heiliger Antoni, bitt' für uns,“ und die wehenden Fahnen verneigen sich vor dem Crucifix, das an der Kirche steht.

„Wer was zu schleifen hat, der Schleiferfranz ist da,“ kreischt eine Stimme, und über den Köpfen sieht man in einer braunen Hand ein Rasirmesser funkeln. Es ist keine Menschenmöglichkeit, daß er einen Groschen erschreit, der Schleiferfranz, denn daneben lärmt ein Ringelspiel und die sonst harmlosesten Leute des Dorfes reiten heute auf Löwen und Hyänen und feuerspeienden Drachen im Kreise, der die Welt bedeutet — und ob da so ein Rasirmesser ein wenig schärfer oder stumpfer ist, keine Seele scheert sich d'rum.

Nur der kleine Bub, der noch keinen Bart hat, empfindet das Bedürfniß nach einem Scheermesser. Denn er hat irgendwo in seinem Gesicht ein hoffnungsvolles Härchen entdeckt. So ginge es denn doch endlich einmal vorwärts, Tabakrauchen thut er auch schon; zuvörderst sieht er sich daher heute nach einem

Mädchen um, dem er kann ein Krügelchen Meth zahlen, auf daß er sich somit als ganzer und voller Mann legitimire. Aber die Dorfmädchen sind gar so schrecklich interessirt, denen ist ein hoffnungsvolles Härchen viel zu wenig, die wollen gleich einen ganzen großen Pinsel haben.

Drinnen auf dem Kirchhofrasen sitzt ein Croate und hat Zwiebeln und Knoblauch feil in ganzen Kränzen, und nebenhin kauert ein bettelnder Krüppel: „Ihr lieben Frauen und Männer, ein Armer thät bitten von Herzen und will beten für alle armen christgläubigen Seelen, und unsere liebe Frau soll Euch schenken den lieben Gesund!“

Der armen christgläubigen Seelen wegen greift allerdings nicht Jeder in den Sack, denn was ihn nicht brennt, meint Mancher, das will er nicht blasen. Aber der „liebe Gesund“ bringt dem Bettelmann schon mehr ein. Zwar der kernfrische Bursche kümmert sich um den lieben Gesund nicht, der fährt hinein mit Saus und Braus, wo der Lebensgarten am üppigsten blüht.

Während in der aufgeputzten, stets überfüllten Kirche Lieder schallen und Trompeten klingen, ist das Wirthshaus und die Kegelbahn auch just keine Einöde; überall gährt Leben und Heiterkeit. Anfangs gießen die Gäste in der Schenke den Wein einem alten Herkommen gemäß in die Gurgel, später auf den Brustfleck hinab und endlich über den Tisch hin.

Und sind die Gemüther einmal erregt, so versuchen sie gar, was härter ist, so ein Weinglas, oder so ein Bauernschädel.

„Bei meinem Aufwachsen," sagt heute noch gern ein alter Knecht, „da haben wir alle Kirchtäg' so Stuck a Drei Vieri lahmgeschlagen! Das sind noch Zeiten gewesen! Heut ist's ja, wie wenn alle Hund' wären gestorben auf der Welt und hätten noch kein Grab."

Das ist sein Lob auf die gute alte Zeit und sein Schimpf auf die neue.

Jetzt sollen wir aber doch nachsehen, wo sich unser Mädchen mit den Kupferkreuzern herumtreibt, mit jenen Kupferkreuzern, an denen das große Kreuz hängt, aber kein Glauben.

Sie steht vor einem Kleinwaarenhändler, guckt so auf die zahllosen Pfeifenröhrchen, Taschenfeitel, Handspiegel, Hosenhaftel 2c. und legt endlich den Finger hübsch bescheidentlich auf einen gläsernen Schmuckkasten: „Thät halt wohl fragen, was so ein silbernes Kettlein kunnt kosten."

Da wird es der Krämer zum erstenmal gewahr, er hat silberne Ketten. „Herzerl," sagt er, „so eine Silberkette kostet freilich ihr Geld; aber Dir, Schatzerl, laß ich was nach und wir Zwei kommen schon auf gleich." — Ein Gulden fünfzig Kreuzer für so was Sauberes — das sieht sie wohl ein — ist kein Geld. Doch sie ist sich schmerzlich bewußt, sie

hat weniger als kein Geld, sie hat nur neunundsechzig Kreuzer im Sack. Den siebzigsten hat sie gerade einer Bettlerin gegeben, die versprach ihr dafür einen braven Mann und das Himmelreich dazu. Billiger kann man eine Sach' doch nicht haben.

Das Mädchen hebt nun um die Silberkette an zu feilschen, sie lobt den Krämer und sie trotzt ihm und sie weiß spitzige Worte und sie liebäugelt ein wenig dabei, so daß der junge Krämer schon meint, er könne mit dem Silberkettlein des Mädchens Herz fesseln. Indeß mag er sagen, was er will, sie findet die Kette recht hübsch, behauptet aber kurz und gut, mehr als neunundsechzig Kreuzer sei sie nicht werth.

Da will der Krämer ein Christenmensch sein und bittet sich zu den neunundsechzig Kreuzern flüsternd nur noch ein Schmätzchen aus.

So soll der Paul das Kettchen denn doch bekommen auf den rothen Brustfleck — mein Gott, was thut ein treues Mädchen nicht für den Liebsten!

Es zieht just wieder eine Procession vorüber, da achtet alles auf den Zug, schaut auf die fliegende Fahne — und dieweilen zahlt das Mädchen die Silberkette aus.

Jetzt hört sie kein Singen und Beten und kein Glockenklingen mehr; jetzt ist sie glückselig, jetzt kann sie ihrem Gernhaber ein silbernes Kettlein schenken

und er braucht deswegen nicht erst ein reicher Graf zu werden.

Sie birgt den Schmuck an ihrem Herzen — schmelzen wird er doch wohl nicht vor der heißen Lieb'!

Unterwegs nach Hause gesteht sie ihrem alten Pathen, der von dem Herzensverhältniß wissen darf, was sie für einen schönen „Kirchtag" gekauft habe. Der Alte dreht die Kette eine Weile vor seinen Augen herum. „Ist kein gesund Ding," murmelt er dann, „in ein paar Wochen hat Deine Silberkette die Gelbsucht. Sie ist ja von Packfong ganz und gar; kennst Du das Zeug denn nit? Hast gewiß zwei Sechser dafür gegeben? Schad' um's Geld!"

Da ist das Mädchen wohl all sein Lebtag nicht so elend als zu dieser Stunde. Zurück läuft sie auf den Markt. Der Krämer packt schon ein und schmunzelt dabei.

„Er Falscher, Er hat mich angeschmiert!" fährt sie ihn an und wirft ihm das Kettlein vor, „das ist kein Silber nicht! Mein Geld will ich wieder haben!"

Das Geld giebt er ihr nicht mehr zurück, aber das Schmätzchen, wenn sie will.

Sie aber macht ihm rundweg die Erklärung: „Er ist ein Rauber! Von Standarn (Gendarmen) laß ich Ihn wegtreiben!"

Und die Gendarmen sind nicht weit; sie haben eben dort Einem die Hände kreuzweise übereinander-

geschnallt, weil die zehn Finger von diesen allfort in fremder Leute Taschen herumspaziert sind.

Just kommen zwei Sicherheitsmänner wieder heran und ihr Rüstzeug und ihre Bajonette funkeln. Da will das Mädchen seine Drohung schon ausführen; allein, denkt es, ein Standar thut auch nichts umsonst. Und der Paul, der ist heute ohnehin schon benachtheilt worden.

Ohne Silberkettlein kommt sie heim, aber ein lebzelten Herz bringt sie mit für ihren Gernhaber als Sinnbild.

Und der Paul nimmt sie um den Hals:

„Du Dirndl, mein, mein,
Möcht ka Graf neama sein,
Möcht ka guldenes Schloß,
Wan's Du nit wär'st drein!"

Und das ist ihre stille Kirchtagsfreude. Die laute Lust des Festes aber schallt im Wirthshause die ganze Nacht. Und am nächsten Morgen flacht sich alles wieder auseinander zum gewöhnlichen Werktag. Auf dem Kirchplatze heben ein paar Knechte die Budenstangen aus und die Hühner kommen und kratzen die Löcher zu.



Das Graßschnaten.

Ihr versteht gar nicht einmal die Ueberschrift? Die ist indeß kurz erklärt:

Graß (Graßig, Gereisig) nennen sie in Steiermark und noch weiter hinaus die grünen Aeste und Reiser der Nadelhölzer; das Herabhacken und -schlagen dieser Aeste heißen sie „schnaten“ oder „schnoatn“, auch „schnateln“.

Reiser, die nicht zur Streu in den Ställen verwendet werden, schichten sie in Haufen zusammen, lassen diese in der Sonne dörren und tragen hierauf die dadurch abfallenden Nadeln in die Mühlen, wo sie gemahlen werden.

Solches „Graßmehl“ mit Salzabfällen vermischt giebt ein gesundes Futter für die Hausthiere.

Freilich gerathen sich hier die Viehwirthschaft und die Forstwirthschaft arg in die Haare, denn der

Wald leidet oft nur zu sehr von den Steigeisen und Haken der „Graßschnater".

Im October, wenn all die Wiesen- und Feldfrüchte schon eingeheimst sind, geht unser Bauer an den Wald! Das Brennholz für den Winter macht ihm wenig Sorge, das läßt sich auch später, in Schnee und Winterstürmen noch fassen; nicht aber so das Graß auf den hohen Stämmen.

Diese Stämme sind ja jung und frisch — sollen der künftige Hochwald sein — dürfen nicht umgehauen werden. Da heißt es hinaufklettern bis zum hohen, zitternden Wipfel und das Reisig herabhacken. Das ist eine schwierige und gefährliche Arbeit und sie wäre, weil für den langen Winter viel Streu erforderlich ist, gar langwierig noch dazu, wenn sie nicht durch eine größere gemeinsame Bethätigung an einem einzigen Tag vor sich ginge.

Schickt denn der Bauer sein Büblein in die Nachbarschaft von Haus zu Haus: „Gelobt sei Jesu Christi, mein Vater läßt schön bitten, daß Ihr für morgen, wenn das Wetter schön ist, einen oder zwei Graßschnater und eine Klauberin schicken thätet, er wollt's schon fleißig zurückerstatten!"

„Geh' nur heim, Bub, werden schon nachkommen," ist der Bescheid.

Der Tag bricht an; ein nasser, kalter, nebeliger Morgen. In solchem Wetter geht's nicht; aber gegen

Mittag kommt ein Lüftchen, das reißt Lücken in den Nebel, daß der reine Himmel durchblickt und endlich lichtet es sich ganz und es ist die Sonne da und die Bäume trocknen.

Da kommen denn die „Graßschnater" herbei von allen Seiten. Man hört sie schon schreien und lachen im Walde; sie setzen sich auf Gestocke und Baumstrünke und schnallen an den Schenkeln ihre Steigeisen um. Die Steigeisen haben zwei oder drei schief nach einwärts stehende scharfe Spitzen.

Hierauf stecken sie ihre kleine glitzernde Axt in den Gurt, sagen in aller Lustigkeit: „So in Gott's Nam', daß nix bricht und fallt nix z'samm'!" und machen sich an die Stämme der Tannen und Fichten. Hallo! wie das hinaufklettert mit der Leichtigkeit und Behendigkeit des Eichhörnchens! Der Baum mag noch so glatt sein, die Zacken der Steigeisen haken sich scharf in das Holz. Nun kommen sie zu den Aesten, nun halten sie an, ziehen die Axt hervor und mit jedem Streich biegt sich der Ast tiefer, bis er endlich stürzt.

So klimmt der Schnater höher und höher und hakt das Reisig herab. Er muß aber Acht haben auf die jungen frischen Aestchen und Keime, damit der Baum nicht absterbe und daß für die nächsten Jahre wieder Nachwuchs sei.

Nun kommen auch Weiber, die Klauberinnen, in den Wald und sammeln auf dem Boden die Aeste

in Haufen, die auf Karren in das Gehöfte geführt und dort aufgeschichet werden. Der Eigenthümer des Waldes kommt mit seinen Knechten und Mägden oft später herbei als die Leute aus der Nachbarschaft und er spricht zum Gruß oft spaßhafte Worte zu den Klauberinnen und schreit dann auf die Bäume:

„Seid's schon rechtschaffen fleißig? Ist recht; bitt' Euch gar schön! Zu essen werden wir schon was kriegen!“

Die Männer antworten oben in den Geästen und Wipfeln, aber der Schall dringt kaum herab, man hört nur dumpf und hohl das Hacken und Schlagen, dann rauscht nieder Ast um Ast und unter dem von den Aesten getroffenen Weibervolk giebt es darüber viel Geschrei und heiteres Gezänke.

Das ist nun ein Geknatter auf den Bäumen, und auf Dutzend luftigen Wipfeln hängt je ein Mensch und wiegt sich. Und gejohlt und gesungen wird da oben; jedem Burschen wird's lebendig und laut in der Brust; er jauchzt und trillert — ist das die stolze Freude über den Muth und die Kühnheit?

Ist es das Gefühl, das auch den Vogel erfaßt auf den Wipfeln und das in hoher freier Luft, gleichsam erhoben über der Erde, ohneweiters zum Gesange wird? Oder ist es Uebermuth?

Da klingt es in langsam wiegender Weise:

> A Baum und a Sträuß'l
> Und a Schneid' und Häus'l
> Und a Dirndl dazua
> Hot a lustiga Bua!"

Gleich setzt Einer im nächsten Wipfel dazu:

> „Oba 's Hutschn (Schaukeln) auf'n Baum
> Is gor g'fährli ba'n Wind,
> Wia's Schlof'n ba'n Dirndl,
> Wann da Bau'r dazua kimmt!"

Dann geht's gewöhnlich in Schalkhaftigkeit weiter:

> „Hiazt hon ih mei Dirndl
> Scha siebzehnmol bußt;
> Und wan ih ochzehnmol möcht,
> War's ihr neunzehnmol recht!"

Und wieder plötzlich nimmt's eine ganz andere Wendung:

> „Meini Schuah hob'n koan Bod'n,
> Und mei Rock is von Lod'n,
> Und d' Hos'n von Fliespapier,
> — Guat geht's ma nia!"

Wieder von anderen Bäumen schallt Lustiges, Keckes, Derbes; es ist oft ein rechtes Glück, daß nicht jedes Wort verstanden wird unten in der Tiefe, wo der Bauer schafft und all das scherzende Weibervolk.

Am besten klingen von den Wipfeln die Jodler, wenn sie mehrstimmig gesungen werden. Zuletzt lösen sich die Töne des Sanges in das „Hi-Hoschreien" des Wiegens auf; — und da birgt sich hoch im buschigen Wipfel ein Menschlein, und schaukelt sich auf dem unten entästeten Baum und schreit aus vollem Halse: „hi, ho!" Und der Baum biegt und biegt sich, daß man meint, er müsse brechen.

Oft sucht ein Bursche durch dieses Wiegen von einem Wipfel auf einen anderen sich zu schwingen, was bei der großen Biegsamkeit der jungen, schlanken Fichten auch fast regelmäßig gelingt. Es ist aber auch schon geschehen, daß der „Schnater" den einen Wipfel früher losgelassen, als er die Aeste des anderen genugsam erfaßt, oder daß der Ast gebrochen, oder die Steigeisen ausgeglitscht — dann war keine Rettung; die Bäume wichen von ihm zurück und der Mann stürzte nieder — vom luftigen Reiche des Sanges und des Lichtes — sechs Schuh tief unter die Erde.

Heute, sagen wir, gelingt der kühne Sprung von einem Wipfel auf den anderen, und das Geknatter und das Geschrei und der Gesang währt fort. — Und das Völklein der Vögel wird verscheucht tiefer in den Wald, und dort halten die Flüchtlinge hohen Rath, was nun zu thun, da die schrecklichen Menschen herumhüpfen auf allen Aesten und Baumkronen und die Nester zerstören.

Die „Klauberinnen“ unten haben ein lustig Feuer gemacht, und damit es neuen Spaß giebt, werfen sie grüne Reiser über dasselbe, daß recht viel Rauch emporsteige zu den schalkhaften Burschen auf den Bäumen.

Endlich kommt das Mahl oder die Jause. Alle steigen nieder zum sicheren bemoosten Boden und lagern sich aneinander und thun sich gern allerhand Possen an. Dann wieder an die Arbeit.

Und wenn sich allmählich der Nebel herüberwälzt über die Höhen, und wenn endlich die Dunkelheit einbricht, so ruft der Bauer: „Macht's Feierabend, meine lieben Leut'; Ihr habt's brav gearbeitet den ganzen Tag, dank' Euch Gott dafür! Und jetzt gehen wir ein Nachtmahl aufsuchen.“ Dann packen sie ihre sieben Sachen zusammen und gehen dem Bauernhofe zu, wo das Graßschnatermahl bereitet worden.

Im Walde ist es wieder still; noch lange steigt von dem verlassenen Feuer der Rauch auf. Die Bäume aber, die armen Bäume trauern, sie weinen bittere Thränen: ihres Schutzes und ihrer Zierde beraubt, stehen sie da, nackt und bloß. Nun können sie auch gar nicht mehr lustig fächeln im Winde, nun können sie auch nicht mehr so frisch wachsen und sich ausbreiten, sie müssen verknöchern und verknorren. Viele der jungen Stämme beginnen zu siechen, und übers Jahr kommt der Holzhauer mit der Axt und ein hoffnungsvolles Baumleben ist dahin.

Ich wollte, es stünde auf jedem Stamm des Waldes das flammende Gesetz geschrieben:

Mensch, Du sollst nicht tödten den jungen Baum, der beschützet Dein Feld, Deine Wiese, Dein Haus, der da grünt zum Wohle und zur Stütze Deiner Nachkommenschaft; — auf daß gewahrt sei Dein Heim vor Sturm, vor Frost und Gluth, vor fruchtloser Dürre, und auf daß nicht keime der Fluch auf Deinem Grabe!



Das Wintereinläuten.

Barthelmei ist der Sommer vorbei!" sagt der Bergländer, und vergönnt sich für diesen weisen Spruch einen doppelten Zug aus seiner Pfeife.

Am Tage des heiligen Bartholomä feiert er den Anfang des Herbstes.

Wie es in der Legende steht, ist er lebendig geschunden worden, der heilige Bartholomä. Darum hat der Arme, viel geplagte und steuerüberladene Bergländer diesen heiligen Schicksalsgenossen zu seinem Lieblingspatron erwählt.

Ist ein guter Mann, der heilige Bartholomä. Die unausstehlich langen Tage zwickt er ein wenig ab und legt das abgezwickte Stück der Nacht zu. Das taugt den Leuten, die sich ihre harten Arbeitsstunden von der Sonne müssen vorschreiben lassen und nicht von der Uhr.

Zu Bartholomä sind die Flitterwochen der Sonne mit der Erde zur Neige, ihre glühende Liebe hat ausgebrannt, das Verhältniß wird ein kühleres. Die Hundstage sind vorüber; die gefährlichen Märzennebel, die „nach hundert Tagen gewitterschwer losbrechen", längst verpufft; die Donnerkeile zum größten Theile verschleudert für ein ganzes Jahr. Die Luft weht aus den Alpen; die Blätter der Eschen, Ahorne und Buchen werden falb, und die halblahmen Hummeln machen sich an die verspäteten Herbstblumen und Nesselgesträuche. Den Vögeln ist die Lust zum Singen vergangen, sie halten Umschau in alten hohlen Bäumen. Die Schwalben versammeln sich auf dem Kirchthurmdache und kreisen mitsammen noch mehrmals laut zwitschernd über dem Dorfe, und plötzlich sind sie nicht mehr da und die Katze erklimmt umsonst das Dachgesimse und schielt verdrießlich in das leere Nest In der Gegend wird es still; die Sonne zieht träge, es wächst nichts auf, es fällt nichts ab. Es ist, als habe der liebe Gott vergessen, die Welt aufzuziehen, da will sie stehen bleiben. — Ja, die Zeit spann Herbstfäden und ist beim Rocken eingeschlafen, hat einmal Einer gesagt.

Es wird aber doch anders. Es naht die kalte, trübe, winterliche Zeit.

Darob grämt sich nun die Wiese und das Feld die lange, frostige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, legt keines mehr den funkelnden

Diamantenschmuck des Thaues an — grau sind alle Halme und Blätter geworden über Nacht. Auf den Wiesen und Heidegründen liegt der Reif.

Selbst das höchstgelegene Haferfeld, gestern noch grünlich, von keinem Schnitter beachtet, hat sich über Nacht gebleicht und wartet nun der Sichel und sehnt sich nach der schützenden Scheune. Aber das Kornfeld bleibt am ersten Herbsttag vereinsamt.

„Sichel zu Bartholomä thut dem Mehlsack weh," sagt der Bauer und nimmt sich wieder einen doppelten Zug aus der Pfeife und läßt das Korn auf dem Felde, wie es Gott erschaffen hat, und hält Feiertag mit seinem Gesinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht. Ein gut Stück Arbeit ist heute zu verrichten. Den kräftigen Knechten obliegt es, den Herbst einzuschnalzen, den Winter einzuläuten.

Es ist eine alte Sitte, besonders in der nordöstlichen Steiermark, man weiß ihren Ursprung kaum; haben sie den Wolken das Rollen und Krachen und Hallen abgelauscht, und wollen sie es zu ihrer Ehre fortsetzen in herbstlicher Zeit, da die Donner des Hochsommers verstummt sind? — Oder wollen sie mit den Riesenpeitschen die bösen Geister vertreiben aus den Lüften, damit der Spätsommer von ihrem schädlichen Wirken verschont sei?

Heut keines von beiden mehr; in den wenigen Gegenden der Alpen, wo das „Schnalzen doch noch

im Schwunge ist, geschieht es der Lust und der Unterhaltung und des „Hallodrias“ wegen. Das ganze Haus ist auf, und die Alten schmunzeln und die Kinder jubeln, wenn die „Schnalzgeißeln“ aus der Hinterkammer hervorgeholt und zubereitet werden.

Die Schnalzgeißel ist eine riesige Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber weiter hinaus immer verjüngt und am anderen ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranse ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zwecke entsprechende Schwere hat und sich nicht lockern kann, wird sie reichlich mit Harz überzogen. Mancher Bursche läßt das Tabakrauchen bleiben, damit er sich eine Schnalzgeißel kaufen kann. Und wenn der Bauer zur Leihkaufzeit von seinem neuen Knecht zu wissen verlangt, wie schwer dessen Schnalzgeißel ist, so frägt er eigentlich nach nichts Anderem, als nach dem Kraftmaße seines künftigen Arbeiters. Und ist ein Junge so weit gediehen, daß er eine ordentliche Schnalzgeißel zu handhaben vermag, so wird er nicht blos dem Arbeitsgeber interessant, sondern auch dem Weibervolke.

Nun trachten wir, daß wir das Spiel selbst sehen. Hier ist weiches Gras und der Schatten eines Kirschbaumes darüber; der gastliche Tannhuberhof ist nicht

weit, hier wollen wir uns ein wenig niederlassen und den drei Burschen zusehen, die dort gegen die Anhöhe emporsteigen und sich auf derselben in einer gewissen Entfernung voneinander aufstellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinste trägt der Halterbub, die größte handhabt der Großknecht. Dieser hebt an. Er faßt den derben Stiel fest in seine beiden Hände und beginnt ihn zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreise in der Luft über dem Haupte, noch eine Schwingung des Handstabes und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und hallt vielfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen. Das ist der Peitschenhieb auf den Rücken des fliehenden Sommers.

Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felsen; und das ist der Gruß an den Herbst, an den Winter.

Hierauf rüsten sich auch die übrigen Burschen, und das Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht jetzt der Halterbub mit der kleinsten Geißel, dieselbe giebt den hochtönigsten Knall. Nun fällt die mittlere ein, und endlich kracht die des Großknechtes dazu. So knattert es nun in langsamem, gleichmäßigem Tacte, wie Glockenläuten, oft mehrere Minuten lang in Einem fort, und dazwischen rauscht und verwebt sich der vielstimmige

Wiederhall von den Wäldern und Felswänden — wunderlich zu hören.

Wie sagt der Schriftgelehrte Tannhuber, der artig sein Sammtkäppchen lüftend sich zu uns ins Grüne setzt?

„Das sind die Glocken des Pflanzenreiches,“ sagt er, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das „Bot“ (die Partie) zu Ende ist und gar auch die Burschen lächelnd zu uns herantreten, fragt der Tannhuber: „Wißt Ihr das, von den Glocken des Pflanzenreiches? Nicht! Nun seht, das muß ich Euch erzählen. — Da hat das übermüthige Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche gesagt: Schäme Dich, Du hast nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Festgeläute. Ja, ja, Deine Glockenblumen! was nützt mich das Duften, wenn sie nicht klingen, wie mein Metall auf dem Thurme! — Das hat das Pflanzenreich gar sehr verdrossen und da hat es zum Hanf gesagt: Du Hanf, diene nicht mehr dem übermüthigen Metall als Glockenstrick; werde lieber selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen! — Seht Ihr, und seitdem läutet der Strick und die Glocke mag schweigen auf dem Thurme und sich grämen.“

Da schauen sich die Burschen einander an: wie der Tannhuber so eine Sache auslegen kann! Ja s'ist richtig so, die Schnalzgeißel das ist der Schwengel aus Hanf.

Aber nicht blos am Tage des heiligen Bartholomä allein wird geschnalzt, durch den ganzen Herbst hin geht es fort, bis der erste Schnee fällt. An Sonnabenden und in den heiteren Nächten der Sonntage rotten sich die Burschen der Gegend zusammen und schwingen ihre Peitschen und knallen, daß der gute Mond nur so zwinkert mit den Augen. Da werden die Grillen noch einmal wach im Grase, und gar den Sternschnuppen gefällt das lustige Treiben und sie hüpfen vom Himmel nieder gegen die Erde. Das Schnalzen wird in solchen Nächten unterbrochen von heiteren Liedern, von Ringen und Springen und anderen possirlichen Spielen. Und da trägt es sich unter Anderem auch zu, daß ein oder der andere Bursche plötzlich abhanden kommt; er wird gerufen, gesucht, aber nicht gefunden. Ja, der ist gegangen und hat sich ein anderes Schnalzen bestellt. Am mondglitzernden Fensterchen klopft er in nächtlicher Weil: „Dirndl! Dirndl! paff' auf, Dein Schnalzer ist da!“

Es müßte mit üblen Dingen zugehen, wenn sich jetzt das Mädchen nicht ein wenig wollte erheben von seinem Polster, um das Fensterchen zu öffnen, zu untersuchen, ob nicht der Wind durchbläst. Ja freilich bläst er durch und da ist so eine Scheibe hell überflüssig. Es schnalzt — schnalzt ein Küßchen.

Und das, o lieber Gott, hast Du gut eingerichtet, daß das Schnalzen eines Küßchens nicht wiederhallt

in den Wäldern und in den Felswänden. Das leidige Schnalzen mit dem Mund, das böse Läuten mit dem Armensünderglöcklein des Herzens, das ist kein frommer Gebrauch zur Vertreibung der bösen Geister in der Luft, nein, das ist eine heidnische Sitte, die nicht so sehr im Herbste, als fürnehmlich im Frühlinge des menschlichen Lebens geübt wird.

Wir enden unsere kurze Betrachtung, neiden Keinem das Schnalzen mit dem Hanfseil und Keinem das Schnalzen mit dem Munde — seien es Frühlings- oder Herbstspiele — früh genug kommt für Jeden der erste Schnee!



Armenbrot.

Sie ist müde geworden, sie schlummert. Einen schönen langen Tag hat sie gelebt, einen grünenden Morgen, einen blühenden Mittag, einen reichen, fruchtvollen Abend. Jetzt schläft sie und träumt von dem schönen vergangenen Tag, und auf der Heide winken die entlaubten Aeste, daß der Schnee kommen möge mit dichter, weicher Decke — es sei so kalt. O, warte noch ein wenig und siehe, wie der stille, feuchte Nebel fleißig webt; die Winterdecke wird bald fertig sein.

Schlafe wohl, du liebe, holde Sommernatur, du bist ohne Sorgen geborgen; du streckest dereinst neu, jung und frisch deine Glieder, guckst mit hellen Augen in die Welt hinein und lächelst. Allein ich weiß Leute, arme Leute — sollte lieber nicht von ihnen reden, aber sie huschen allweg vor meinen Augen umher, und sie sind blaß und tiefäugig,

und sie mögen nicht lange auf einem Flecke stillstehen, denn der Spätherbstreif brennt sie an ihren schuhelosen Füßen. Sie schauern vor dem scharfen Winde und sie können ihren Mantel nicht gegen den Wind drehen, denn sie haben keinen Mantel. Sie eilen herum und wollen noch ernten, ehe der Schnee kommt, aber sie haben nicht gesäet; — sie konnten nicht säen, sie haben keinen Acker. Nur die Luft haben sie mit allen Menschen gemeinsam, die kalte Luft, aber kein Holz, sie zu erwärmen.

Arme Leute, reiche Leute! Das ist eine schlecht eingerichtete Welt.

In Steiermark giebt es ein Volkslied, das arme Leute — wenn der Winter naht — gern singen, reiche Leute aber ungern hören.

Das Häuserl im Oberland.

Es war ein Häuserl im Oberland,
Maria Mutter Gottes war auch wohl bekannt.
Da war ein armes Weib
Mit ihren drei Kindelein;
Groß Hungersnoth mußten sie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wohl unter die Händ'
Und ging zu ihrem Bruder wohl unter die Wänd':
„Bruder bist daheim?
Ich hätt' Dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Für mich und für meine drei Kindlein roth!“

Die Schwägerin beim Fenster 'raus schaut:
„Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus;
Er ist früh ausg'fahren;
Du hast mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Das kann ich Dir auch wohl versagen!“

„Und wenn Du versagst mir ein klein Laiblein Brot,
So thu' ich mir selber den bitteren Tod!“
Das kleinste Knäblein stand ihr daneben:
„Ihr dürft mir kein' Bissen Brot mehr geben,
Groß Hungersnoth will ich leiden,
Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
Und thut mir das Leben abschneiden!“

Als der Bauer vom Acker heimführt,
Der Tisch, der war ihm schön geziert,
Die erst Schnitten Brot, die er herabschnitt —
Das Blut thät gegen ihn spritzen!

„O Mann, Du grimm' Dich nicht so sehr,
Das geht von wegen der Schwester her;
Wenn ein armer Mensch um ein Almosen bitt't,
Wohl fleißig soll man ihm's reichen!“

Der Bauer nimmt Brot wohl unter die Händ',
Und geht zu seiner Schwester wohl unter die Wänd';
„Schwester, bist daheim?
Ich hätt' Dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
Für Dich und für Deine drei Kindlein roth!“

Das kleinste Knäblein beim Fenster 'raus schaut:
„Die Mutter ist heut nicht zu Hauſ';
Sie ist früh ausgangen;
Sie und meine ältesten Brüder allzwei,
Dort drin hängen ſ' auf der Stangen!“

So lautet das Lied. Es schneidet wohl tief ins Herz, wenn es von welken, hungernden Lippen gesungen wird. Und der reiche Mann fährt sich zuerst über die Stirn und denkt: Man muß doch, man muß doch, so lang's noch früh genug ist.

Und dann greift er in den Sack oder in die Kornkammer, oder in den Brotkorb.

Im steierischen Oberlande herrscht eine Sitte, vielleicht der zahlreichen alten Sitte beste. Im steierischen Oberlande kommt im Spätherbste, wenn die Natur ihre Gaben vertheilt hat, der Arme zum Wohlhabenden und bringt einen leeren Sack mit. Da wird das Fest aller Heiligen auch zum Feste aller Armen. Es ist erfreulich zu erzählen.

Schon ein paar Tage vor dem Allerheiligenfeste geht ein sonderlicher Geist durch Haus und Hof. Es ist ein eigen Leben und Bewegen. Die Mühle liefert Mehl, die Vorrathskammer giebt Schmalz und Fleisch und im weiten Backofen lodert eine halbe Klafter Holz, und jedes Haus schaut aus wie eine große Bäckerei.

Der Bauer streicht durch die Kornkammer, die Bäuerin herrscht in der Küche mit besonderer Würde über die Mägde, und schafft selbst wacker mit an Kneten und Backen, und der Bissen des neuen Brotes, welchen sie zur Probe verzehrt, ist wohl der einzige im ganzen Tag. Ihr Herz ist gesättigt vom Brote, das Andere essen werden.

Mehrere hundert Brotlaibe werden gebacken und bereitet zum Vertheilen. Selbst der dürftige Landmann backt solch ein Brot, oder bestimmt Gemüse oder Obst für die Armen — ja, nicht allzuselten mehr, als der Reiche, der es nicht so genau weiß, wie es einem Hungernden zumuthe ist.

Am Vorabende des Allerheiligenfestes nun ziehen die Armen in ganzen Familien schaarenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Und der Knabe, der unter den Füßen einherzappelt, und selbst das Kind, das die Mutter auf dem Rücken schleppt, trägt sein Säckchen, sein Körbchen. Sie kommen ans Haus, sie stehen an der Thürschwelle, sie grüßen mit dem vielstimmigen Rufe: „Bitt gar schön um einen Allerheiligenstriezel!"

Da wird getheilt, und Jedes bekommt sein Laibchen — das Kind wie der Mann.

Ist Gottes Segen gewesen im Hofe, und hat die Hausfrau im letzten Jahre hindurch viel Butter und Schmalz gewonnen auf der Alm, so opfert sie nicht den Göttern, sondern ihren armen Brüdern und Schwestern. Sie ladet die „Striezelsammler" zu ihrem Tische und setzt Sterz und Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's schmecken. Gott gesegne ihnen den fetten Bissen, sie haben ihn des Jahres nur einmal.

Es bleibt kein Stäubchen und kein Tröpfchen in der Schüssel; nun legen sie die Hände an den Rand und sagen den Segensspruch:

> Schmalzkochbäurin, wir wünschen Dir
> Glück und Segen für Deine Küah,
> Glück und Segen für Haus und Stall
> Und für Deine Hühner und Kinder all!
> Vergelt's Gott, Schmalzkochbäurin!"

Das ist ein kräftiger Spruch, der bleibt hängen in der Luft und bringt Gedeihen.

„Vergelt's Gott Allerheiligen!" rufen sie nochmals und ziehen ab, ziehen zur nächsten Thür. Es ist eine Freudigkeit in den armen Leuten; die Säcke und Körbe werden schwer, geben viel zu schnaufen, aber das Herz jauchzt auf und der Magen darf sich neuen Hoffnungen hingeben für die Zukunft.

Der Bauer reicht dieses Almosen gern, und je mehr „Allerheiligenstriezelsammler" betheilt werden können, desto freudiger leuchtet sein Auge. Selbst der „Knicker", der Wucherer giebt diese Gabe fröhlich, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heiligenstriezelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres seien. Jedes „Vergelt's Gott Allerheiligen" — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhr Dünger.

O, rüttelt mir an diesem Glauben nicht, Ihr Volksaufklärer; er nährt mehr Arme, als Euere Weisheit.

Es geschieht zuweilen, daß aus Mangel an Sammlern von dem reichen Vorrathe etwas übrig bleibt, oder gar, daß wegen Mißliebigkeit eines Bauers, dessen Haus von Einzelnen übergangen wird. Das ist ein Schlag; das verdirbt dem betreffenden Bauern allen Appetit an dem stattlichen Mahle, daß er sich und den Seinen an diesem Tage vorsetzen läßt.

Ja, der Glaube an den Segen des Allerheiligenalmosens geht in manchen Gegenden so weit, daß der Bauer selbst, und wäre er auch wohlhabend, mit Weib und Kind zu den Thoren der Nachbarhöfe geht, und um den Striezel bittet. Gegenseitig betteln sie sich an und reichen sich die beanspruchten Striezel; wenn sie es auch nicht bedürfen, das Almosenbrot nehmen sie doch und tragen es heim und halten es in Ehren.

Es steckt ein tiefer Sinn in dieser Sitte. Jeder Reiche sollt' es wissen, wie Bettelbrot schmeckt, auf daß ihm sein Hauskuchen um so besser munde und auf daß er Armen lieber von diesem Kuchen reiche. So bringt der Allerheiligenstriezel Segen für Geber und Nehmer.

Aber nicht blos für Fremde bäckt die Hausfrau Brot, auch das Hausgesinde, jeder Dienstbote bekommt an diesem Tage extra einen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Wie manch' junge Magd hat einen alten Vetter, wie manch' braver

Knecht eine kranke Mutter, da hat das Brot Anwerth.

Das junge Volk aber treibt mit dem „Allerheiligenstriezel“ gern ganz was Besonderes. Da ist ein Mägdlein, das bereits anfängt zu ahnen, wo Bartel den Most holt. Dem hat geträumt, der Bartel-Bub vom Nachbarshofe brächte den Most zu ihm, dem Mägdlein, und dieses gebe den Laib Allerheiligenbrot dazu und so wären sie Beide fröhlich beim Schmause. — Ja, so hat dem Mägdlein geträumt, hat den Laib wohl sorgsam verwahrt in seinem kleinen Schranke, wo die Sonntagskleider liegen und das neue Paar Schuhe steht. Und als einmal der junge, frische Bartel-Bub kommt, bittet ihn das Mägdlein, daß er in die neuen Schuhe Sohlennägel schlage, und auf einmal, wie er just fleißig im Nageln ist, fragt es: „Bartel-Bub, bist Du etwan hungrig?“

„Just mögen thu' ich schon was,“ sagt der Bartel-Bub.

Da giebt es ihm den Allerheiligenstriezel vor, und wird ganz roth dabei; und er greift an und schnappt seinen Taschenveitel auf, und zieht mit der Spitze ein Kreuz über den Laib, daß der recht ausgeben möge, und schneidet sich ein gut Stück herab; und wie er nun Laib und Messer hinlegt, ist er selber glühroth im Gesicht und getraut sich sein Auge völlig nicht mehr hinzuwenden zum Mägdlein.

Der Allerheiligenstriezel ist angeschnitten. Das Hingeben und Angänzen des Allerheiligenstriezels bedeutet mitunter was. Das Mägdlein und der Bub halten jetzt zusammen, genießen mitsammen den Striezel, bis er gar wird und das nächste Jahr wieder einen neuen bringt. — O, gesegne Euch Gott, Ihr Leutchen, Euer armes, enthaltsames Leben!

Und wenn — was man schon nicht wissen kann — Ihr dereinstmalen zum neuen Frühling wieder auf dieser Welt erwachet, so nehmt Euch in Acht, daß Ihr keine armen Dienstleute mehr werdet, die nichts miteinander können theilen und genießen als das herbe Armenbrot.





Allerheiligen und Allerseelen.

Zu Anfang des Monats November, wenn die Nebel lagern über Wald und Thal und wenn die langen stürmischen Nächte hausen und immerfort noch wachsen, als wollten sie uns armen Sterblichen das Beste, was wir haben, das liebe Tageslicht entrücken ganz und gar — zu dieser Zeit enthüllt uns die Kirche zwei wundersame Bilder aus der anderen Welt.

So wie Johannes, des Herrn Liebling, sehen wir den Himmel offen, sehen Gott auf einem Thron, von vierundzwanzig Aeltesten umgeben, sehen den Stier und den Löwen und den Adler und das Lamm. Und wir sehen eine große Schaar, die Niemand zählen kann, aus allen Nationen, Völkern, Stämmen und Sprachen bestehend, angethan mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen.

Das sind die Auserwählten, die Seligen. Auch Bekannte und Verwandte von uns mögen dabei sein. So zum mindesten hat es mir meine Großmutter einst beim herbstlichen Späneklieben oder beim Rübenschälen erzählt.

„Ja mein Bübel!“ sagte sie, „im Himmel oben, da ist eine großmächtige Kirche und da sitzen die Heiligen in ihren Stühlen — aber sie duseln nicht ein — und die Engelein, die thun Musik machen und der lieb' Herrgott thut selber Meß lesen; predigen aber thun die Blutzeugen und Beicht hören die Beichtiger.“

Ich, unterbrach die Großmutter: „Beichthören? Wer sündigt denn da oben noch?“

„Schwätze nicht dazwischen! Wer sagt denn vom Sündigen was? Meinst Du, es sind nicht lauter gute Christen, die auf das Beichten was halten?“

So ist im einfältigen Gemüthe der Himmel gebaut.

Als aber der Pfarrer einmal gepredigt, im Himmel gebe es nichts als lauter Anbetung Gottes, da hatte er sich empfindlich geschadet. — „Allerweil singen und beten!“ rief der Dachelschuster, „der tausend Mosthosen, das muß eine saubere Unterhaltung sein! Na, wenn ich am Sonntagsnachmittag nicht ein bissel kugelschieben kann, und mein Glasel Most dazu trinken, so pfeif' ich drauf!“

Hoffen wir indeß, es wird Jeder das Seine dort finden.

Ich bemerke hier besonders, was zwar selbstverständlich ist, daß ein Volksbeschreiber die religiösen Sachen nicht im Sinne der Kirche, sondern in dem des Volkes zu schildern hat.

Vom Himmel nun zum Fegfeuer.

Aus dem Fegfeuer schlagen die Flammen hervor. Wer hat die Thür offen gelassen?

Die Thür, liebes Kind, hat ein heiliger Engel geöffnet. Denn ein einziger Tag geht auf im Jahre, an welchem die Seelen im Fegfeuer von ihrer Pein befreit sind. Und da ziehen sie aus ihren schrecklichen Flammengründen hervor und da kehrt manche Mutter zurück auf die Erde zu ihrem Kinde, das in Lust und in Freuden lebt und seiner Gebärerin längst vergessen hat. Und mancher Ehegatte kriecht aus der Gluth und sucht seine noch lebende Gattin auf, die vor wenigen Jahren an seiner Bahre ihm ewige Treue geschworen, heute an der Seite eines Anderen flankirt. Und da naht ein Jüngling und klopft an des Liebchens Fenster, wo er einst so oft und nicht immer vergebens um verbotene Freuden bat.

Und so kehren sie alle die Todten in dieser Nacht zu ihren Angehörigen zurück und bitten um Gedenken, um ein Almosen, um ein Vaterunser, um eine heilige Messe. Und sie bitten so kläglich und wollen nicht mehr zurück in die Feuerqual, die nach verflossenen vierundzwanzig Stunden wieder beginnt.

Davon nun das Pochen und Klöpfeln an Thüren und Fenstern, das Winseln und Weinen, wie es in dieser Allerseelennacht von so Vielen gehört wird.

In einigen Gegenden der oberen Enns und weiter gegen Salzburg und Tirol hin herrscht heute noch die Sitte der „Armenseelenbegastung“.

Da stellt z. B. die mitleidige Hausmutter am Vorabende Allerseelen ein Lichtlein auf den Stubentisch, damit die zusprechenden Seelen eine Leuchte hätten und allenfalls mit dem Lampenöle ihre bösen Brandwunden einschmieren möchten. Oder die Hausmutter heizt den Stubenofen wacker, denn unter den armen Seelen giebt es auch solche, die an der „kalten Pein“ leiden und sich gern einmal ein wenig auf die Ofenbank setzen, um auf ein paar Stündchen des leidigen Zähneklapperns los zu werden.

Ferner schließt die umsichtige Hausmutter ganz richtig, daß die armen „Hascher“ bei wiederkehrendem Wohlbefinden auch Appetit verspüren müssen; sie stellt also eine Pfanne ihrer neugebackenen Allerheiligenkuchen auf den Tisch und auch einen großen Milchtopf dazu. — Ihr lächelt, aber ich sage Euch, des anderen Morgens fehlt ein guter Theil der Kuchen und der Milch. Und könnte die Hauskatze nur reden! sie hat die Nacht über zufällig in der Stube ihr Mausen gehabt und hat die tafelnden Geister wohl mit eigenen Augen gesehen.

Es giebt ferner noch andere Rücksichten und Aufmerksamkeiten, die an diesem Tage den armen Seelen zugewendet werden. Besonders fromme, ältliche Jungfrauen sind es, die hierin Rührendes leisten. Da wird keine Thür und kein Thor etwa gewaltsam zugeschlagen, aus Furcht, eine arme Seele zu zerquetschen. Da wird kein Messer auf dem Rücken, kein Rechen mit den Zähnen nach aufwärts liegen gelassen, aus Vorsicht, daß nicht irgend eine arme Seele darüber stolpere, sich ritze und schneide. Auch darf an diesem Tage keine leere Pfanne über dem Feuer stehen, damit sich nicht etwa unversehens eine arme Seele dareinsetze und elendiglich verschmoren müsse. Ferner ist es überhaupt rathsam, keinem Frosche, keiner Kröte u. s. w. etwas zu Leide zu thun, weil man nicht wissen kann, ob nicht denn doch eine arme Seele in Gestalt solcher Thiere sichtbar werde. Manche Sage weiß davon zu berichten.

Wer am Tage Allerseelen die Gräber des Gottesackers öffnen wollte, er würde die Särge leer finden. Es giebt keine Seele im Fegfeuer und keinen Todten auf dem Kirchhof; alles zieht zerstreut in der Welt herum und macht Besuche bei Bekannten und Verwandten. Wenn aber die Stunde der nächsten Mitternacht schlägt, so müssen sie Alle zurück ins Grab, beziehungsweise in den Gluthofen, um wieder ein langes Jahr hindurch und weiß Gott wie lange Jahre noch der endlichen Erlösung entgegenzuschmachten.

Manche aber sind auch im Laufe des Tages durch gute Werke der Ihren erlöst worden; solche gehen nun ein in die ewigen Freuden des Herrn.

So der Volksglaube in den Alpen, den nicht blos alte Lieder und Sagen unterstützen, dem auch durch kirchliche Lehren und religiöse Schriften Vorschub geleistet wird. —

Der Gottesacker ist das Jahr über öde, ist verlassen, und die hölzernen Kreuze morschen und sinken hin, und die Nesseln wuchern, und die Waldbewohner feiern das Gedenken ihrer Todten in der Kirche oder daheim in der Hütte.

Wohl ziehen sie zu Allerseelen gemeinsam hinaus und tragen die schwarze Fahne mit dem Bildnisse eines Menschengerippes voran und beten „für die armen Seelen im Fegfeuer“. Der Kirchhof liegt heutzutage nicht mehr um die Kirche herum, sondern abseits vom Dorfe — gar am Waldhange. Er ist mit einem bemoosten Bretterzaun umgeben, und die Kreuze sind aus roth angestrichenem Holze, und der Regen hat schon die meisten Inschriften ausgelöscht; ein paar Jährchen früher oder später vergessen, das ei schon all' eins. Mitten auf dem Friedhof steht ein hohes Kreuzbild, das wahrt sich durch ein breites Blechdach vor dem Regen.

Lange verweilt die Gemeinde nicht und sie zündet wenige Lichter an. Auf dem einsamen Friedhofe ruht ein trübes Sonnenleuchten, oder es brauen die

Nebel, oder es wogen die ersten Winterstürme über das entlaubte Gestrüppe. Und dort hüpft ein gelbes Blatt hin über die Hügel, als suche es die Jungfrau, die vor wenigen Monden noch von des Blattes Seite ein Röslein hat hinweggepflückt. Damals war das Blatt noch grün und die Rose roth und die Jungfrau ein junges, freudiges Leben ....

Sterben! —

Ach, es weiß Niemand, ob es ihn nicht selber einmal trifft. Fromme Leute giebt es allerwege, aber so fromm ist Niemand, daß er nach dem Sterben „vom Mund auf könnt' in den Himmel fahren". Alle müssen durch die Feuersgluthen wandern. Und heiß sind diese Gluthen! Fiele — so wissen es belesene Leute auszulegen — ein Fünklein dieses Feuers herein in das Erdenleben, es wäre keine Freude mehr in demselben und auch kein ander Leid; die Menschen allzusamm würden nichts mehr empfinden als das ewig lebendige, peinigende Fünklein des Fegfeuers.

Stirbt ein neugebornes Kind vor der Taufe, so kommt es an einen Ort, wo keine Freude und kein Leid ist. Stirbt es nach der Taufe, so sollte man meinen, es fahre geradewegs in den Himmel hinein. Allein auch das unschuldige Kind muß durch das Fegfeuer wandern, nur führt es sein Schutzengel den kürzesten Weg. Das Kind muß die Pein der Büßer sehen, ehe es zur Seligkeit gelangt, damit es

wohl weiß, welcher Noth es durch ein frühes Sterben entgangen.

Zumeist fahren aus den Leibern der Menschen solche Seelen, welche für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht sind. Für solche nun ist das Fegfeuer eingerichtet und manche Seele muß hundert und hundert Jahre darin braten, bis das letzte Fetttröpfchen ihrer Sünden ausgeschmort ist. Dann endlich geht die Reise in den lieben Himmel hinein und die Erlöste setzt sich mit den übrigen Heiligen zur Tafel.

Gäbe Gott, wir säßen auch schon dabei!





Das Fest der Hausehre.

Der Landmann, dessen Hof sich eines gewissen Wohlstandes und eines geachteten Rufes in der Gegend erfreut, hat so gut seine Ehrenpflichten, wie eine Notabilität in der Stadt. Daß er etwa die Stelle eines Ortsrichters oder Kirchen- oder Armenvaters vertritt, das allein thut's nicht; daß er den Einleger um ein paar Wochen länger unter seinem Dache behält, als ein unbemittelterer Nachbar, daß er diesem Nachbar zuweilen mit Aushilfsarbeiten oder mit einem guten Fuhrwerk beispringt, daß er den Handwerker und Wochenlöhner auch zu seinem Sonntagstisch herbeizieht, das reicht nicht aus.

Will ein wohlbestellter, weit gekannter und genannter Bauernhof seinen hellklingenden Ruf bewahren, so muß er darauf sehen, daß er von Zeit zu Zeit sein Gastmahl giebt.

Aber der Bauer ist bei all seiner Einfalt viel zu raffinirt, als daß er so einem Gastmahle mit den dazugehörigen Lustbarkeiten den Charakter einer bloßen Unterhaltung an und für sich gebe, nein, es muß aussehen, als ob das Fest nur Nebensache wäre, und einem anderen Zwecke, als dem der Hausehre unterliege.

Da sehen wir im Frühsommer auf den Feldern den blauen See des blühenden Flachses wallen. — Nicht des Leines und der Leinwand wegen ist es mehr, wie ehedem, als die Baumwolle noch die Sonne nicht verdeckte, und nicht die Beine des Bauers. Heute sitzt alles in der Wolle, in der ausländischen Baumwolle, die sowohl unsere Schafwollindustrie arg geschädigt als die Leinwanderzeugung völlig erstickt hat. Ein Baumwollenhemd kommt vielfach billiger als eines von Leinwand, welch letzteres schier eine ganze Jahresarbeit in Anspruch nimmt, bis es nach dem sorgfältigen Bereiten des Flachsackers, dem Säen des Leines, dem Jäten, Ausziehen, Bleichen, Dörren, Brechen, Abkampen, Spinnen, Waschen, Weben, nochmaligem Bleichen endlich durch die Nähterin zum Kleidungsstücke wird. Der Bauer hat es wohl schon eingesehen, daß sich heutzutage solche Erzeugnisse im Kleinen nicht mehr verlohnen, und daß alle Leute ihr Hemd des Glücklichen in der Baumwolle suchen.

Und dennoch sehen wir im Frühjahre den blauen See des Flachses wallen. Das aber ist nun fast, um

das althergebrachte lustige „Brecheln“ — Brechen des Flachses — als Anlaß zu dem schon angedeuteten Gastgelage zu benützen.

Es fällt in den Spätherbst, in eine Zeit, wo nach den tausend Sorgen und Mühen des Pflegens und Einheimsens der Erdfrüchte die Leute geruhigt und heiter sind.

Nun gehen plötzlich die Einladungen aus; ein Bub oder ein Mädchen kommt: „Mein Vater (oder mein Bauer) läßt bitten um Brechler!“ Von der Abendunterhaltung noch gar keine Rede, nur daß man bald im ganzen Thale den Wohlduft riecht, der aus dem Schornstein des Festgebers aufsteigt. Ein Weib keucht mit einem großen Korbe des Weges vom Flecken heran; es trägt Semmeln, Kaffee, Zucker, süßen Branntwein, Zibeben, Feigen, Nüsse, Aepfel, Birnen und Blumen vom Gärtner, und bunte, leuchtende Seidenbänder.

Während sich die Geladenen in der gewöhnlich etwas entlegenen Brechelstube versammelt haben und die Hackscheiter lustig knattern lassen, daß nur die Agen so von den Fasern des Flachses fliegen, waltet die Bäuerin in der Küche. Sie ordnet an, prüft die Gerichte und speichert die Krapfen und Schmalznudeln auf in der Kammer. Die Brust möchte ihr heute zerspringen vor Erwartung, vor Furcht des möglichen Mißlingens einer Speise, vor Hoffnung einer allseitigen Befriedigung und des Preises, der

ihr dann zu Theil wird. Es sind wohl lauter gute Bekannte, die heute ihr Haus beherbergen wird, und jeder Einzelne ist ein Freund des Hauses, der gewiß Nachsicht hat bei etwaigen Verstößen — aber heute geht der Einzelne in Alle auf und wird ein Theilchen des fürchterlichen Knäuels, der in seinem boshaften Uebermuth, mit seinen stechenden Witzen und schneidenden Zungen jeden geringsten Anlaß erhascht, um rücksichtslos die Hausehre zu zertreten. „Die Leut" heißt sie den fürchterlichen Knäuel; Die in der Welt nennen ihn „das Publicum".

Und am Abend, wenn es finster geworden ist, nu, da kommen „die Leut". Sie kommen nach und nach, sie sind voller Agen und Staub. Es wird vorläufig noch die strengste Umgangssitte (zu deutsch Etikette) beobachtet. Die Männer gehen durch die vordere Thür in die große Stube, wo wohl stets die Tische weiß gedeckt sind, aber nicht immer schon das Licht brennt. Sie ziehen ihre Röcke aus und setzen sich in Hemdärmeln ruhig auf die Ofenbank und die übrigen Bänke an den Wänden hin, rauchen, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ihre Pfeifen und führen gleichgiltige Gespräche, bis etwa ein toller Bursche oder ein spaßhaftes altes Männlein mit einem derben Witz die Schranken plötzlich durchbricht.

Das Weibervolk sondert sich, trotz des früheren traulichen Verkehrs mit den Männern in der Brechel-

stube, nun im Hause wieder züchtig ab und schleicht gern in die Küche, wo es sich flüsternd und kichernd in alle Winkel ansetzt, bis es die Bäuerin, um sich von der lästigen Belagerung zu befreien, höflich einladet: „Thut's nur ein wenig in die Stuben hineingehen, da im Rauchkobel mögt's nit einmal gescheit sitzen!"

Mit dem, wenngleich schüchternen, Anrücken des Weibervolkes in die Stube nimmt die Unterhaltung eine andere Färbung an. Es ist auch ein Kerzenlicht auf den Tisch gekommen, und so beginnen, so weit die Tische Raum lassen, Gesellschaftsspiele, wie z. B. „Schuhsuchen", „Bandelumtragen", „Blindemausfangen", „Eselreiten", „Ofenausführen", „Löffelaustragen", „Bankhobeln", „Sonnaufziehn", „Lazarusbegraben", „Bischofeinweihen" u. s. w.

Eines der schlimmsten Stücklein ist das Bischofeinweihen. In der Gesellschaft findet sich immer Einer oder der Andere, der dieses Bischofeinweihen noch nicht kennt und sich also durch die Wahl der Anderen ahnungslos herbeiläßt, Bischof sein zu wollen. Sofort wird ihm als langes, weißes Lockenhaar Werg um den Kopf gewunden und eine papierene Bischofsmütze aufgesetzt. Hierauf muß er sich auf einen Dreifuß niederlassen, und nun beginnen Alle mit brennenden Spänen unter Lobgesängen um ihn einen Rundgang. Jeder macht vor dem neuen Bischof eine tiefe Verbeugung, bis plötzlich

Einer mit seinem Lichtlein hochverrätherischerweise die weißen Bischofslocken mitsammt der Mütze in Brand steckt. So hat alle Herrlichkeit auf einmal ein Ende, glückselig der Gefoppte, wenn er noch seine ureigensten Haare zu retten vermag.

Inzwischen aber ist der Hausvater aus der Küche benachrichtigt worden, daß die Suppe aufgetragen werde. Nun stellt er sich schon gegen den vordersten Tisch hin und hält den Daumen an der Stirne in Bereitschaft, um bei der geringsten Lücke und Ruhe im Spiel mit dem Kreuz dreinzufahren. So ist der Lärm plötzlich abgeschnitten und sie summen das Tischgebet. Dieses ist bald zu Ende und nun dampfen schon die Suppenschüsseln, an Umfang und Tiefe wahre Schwimmanstalten. Am Rande der Tische liegen die beinernen Löffel, wohl anspielend gegen die Schüssel gewendet, aber die Schaufel in heuchlerischer Enthaltsamkeit nach unterwärts gekehrt.

Nun beginnt das Zumtischsitzen, wobei die strengste Etikette herrscht. „Geht's nur zuwi, Leutl," drängt der Hausvater, „setzt's Euch zusamm!" Aber da will Keines in den Tischwinkel hin, denn der Tischwinkel unter dem Hausaltar, auf den das Licht gestellt wird, ist der Ehrenplatz. Jeder will bescheiden sein. Jeder drängt sich zurück und schiebt seinen Nachbar gegen die Stelle, es entsteht ein mächtiges Drängen und Drücken, ein förmliches Ringen um den Preis — der Bescheidenheit. Endlich aber giebt doch Einer,

der sich insgeheim nicht für den Unwürdigen hält, nach, und nimmt unter den dazu gehörigen Redensarten den Ehrenplatz ein. Mit dem Ehrenplatze ist ihm ein nicht zu verachtendes Vorrecht zugefallen; er darf, ja er muß sogar der Erste in die Schüssel fahren.

Nun heben sie langsam die Löffel, Jeder mit der rechten Hand. Es gäb' keinen größeren Greuel im Bauernhause, als wenn Einer mit der linken Hand äße; das ist aber auch noch gar nicht vorgekommen, außer es hätte Einer die Rechte auf dem Schlachtfeld oder durch irgend ein anderes Unglück verloren, dann freilich muß er mit der Linken anrücken, das ist ihm aber eine Pein oft für sein Lebtag lang. Den Kindern, kaum sie noch ihren eigenen Mund aufzufinden wissen, wird schon eingeschärft, den Löffel mit dem „schönen Handerl" anzufassen, da sonst der „Himmeltata harb würde und ein andermal nichts in die Schüssel thäte."

Und nun beginnt unsere Gesellschaft — Gott gesegne das Nachtmahl! — zu essen. Die Mädchen kichern untereinander und machen Späße über die „breitmächtigen Schaufeln" der Beinlöffel, die schier Keine in den Mund zu bringen vermag; und dazu muß gar auch die sonst so stille und sittsame Dorothee einstimmen, sonst käme es heraus, als habe nur sie allein einen so großen Mund. Die Ellbogen sind auf den Tisch gestützt, das ist eine solide Basis und Achse,

um die der Löffel stundenlang kreisen kann, ohne daß etwas bricht.

Und er kreist thatsächlich stundenlang. Zwei Küchenmägde kommen und gehen und bringen immer wieder volle Schüsseln. Der Hausvater überwacht sorglich die vollbesetzten Tische, daß nicht irgendwo etwas fehle. Die Hausfrau kommt gar nicht zu Gesichte, die wirthet unablässig in Küche und Kammer, füllt immer neue Schüsseln, gipfelt mit Backwerk die mächtigen Teller, durchfeuchtet die Nudeln mit Schmalz und Branntwein, streut Gewürz und Zucker. Und in die letzte Schüssel thut sie frisches Obst und Nüsse und seltene Gebäcke, und darüber pflanzt sie mit Beihilfe der ältesten Tochter oder der Magd einen Blumenstrauß mit Flitter und seidenen Bändern. Manchmal kommen auch ein wenig Dornen und Nesseln darunter. So kommt dieses Gericht in mehreren Exemplaren auf die Tische, und kaum es die Leute erblicken, fallen sie mit beiden Händen darüber her, denn hier gilt es für Jeden, von den Nüssen und Blumen und Bändern seinen guten Antheil zu erhaschen. Die Bäuerin hat zu diesem „Gang" wohlweislich eine hölzerne Schüssel gewählt, denn jede andere ginge in Scherben. Es ist ein Gehetz und wildes Gejohle; im Augenblick ist die Schüssel leer, aber die Finger verhäkeln sich ineinander und zerzausen den Strauß und die Bänder, daß es ein Graus ist, und die Nüsse fliegen in den Lüften und

kollern auf dem Boden dahin. Endlich ist der Kampf entschieden und Jeder zählt und mustert seinen errungenen Besitz, aber immer noch Acht gebend, daß nicht ein fremder Arm sich räuberisch in sein Eigenthum mische. Es handelt sich um nichts Geringes; welcher von den Männern die meisten Blumen und Bänder hat, der führt, ist das Mahl vorüber, die Tochter des Hauses zum Tanz. Die Mädchen beschenken mit ihrem Erkämpften solche Burschen, denen sie am meisten gewogen sind.

Nach diesem Blumenkampf öffnet sich zum letztenmal die Küchenthür, und nun kommt die Hausfrau selbst mit einem großen Topfe, aus welchem würziger, fast betäubender Wohlgeruch emporsteigt. Das ist die Krone des Mahles, das Vornehmste, was man in einem wohlbestellten Bauernhause nur immer finden kann — das ist der Kaffee.

Die Leute beugen sich hin gegen den Topf und essen schweigend — fast mit Ehrfurcht.

Endlich ist alles vorüber und es wird wieder, aber nun sitzend, das Tischgebet gesummt.

Nach dem Mahle ist es gebräuchlich, daß Jeder und Jede hintritt zu dem Hausvater, zur Hausmutter und sagt: „Ja, vergelt's Gott, Ihr, ich hab' rechtschaffen gegessen, so viel gut ist alles gewesen; vergelt's Gott, Ihr!"

Und die Entgegnung ist: „Gesegn Dir's Gott, viel hast nit kriegt."

Zum Trank haben sie freilich blos frisches Wasser oder Obstmost gehabt, denn Wein wächst nicht in der Gegend, die ich meine. Aber die Speisen wären nicht alle aufzuzählen; wollte man Rahmsuppe, Grubenkraut, Heidensterz, Mehlfleckeln, gedünstete Birnen, Tröpfelkoch, Krapfen, Reingerln, Sulzen, Germstrudel, Branntweinnudeln, Schmalzkoch und Kaffee im Vorübergehen auch nennen, es wäre damit noch nicht erschöpft.

Lassen wir das und freuen wir uns, daß sie satt sind. Es naht eine neue Periode. Man weiß kaum, wie die Männer auftauchen, aber plötzlich stehen sie in der Stube mitsammt ihren Pfeifen und Geigen. Die halbe Kirchenmusik ist da! — Jetzt sind auf einmal die Tische nicht recht, auf die undankbarste Weise werden sie hinausgeschafft, da dehnt sich die Stube aus zu einer halben Welt, nein, zu einer ganzen mit Lust und Fröhlichkeit, und einem Himmel darüber, der voll Geigen hängt. Und siehe, wie herrlich die Weltkörper kreisen, wie die Sonnen der Gesichter leuchten, wie die Sterne der Augen funkeln, und Kometen giebt es, Zeichen und Wunder geschehen — Zusammenstöße finden statt — aber die Welt geht nicht unter, die Burschen tanzen mit ihren Mädchen, daß die langen losegewordenen Locken fliegen.

Beliebt ist unter Anderem auch der „Schwabentanz“.

Dieser beginnt mit einem langsamen Rundgang der Paare, welcher aber immer schneller wird und schließlich in ein rasendes Kreisen ausartet.

Dabei wird gesungen:

„Mir tonzn mit die Schwobn,
Mir tonzn mit die Schwobn;
Mir sein zwor noh nit oll banond,
Mir müassn noh oan hobn.

Von Untaschwobn, Obaschwobn
Tonza sein do;
Wann s wieder amol keman,
So prügl ma s o!“

Plötzlich aber ändert sich die Scene. Die Stubenthür geht auf. Spiel und Tanz löst sich. Zur Thür herein tritt ein würdiger Kapuziner mit ellenlangem Bart und Rosenkranz. Er streckt segnend die Hände aus und grüßt salbungsvoll:

„Glop sei die ledi Christl!“

Hierauf bittet er um Nachtherberge und sagt, daß er ein Pilger sei, der in das heilige Kropf- und Knödelland gereist komme, um sich hier, einem Gelübde zufolge, mit Knödeln und Krapfen und jungen Weibern zu kasteien. Sofort langt er nach den größten und fettesten Bissen, die man ihm vorgelegt hat, und predigt, so gut es bei vollem Munde geschehen kann, gegen das Laster der Völlerei.

Nach dem Labsal steckt der Kapuziner eine ungeheure Brille auf die bemalte Kupfernase und

beginnt nun die Moralpredigt, welche er mit folgendem curiosen Evangelium einleitet:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Thurm und aus demselben gingen heraus drei Leute und ein Schuster. Der Eine war blind, der Andere lahm, der Dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen und der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in seine Tasche. — Das," fährt der Prediger fort, „sind die Worte, über die ich heute zu Euch reden will."

Und dann beginnt er:

„Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Gassenkehrer! Ich will gleich anfangen über die Weibsbilder. Da schaun sie kaum heraus aus den Fatschen, so soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen; und ehe ihnen noch thut das Röcklein passen, suchen sie schon Liebhaber auf allen Straßen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch thut ihnen 's Herzl jucken und zucken! Es ist ihnen Keiner zu jung und Keiner zu alt; Keiner zu warm und Keiner zu kalt! Ist Einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder kahlschopfad, hohlwangig und

ohne Zähn, schiech oder schön — so heißt's: Du kannst mit mir gehn! Dann ist's gar bös gethan, und sie schrei'n: Was fang' ich an! Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor Liebeln nicht von der Stell'; sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her. Alle Ehr' haben sie verlassen auf Wegen und auf Straßen, sie scherzen im Stall und im Heu und wo nur ein Plätzchen frei! — Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer!

Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an; da kampeln und schmieren sie das Haar — das Bügeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus! im Beten richten sie gar nichts aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, da möchten sie die ganze Zeit verbleiben. Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie gspürn. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei; und wenn ein Kirchtag ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schönheit und mit Lügen die Burschen ums Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle sehen! Ja, alles Schlechte, das sich gar nicht laßt ergründen, kann man bei den Mädeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n,

sonst möchten sie verdrießlich werd'n, und das hätt' ich doch nicht gern!

Von den Buben kann ich nur das sagen, sie haben oft eine schwere Leiter zu tragen; nachher haben sie noch keine Ruh', es kommt oft der Bauer dazu: und der prügelt seinen Schwiegersohn, das ist für alles sein Himmelslohn. Amen."

Dann wird verkündet: „Es wollen sich Zwei verehlichen: Der Bräutigam heißt Johann Einsirn, hat a Nasn wie a Faustbirn und Füß wie a Nußhäher, hab' in meinem Leben noch kein solchen Menschen g'sehn! Die Braut ist die tugendsame Genovefa, hat a Gestalt wie ein Kuchelkäfa. Er ist von der Veitsch, und sie von der Mur; er ist ein Lump und sie — da hab' ich eh schon gnua. Vorn ist das Hausstübl und hinten der Kuhstall; solche Leut' werden verkündet heut 's erste und 's letzte mal! — Zwischen Oberdorf und Neudorf ist eine Heufuhr verloren gegangen; der ehrliche Finder wird gebeten, sie heute nach dem Amte im Pfarrhofe abzugeben!"

Somit ist die Predigt zu Ende, allein die Andacht ist noch nicht aus; der Kapuziner betet nun folgende Litanei, welche die Anderen andächtig erwidern:

„Erbarme Dich unser, Du grantiger Dorfrichter!
Du Bauer, der brav aufkochen läßt!
Du Bauer, bei dem die besten Speckknödel wachsen!
Du Bauer, der die schönste Tochter hat!
} Recht für uns!

Beim Reiterbauer, wo die Bäuerin die Suppe versalzt!
Beim Stralegger, wo die Ochsen das Korn und die Knechte den Haber essen müssen!
Beim Bruzler, wo sie den Sterz mit Unschlitt-kerzen schmalzen!
Beim Lantschner, wo der Hund begraben liegt!
} Wir für uns!

Du lügender Hartel!
Du fluchender Steffel!
Du abdrahter Stindl!
Du kropfiger Schuster!
Du schiaglender Schneider!
Du krätziger Weber!
Du kraschinkiger (säbelbeiniger) Tischler!
Du pechiger Toni beim Bach!
Du beangater (krüppelhafter) Wastel in Eck!
Du auspeitschter Michel in Schlag!
Du anbrennter Hießl beim Zaun!
} Schnopp oh!

Ihr alle häufigen Kleinhäusler!
Ihr alle häufigen Wucherer und Schmarotzer!
Ihr alle häufigen Trottel und Fexen!
Ihr alle häufigen Leut', die kein Spaß verstehn!
} Schnopps oh!

Schnopp auf und schnopp nieda,
Stiehl Katz und brings wieda,
Schnopp oh!"

Derlei parodistische Stücklein aus dem Religiösen findet man im Volke ziemlich häufig, allein der Landmann beabsichtigt damit nichts weniger, als das Religiöse zu verhöhnen; nur mit den kirchlichen Ceremonien vertraut, kennt er keine andere Form für seinen Witz und zügellose Laune.

Sind endlich die Späße unseres Bußpredigers erschöpft, so legt er seine Maske ab. Der Mann ist gewöhnlich ein Handwerker oder ein Knecht aus der Nachbarschaft.

Die Unterhaltung dauert fort und ist es der Morgenstern, der den lustigen Brechlern heimleuchtet.

Schließlich bekommt jede Brechlerin vom Brechelbauern ein Büschlein feinen Flachses als Geschenk, welches sie in ihrem Schranke wohl verwahrt, so daß sie nach Jahren einen bedeutenden Vorrath davon beisammen hat. Es heißt: Wenn eine Magd so viel Flachs in ihrer Truhe besitzt, daß sie davon eine Familie zu bekleiden im Stande ist, dann kann sie heiraten.

Nun das Fest zu Ende, wird der gewöhnliche Stubentisch wieder zurechtgestellt und mit den Bänken rings umgeben. Die Bäuerin sammelt die Ueberreste für arme Weiber und Kinder, die Knechte schaffen den gebrechelten Flachs in den Speicher und der Bauer rechnet aus, daß ihm ein Pfaid von Sammt und Seide nicht höher zu stehen käme, als sein Hemd von Leinwand.



Die Krapfengarb'.

Wenn im Herbst das Getreide, das Heu, das Laubwerk, das Brennholz, die Streu und alles unter Dach gebracht, und der Schnee um Haus und Hof seine hohen Wälle zieht, dann beginnt das Dreschen.

Aber die Wintertage sind gar so kurz, sie müssen angestückelt werden und das thut der Bauer mit einigen Kerzen des Morgens und des Abends, besonders in Gegenden, wo die Dreschmaschine noch nicht existirt. Schon um drei Uhr ist der Großknecht zur Drescherzeit aus dem Bett und geht mit seinem „Weckstock“ zu allen Thüren und klopft, bis er Jeden aus den warmen Linnen hervorgeklopft hat.

In der Tenne wird es lebendig, der Großknecht stellt das Licht in das dazu bestimmte Kästchen an der Holzwand und bald beginnen vom „Uebagschiaß“ (Uebergeschoß, Scheune) die Garben hernieder=

zufliegen, bis der ganze Boden der Tenne belegt ist.

„In Gottesnom gehn mas on!“ sagt der Großknecht und hebt seinen Flegel vom Nagel und die Anderen thun es auch und das Dreschen beginnt.

Gewöhnlich geschieht es mit vier Flegeln, nur der Großbauer, der über ein zahlreicheres Personal verfügt, drischt zu sechsen. Das ist nun ein Klappern auf der Tenne und ein Knurren in den Mägen, und manch sehnend Auge schielt verstohlen auf die Kerze, ob diese denn nicht schon herabgebrannt; denn wenn die Kerze gar, wird's zum Suppenessen.

Kennt Ihr die saure Suppe und das Haferbrot? Die Oberländer wissen es gut zuzubereiten: drei Stunden nüchtern Garben dreschen, dann schmeckt's!

Während des Frühstücks kommt der Tag und dann wird das Dreschen wieder fortgesetzt. Da hält nun der Bauer sehr viel auf den Tact, „'s muaß zsommgehn!“ Er hat für alle Gruppen sein Sprüchlein; so versinnlicht folgendes Metrum das Dreschen zu Dreien:

„Hund is todt
Hund is todt,
's that uns a
Drescha noth!“

Lustiger geht es zu Vieren:

„Schlogts ma 's Körndl
Lüfti aussa,
Thoan die Drischln
Lusti kleschn,
Sulln die Körndln
Porweis springen,
Müassn Buabn und
Mentscha dreschn!"

Wenn aber gar die Sechszahl voll ist, dann klappern die Flegel einen Daktylus zusammen und der Großknecht bringt schmunzelnd sein Sprüchein dazu:

„Bäurin, boch Kropfn,
Sechszipfadi Zupfn,
Die beangadn, bauchadn
Körndln thoan hupfn."

Und so geht es fort den Tag hindurch bis in die späte Nacht hinein. Es giebt auch Lust und Heiterkeit dabei und wenn die Buben und Mädchen miteinander ringen und sich in das Stroh werfen, so ist das eben auch so viel als gedroschen: es werden dabei die Halme weich und das Körndl fällt auch heraus.

Da vier Personen des Tages hindurch höchstens zwölf „Schöber" (zu sechzig Garben) zu bewältigen vermögen, so dauert das Dreschen oft mehrere Wochen. Gegen Ende dieser Zeit frägt die Bäuerin schon das Eine oder das Andere verstohlen: „Wann werd's denn fiati?"

Die Drescher wissen es gar gut, warum sie frägt und geben zur Antwort: „Oje, däs geht nit so reißend, de Wochn hobn ma scha noh z thoan!" Dabei lachen sie sich in die Faust, weil sie der Bäuerin einen Bären aufgebunden, daß sie die Thüre nicht verschließet, denn — heute schon geht das Dreschen zu Ende und da muss die Küchenthür offen sein — es handelt sich um die Drescherkrapfen!

Das geht so zu. Ist die Garbenscheune leer und die Strohkammer und der Kornkasten voll, und sind die Dreschflegel wieder für ein Jahr auf den Nagel gehangen, so nimmt der Weidbub die letzte, dazu bereitgelassene Garbe, birgt sie hübsch vorsichtig unter der Jacke und schleicht damit in die Küche. Da frägt er noch ganz harmlos die Bäuerin um Eins oder das Andere, etwa ob die Kälber heute schon ihren Trank erhalten, oder so, aber plötzlich zieht er die Garbe hervor und — „U mei, die Kropfngorb'!" kreischt die Bäuerin, aber schon haut der Weidbub mit den Garben auf alle Häfen und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen, und singt dazu:

„Bäurin, boch Kropfn,
Die Drescha sein do,
Sist dreschn ma dih zsommt Deina
Budapfonn oh."

Wohl versucht es die Bäuerin mit Hilfe der Küchenmagd, dem Weidbuben die Garbe zu entreißen. Gelingt dieses, so müssen die Drescher für den Abend

mit Brotsuppe und Erdäpfeln vorlieb nehmen; behauptet der Bub aber seine Garbe — Halleluja! Dann haben zum Abendmahle so viele Krapfen auf dem Tisch zu erscheinen, als lose Körner auf dem Herd, in den Pfannen und Häfen gefunden werden.

Eine brave Bäuerin ringt aber selten um die Krapfengarb', oder sie kämpft so, daß recht viele Körnlein in die Pfanne spritzen, dann erklärt sie sich für besiegt und geht heimlich lachend an das Kochen und Backen; es muß heute wieder einmal gezeigt werden, was eine tüchtige Hausfrau vermag, und die Drescher haben es ja verdient.

Das ist die Krapfengarb', welche aber immer seltener wird, seitdem die Dreschmaschinen in das Land kommen; da braucht der Bauer weniger Knechte, weniger Kerzen und — die Krapfen fallen ganz weg.





Der Bartl und der Niklo.

Sanct Nicolaus war ein Bischof, wie es deren wenige giebt.

Da ist er in den Winterabenden durch die finsteren Gassen gegangen und hat den Leuten zu den Fenstern hineingeguckt, was sie machen und was sie haben.

Und wo die Armuth und die Tugend daheim, da warf er ein Goldstück durch das Fenster.

Dank der Humanität, Sanct Nicolaus wandelt noch heute durch die Welt, er wirft manches Goldstück in die Wohnungen der Armen; und wer noch klein ist und im Berglande der Steiermark wohnt, der kann ihn wohl auch einmal *sehen*, den heiligen Mann im Ornat, mit Stab und Bischofsmütze, denn der „Niklo", wie ihn die Städter aus Gebäck und Tannenzapfen haben, zieht draußen auf dem Lande wahrhaftig herum in Fleisch und Blut! Mit den

Großen macht er sich nicht viel zu schaffen, er ist ganz Kinderfreund. Gleichwohl ist aus der schönen Sitte ein Zerrbild geworden.

Am Nicolausabend (6. December), da wird der Niklo sichtbar und geht in die Häuser und frägt nach den Kindern, ob sie brav sind, fleißig beten und etwas lernen. Diese haben den Besuch wohl erwartet und sind schon seit einigen Tagen her bestrebt gewesen, ihre Tugenden in das günstigste Licht zu stellen; besonders kommen in der Nicolauswoche unter den Kleinen auffällig wenig Händel vor und Kleider und Bücher oder Geräthe werden verhältnißmäßig sehr geschont. Es geschieht das aus wichtigen Gründen, denn der Niklo, wenn er kommt, hat nicht blos rothe Aepfel, goldene Nüsse, verzuckerte Zwetschken u. s. w. bei sich, sondern auch einen schwarzen, sehr verdächtigen Begleiter: den „Bartl", der wie der Teufel aussieht und von dem man nicht weiß, wie er mit dem heiligen Bischof so freundschaftlich ist.

So kommen sie Beide am Abende, wenn der Span schon angezündet. Der Niklo, der ein ehrwürdiger Mann mit schneeweißen Haaren und Bart ist, geht voran und sagt:

Da Niklo, da Niklo und da Bartl is do.
Und mir schaun, wo die Kina recht brav sein und wos kinna
(etwas können);
Die Bravn, de kriagn rothi Aepfelein,
Die Schlimmen, de foßn mar in die Butten ein!

Und siehe, da tritt auch schon der Bartl hervor. Der hat einen Pelz an und ist kohlschwarz im Gesicht, bis auf die rothe Zunge, die heraushängt. Hörner trägt er auch und auf dem Rücken hat er die Butte und eine klirrende Kette!

Da müssen nun die Kinder laut beten oder etwas Gelerntes aufsagen. Der Bartl muß gewöhnlich unverrichteter Dinge abziehen, denn fängt die Situation auch wirklich an, bedenklich zu werden, so führt stets die Mutter ausgleichende Einsprache und die Sache ist geschlichtet. Aber des Bachbauers Hanserl hatte keine Mutter gehabt, die für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte, er war ein Waisenknabe, und als der Bartl an dem armen Knaben seinen Muthwillen ausübte, entsetzte sich dieser so sehr, daß er die Fraisen bekam, und noch heute, nachdem er alt geworden, trägt er die Frucht des Nicolausabends mit sich herum — die fallende Sucht!

Da ist's dem Lechner-Buben glücklicher gerathen, der hat den unheimlichen Gesellen, welcher mit dem Niklo gekommen, bei den Hörnern gepackt und ihm dieselben mitsammt der Maske herabgerissen, daß nichts übrig geblieben, als das gutmüthige Antlitz des alten Großknechtes.

Wenn nun der Niklo und der Bartl wieder fort sind, ist den Kleinen ein Stein vom Herzen und sie wagen wohl gar im Geheimen die Bemerkung zu machen, daß der Niklo gerade so eine Warze auf der

Nase gehabt, wie der Ochsenknecht. Doch giebt dies keinen Anlaß zu irgend einem Zweifel an der Heiligkeit des Niklo und es wird im Laufe des ganzen übrigen Abends noch die strengste Sittsamkeit beobachtet.

Unmittelbar vor dem Schlafengehen werden von Jedem die kleinen Schuhe oder eine Kopfbedeckung an das Fenster gestellt, denn der Niklo geht nun in der Nacht zu allen Häusern, und weil er es den Schuhen oder Hüten ansieht, ob die betreffenden Eigenthümer brav oder schlimm sind — füllt er dieselben je im Verhältnisse mit Obst, Lebzelten oder wohl auch mit Steinen und Tannenzapfen und legt letzteren obendrein noch eine zierlich geflochtene Birkenruthe bei.

Das geht nun für die Kleinen, so lange sie daran glauben, was nicht selten über das Kindesalter hinaus geschieht. Ich habe in meinem zehnten Jahre noch die Schuhe an das Fenster gestellt und war stets voll des frommen Preises für den heiligen Bischof Nicolaus, wenn ich meine Schuhe vollgepfropft fand mit Süßigkeiten.

Heut wird in Steiermark der Niklo mehr und mehr durch den Christbaum verdrängt.





Ein Winterabend.

Schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um das Haus lassen nicht einmal das Abendglühen durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Aelplers Daheim; nur das Tosen des Wintersturmes, welches an den Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird verstopft mit Werg und Moos!

Der Hausvater bringt von der Küche eine Fackel und steckt sie in den eisernen Spanhaken. Die Arbeiter haben das Tagwerk geschlossen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochsenknecht ist fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Jöpperl zu schütteln — doch es verschlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur

noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geschoben.

Und nun entfaltet sich die Welt der Häuslichkeit.

Das Nachtmahl ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Katze sind gesättigt und die Schwarzwälderuhr ist aufgezogen. Im Ofen wird die Gluth angeschürt und dann ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Um denselben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tisch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem anderen wohleingeräucherten Hausschatz; dabei läßt er sich vom kleinen Buben etwa die Schuhriemen auflösen. Die Bäuerin näht an einem kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen, und der Großknecht bringt von der Küche gebähte Kienscheiter herein, über welche die Knechte sogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerklieben.

Es beginnt die Spanvesper.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Vorrath an Kienspänen für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein sehr bedeutender sein, denn er ist die einzige Leuchte in den Nächten dieser Berge, wöchentlich nur einmal flackert auf dem Tische eine Kerze — am Sonnabend zum Gebet.

Diese Spanvesper nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig und wenn Einer den Span, der noch zu dick ist, nicht geschickt spaltet und daraus einen abgebrochenen „Spell" macht, so lachen Alle und sagen: „Ei, der hot da Henn in Schwonz grupft!" Diese mißrathenen Spalten kommen auf den Herd, während die echten und rechten in Büschel zusammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Am Spanhaken sitzt der Halter und „leuchtet". Der brennende Span ist natürlich einer vom vorigen Jahre und es hängt an ihm manche Bedeutung. Brennt er rauchend oder macht er gar kleine pfeifende, zischende Flämmchen seitwärts und abwärts, so ist eine heimliche Liebschaft im Hause, und wenn sich die Kohle „zwieselt" (spaltet), so kommt gar Jemand in der Nacht und da muß man, will man boshaft sein, den „Zwiesel" geschwind ansalzen, daß dieser Jemand sich recht auf dem Rücken kratzen muß. Der Halter muß die glühende Kohle des Spanes fleißig „räuspen", aber mit den bloßen Fingern — der Bauer hält was darauf. Gluth und Glück muß man angreifen lernen.

Nicht blos die Spanvesper, sondern auch das Rübenabkräuten und das Kukuruzschälen geben Gelegenheit zu ähnlichen Geselligkeitsabenden.

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäfte, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inzwischen herumlungern, wo er will.

„Geh, dazähl a Gschicht, Hansl!“ wird einer der Knechte gebeten, der aber thut sehr bescheiden und sagt: „Ih woaß koani.“

„Se is dalogn, ih woaß wul, daß d oani woaßt. Geh Hansl, moch an Gscheitn und dazähl die sewi von Raubahauptmonn!“

Diese hat er wohl schon mehrmals erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser als der Hansel selber, aber weil sie's denn wollen, so räuspert er sich und beginnt die Geschichte vom Räuberhauptmann.

Wie der Hansel Geschichten erzählt.

Ist einmal ein Bauer gewesen. Und der Bauer ist rechtschaffen arm gewesen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf ist er gar so traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum bist Du so traurig?“

Er ist aber still gewesen und hat ihr's nicht gesagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn ist gar ein gescheites Bübel gewesen, und wie er größer worden ist, da ist der Bauer noch immer traurig gewesen.

Da ist der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum seid Ihr alleweil so traurig?“

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei still, Du kannst mir doch nicht helfen!“

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tage gefragt: „Vater, warum seid Ihr alleweil so traurig?“

Da hat endlich der Vater gesagt: „Mein Kind, mir ist nicht mehr zu helfen, ich hab' meine Seel' dem Teufel verschrieben!“

„Ach, Vater, das wird doch nicht sein, und warum habt Ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Hut voll Thaler giebt,“ hat der Bauer darauf gesagt.

Der Bub hat den Kopf geschüttelt und hat nichts dazu gesagt. Jetzt war's gut.

Der Bub ist zum Pfarrer gegangen und hat ihm alles erzählt. Der Pfarrer hat gesagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!“

„Herr Pfarrer, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Du mußt zum Dechant gehen, vielleicht hilft Dir der.“

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater. Der Dechant sagt: „Das geht mich nichts an und ich kann Dir nicht helfen!“

„Herr Dechant, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft Dir der.“

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm alles erzählt. Der Bischof aber hat

gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen.“

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, Dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht giebt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speis' vom Himmel bringt. Mag sein, daß Dir der noch helfen kann!“

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Hebe Dich weg, was geht mich Dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!“

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, in diesem Walde lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldschein von Deines Vaters Seele wieder zurück.“

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst Du da, kleiner Knirps!“ Darauf hat ihm der Bub alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen, was sich machen läßt.“

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel,“ hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben sie Alle geantwortet und sind wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ und darauf sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest Du nicht, Belzbartl?“ hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel' verschrieben hab', Herr Hauptmann,“ hat der Belzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenschuldschein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll.

Da sind nun alle Zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllküche gekommen. Da hat

der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeug gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen, und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?“

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist!“ hat der Teufel geantwortet. Gut. Die Zwei sind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für wen gehört das?“ hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist,“ hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll.

Nun endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmannes hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast Du gesehen in der Höll?“ hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen.“

„So nenne mir was, Bub!“

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler.“

„Gut. Und was hast Du noch gesehen?“

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Haken.“

„Für wen?“

„Ja,“ hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das ist für den Räuberhauptmann.“

Gut. Wie der Räuberhauptmann das gehört, hat er eine große Truhe aufgemacht und da sind lauter scharfe Messer drinnen gewesen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt muß Du mir auch einen Gefallen thun.“

„O, das will ich von Herzen gern thun, Herr Hauptmann.“

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt Du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn Du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander.“

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun.“

„Aber Du mußt, ich hab' Dir Deinen Vater erlösen helfen, jetzt hilf Du mich erlösen!“

Gut. Da hat der Bub die Messer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerschnitten. Und wie er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist

aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da ist am nämlichen Tage beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speis' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist Du gestern nicht gekommen mit der Speis'?“

„Lieber Einsiedler,“ hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern Dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beisammen sein müssen.“

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?“ hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre?“

„Bei Dir richte ich es allein, mein lieber Einsiedler!“ hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er zornig geworden und hat geschrien: „Eh ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle fahren!“

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind die neunundneunzigtausend Teufel gekommen und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die Höll und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist." —

„Däs is ober a schöni Gschicht gwen!" versetzen die Zuhörer dankend, nachdem der Hansel geendet hat.

Ich möchte nur, daß ich für all die Geschichten und Schwänke Zeit und Platz hätte, die bei der Spanvesper erzählt werden; ich wollte Euch unterhalten eine lange Zeit und Ihr müßtet lachen und schaudern zugleich, wenn ich Euch vom Wünschhütel, vom Stangelputzer, vom Natterkrandel, vom Fünfguldenbeutel, von der Habergeiß u. s. w. berichtete. Ja, von der Habergeiß, die in den Mondnächten den Hafer schwarz macht und dem Wanderer auf die Achsel sitzt und ihm den Tod ins Ohr bläst! Und wißt Ihr, wie der „Oneweigl" — Gespenst — herumstromert auf der ganzen Welt und allerlei schreckliche Sachen treibt? Zwischen Eilf und Zwölf bei der Nacht eilt er gern über Wald und Feld als Lichtlein.

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei solchem Erzählen näher zusammen und der kleine Bub hält sich zitternd an den Hemdärmeln des Vaters und weint beinahe, denn er hat sich bei all den Geschichten das Höschen naß gemacht.

Fragt Ihr nun den Bauer, warum er es zugiebt, daß man seinen Kindern die Furcht vor den

Gespenstern so in die Seele legt, so weiß er darauf gut Bescheid: „Däs vasteht's ees nit,“ sagt er. „Hiazt wa's freili leicht rod (überflüssig), oba wann meini Buabn amol grössa wern, so will ihs nit, daß sie sih va nix fürchtn und daß s' ba da Nocht in da gonzn Nochbarschoft umastrawanzn. Derawegn sogt mar eahna von Oneweigl vor, daß s' schön dahoam in eahnan Bett bleib'n!“

Also, als Wächter der Sittlichkeit wird hier die Gespensterfurcht aufgestellt; nun, das lohnt sich allerdings eines nassen Höschens, aber der Mann soll aus Erfahrung wissen, daß es eben die Furcht vor Gespenstern sein mag, welche den Einsamen von seinem Lager aufscheucht, um sich einen Genossen zu suchen!

Auch davon wird bei der Spanvesper erzählt, doch in solcher Form, daß es der kleine Bub nicht versteht und der Alte nicht merkt.

Ist nun auf diese Art genug geschaudert und gelacht, so kommt der Gesang an die Reihe. In jedem Hause ist Jemand, der singt. Zwar wird das zuerst gern aus Bescheidenheit von Einem auf das Andere geschoben und: „ih konn nit, mir is da Stimmstock schon umgfolln“, ist der gewöhnliche Vorwand — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Sehr gern gehört ist

Das Lied vom falschen Rittersmann.

Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wohl in ein schönes Land,
Er ritt über grünende Auen,
Da thät er ein Fräuelein schauen.

Er nahm es wohl in seinen Schoß
Und schwang sich auf sein hohes Roß,
Sie ritten so schnell und so balde
Wohl in einem finsteren Walde.

Sie ritten vor ein' Hollerstaudn,
Da schauten heraus zwei Turtltaubn,
Sie thaten so wunderlich girren:
Jungfräuerl, laß dich nicht verführen!

Sie stiegen dann vom hohen Roß
Und setzten sich ins weiche Moos:
„Jungfräuelein, thu Du mich lausen,
Mein' goldfarben Haare aufkrausen!“

Und als sie 's Haar auseinander that,
Da fangt sie gleich zu weinen an.
Er schauet ihr unter die Augen:
„Jungfräuerl, was thut Dich bedauern?

Bedauert Dich Dein stolzer Muth,
Bedauert Dich Dein' Vaters Gut;
Bedauert Dich Dein' Treu und Dein' Ehre,
Jungfräuelein, bekommst nimmer mehre!“

„Ich bedaure nicht den stolzen Muth,
Ich bedaure nicht mein' Vaters Gut,
Ich bedaure die selbige Tannen,
Wo alle Jungfrauen drauf hangen!“

„Jungfrau, liebes Jungfräuelein,
Das därf Dir gar nit seltsam sein;
Die Zwölfte, die mußt Du heut werden,
Im Wald dahier mußt Du heut sterben!“

„O Ritter, liebster Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!“
„Drei Schrei, die erlaub ich Dir gerne,
Ist Niemand im Wald, der Dich höret!“

Den ersten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrer Mutter zu:
„Mutter, komm eilends und balde,
Sonst muß ich jetzt sterben im Walde!“

Den zweiten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Vater zu:
„O Vater, geh eilends gekommen,
Sonst wird mir mein Leben genommen!“

Den dritten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Bruder zu:
„Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonst muß ich mein Leben jetzt enden!“

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein schießen kann;
Sein Schwesterlein hörte er schreien,
Sein Hündelein hieße er schweigen.

Er kam und spannte seinen Hahn
Und schoß den schönen Ritter zusamm':
„Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
Jetzt hast Du den Lohn schon empfangen!“

Dann nahm er sie bei ihrer Hand
Und führte sie ins Vaterland:
„Jetzt Schwester, thu hausen und bauen,
Kein' Ritter därffst Du nicht mehr trauen!"

Großen Beifall erweckt stets auch

Das Lied vom erschossenen Soldaten.

Zu Preßburg, zu Preßburg
Stell ich's mein Unglück ja wohl an,
Da wollt ich desenter'n
Zu einem andern Herrn,
Sollt aber nit lang währn.

Um ein Uhr bei der Nacht
Haben s' mich gefangen eingebracht:
Sie stellen mich vor's Hauptmann-Haus,
Auweh, mit mir ist's aus,
Was wird werden daraus!

Meine Brüder alle drei
Sind auch wohl alle Drei dabei:
Sie schießen her auf mich,
Das Blut, das spritzt auf sie,
Und das war meine Bitt:

Wann ich erschossen bin,
Legt's mich auf Rosen und Marin,
Das Grab von Marmelstein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So schlaf ich ruhig d'rein.

„Geht's, hört's mar auf mit enkeri traurin Gsanka," greint die Bäuerin, „singts a mol a Gscheits. — Lusti sein, lusti sein muaß d Engl selber gfreun!"

Sofort schnurren die Räder frischer und in einer gar heiteren Weise erklingt

Das Lied vom Lustigsein.

Seids lusti, seids lusti, thuats singen und hupfn,
So konn enk da Teufl koa Harl ausrupfn;
Vageßts nur aufs Betn und Oabaten nia,
Däs mocht enka Herz jo so guat und so freudi,
In Leib ah so rühri, so stork und so schneidi,
Und s Essn und s Trinkn, däs schmeckt oft scha wia

Und will unsa Herrgott enk immeramol juckn,
So müaßts schön geduldig enk biagn und enk duckn;
A Norr, wer sih über an Uebl beklogt; —
Wer s Schlimmi nit kennt, konn ah s Guati nit guiaßn,
Wann ka Nocht nit wa, müassad da Tog Oan vadriaßn; —
Däs hot scha mei Voda, mei Aehndl scha gsogt.

Und kimmts oft zan Urlaubnehm, lusti müaßts roasn,
Da heiligi Peda thuat ah noh gern gspoasn,
Und singt noh und tonzt, daß gor d Engel sih gfreun,
Drum, tonzt Oana lusti wul auffi zan Himmel,
Gleih mochn a kreuzlustis Gschall und Getümmel.
Oft loßt er n mit Freudn ba da Himmelsthür ein!

Oba, siacht er an zopfadn, traurign Loppn
Mit henkada Nosn in Himmel zuatoppn,
Den loacht er wul owi ins Loch, däs is gwiß!
Und schleicht eahm an olda Betbruader in d Nähn,
Lonkweili, mit Auwazn, Sindln und Pfnechn,
Dem schmeißt er wul gleih olli Sterner ins Gfriß!

Drum seids lusti, seids lusti, thuats singen und hupfn u. s. w.

So klingen ernste und lustige Weisen bis in die tiefe Nacht hinein und dabei schnalzen die Späne und schnurren die Spindeln.

Advent.

Die Zeit schläft. Sie hat sich in die Federflaumen des Schnees oder in die Schlafhaube der Decembernebel vermummt und fröstelt in Fieberträumen. Nur wenige Stunden des Tages schlägt sie die trüben Augen auf, erwartungsvoll ausblickend nach des Verheißenen Ankunft. Advent! — So kann's nicht bleiben, anders muß es werden; — aber wer soll denn kommen? Der Erlöser, sagt der Prediger; der Jahrlohn, sagt der Dienstbote; die Weihnachtsgabe, sagen der Arme und das Kind; die Feiertage mit dem Christbraten, sagt der Bauer.

Und — Apollo, der Sonnenwender, sagt die Zeit. Wahrhaftig, die Sonne ist lahm und siech, die vermag gar nicht mehr hoch zu steigen; sie spaziert ihre paar Stündlein des Tages dort über die beschneiten Berghalden hin und hüllt sich dicht in

Nebelmäntel, daß sie sich ja nicht erkälte. Jeder Strauch hat sich eine weiße Decke über die Ohren gezogen; jeder Baum hat sich eine weiße Pelzhaube machen lassen — weiß ist sehr in der Mode. Der Teich hat sich eine tüchtige Winterfensterscheibe überfrieren lassen, der Bach hat sich einen krystallenen Canal gewölbt und der Hansel hat sich ein neues Paar Handschuhe stricken lassen aus weißer Schafwolle.

Ei, wäre dem Haushahn der Schnabel verfroren! Aber kaum der Nachtwächter zur Ruhe gekommen, hebt der Hahn an zu krähen und das ist schon um drei oder vier Uhr, und der Hansel muß sein liebes Strohnest in der Stallkammer verlassen. Es ist diesmal das Dreschen noch nicht aus; dies Jahr kommt sie spät, die Krapfengarb'. Zwei „Legen" Stroh müssen gedroschen werden vor Tags und da meint der Hansel: „Wenn wir uns aufs Stroh thäten hinlegen und tüchtig und mit allem Fleiß darauf losschliefen, ob das Zeug nicht auch weich werden wollt?" Er weiß es aber gleichwohl, daß man nicht drischt, um das Stroh weichzumachen, sondern um das Korn herauszuschlagen.

Nach dem Frühstück gehen die Knechte hinaus in den Wald; auch eine oder die andere Magd, die höhere Strümpfe hat, als der Schnee tief ist, muß mit. Sie sägen Bäume um, glatt am Boden natürlich, aber kommt nur erst der Sommer, so zeigen die mannshohen Strünke, wie tief im Advent der Schnee

gelegen ist. Die Ammerlinge und Häher zwitschern auf den Wipfeln ihre Winternoth und kratzen Schneestaub nieder auf die Holzarbeiter, oder es stürzen ganze Schollen herab, so daß sich die Leutchen lachend aus dem Schneestaube wühlen müssen. Und wenn's erst stürmt, daß die gefrorenen Stämme winseln und krachen, dort und da ein Wipfel niederfährt und der scharfe Schneestaub saust, daß der Hansel die Kathel nicht mehr sieht und nach ihr mit den Fingern muß greifen, ob sie der Wind wohl nicht schon davongetragen — so ist das ein „saggrisch verteufeltes" Brennholzschlagen.

Die daheim haben es besser. Die legen das Holz des winterstürmischen Waldes in den Ofen und spinnen Garn und singen „Frauengesänge" und erzählen sich Märchen und plaudern und kichern.

Und wie gut sie verwahrt sind! An den Scheiben der kleinen Fenster ist der Schimmel des Eises gewachsen und von den Dachvorsprüngen weben sich die silberweißen Spangen der gefrorenen Falltropfen nieder und hinein in den Schneewall, der das Haus umgiebt. Da muß denn freilich bald Nachmittags der Kienspan wieder glimmen. Und am Abende knarrt die Thüre, da wird draußen im Vorgelaß Schnee von klingenden Schuhen geklöpfelt — Advent! Ankunft! Der Hansel ist da; der Hansel und der Seppel und der Franzel und der Toni. Ihr

jungen Weiblein allmitsammt, jetzunder wird's noch lustiger bei Euch in der Spinnstube.

Lodenwämser austhun, die klingenden Schuhe gegen „Strohpatschen“ versetzen, warm Süpplein und „Brennsterz“ grüßen, das kommt jetzt dran; dann heißt es die Pfeifen stopfen — brennt's nur erst, hebt das Schäkern an, geht das Necken los, und — der Hausvater und die Hausmutter sind nicht gar allfort zugegen — bis es Schlafenszeit wird, ist mancher Rocken zerzaust, mancher Faden gerissen. „Sie thun's nit, und sie thun's einmal nit zusamm', die Mandeln und die Weibeln!“ hat der alt' Kas-Möstel gesagt.

Aber Tageslast ist schwer gewesen und im Stüblein sitzt sich's so warm und die Augen sinken und sinken — Advent! der Schlaf ist da! Die Kathel ruht in der einsamen Klause und kann nicht schlafen, weil die Thür in die Stallkammer hinaus nicht gut verriegelt ist, so trägt sich's wohl zu, daß insonderheit auch die Kathel Advent feiert.

Darf nicht gelten. Ankunft des Messias! sagt der Prediger, und die Kirche nimmt's ernsthaft. Alltäglich, ehe noch der Morgenstern aufgeht, zieht der Meßner ein Flämmchen von der rothen Ampel des ewigen Lichts und zündet damit die Altarkerzen an. Und die Glocken läuten, bis von nah und von fernem Gebirge die Andächtigen herbeikommen durch Nacht

und Nebel und auch ihre Kerzlein anbrennen in der nächtigen Kirche und ein Lied ertönen lassen, das ihnen schon der Prophet Jesaias vorgesungen hat: „Thauet, Himmel, den Gerechten!"

Eine rührende Sehnsuchtsklage.

Als ich, ein Knabe noch, mit meinem Oheim einmal in die Rorate ging, fragte ich ihn unterwegs, was denn das eigentlich heiße: Thauet, Himmel, den Gerechten? Mein Oheim schwieg eine Weile, dann stand er plötzlich still: „Du fragst so närrisch. Viertausend Jahre haben sie gewartet; alleweil und in allen Enden und Winkeln sind Leut' geboren worden, aber ein ganz Gerechter ist halt nit dabei gewesen. Wo hernehmen, wenn er aus dem Menschenvolk nicht aufsteht? Aus der Erden hat er ihn herausstampfen wollen, der alte Prophetenmann, dem schon angst ist worden in der Seel'; aus der Luft hat er ihn wollen herabziehen und in allen Wolken hat er ihn gesucht, und so hat er einmal in einer ruhsamen Nacht, da er auf der Heid' ist gestanden, die Hände ausgestreckt gegen Himmel und hat das Wort gerufen. — Jetzt, Bub, wenn Du's nicht verstehst, anders kann ich Dir es nicht ausdeuten. Laß ich Dich da stehen im Wald und geh Dir davon und sag: wart, bald komm ich. Und ich komm aber nicht, und Du stehst eine Stund um die andere und frierst und hörst die wilden Thiere heulen — und kennst keinen Weg und ich komm noch immer nicht — nachher

Bub, wirst es wohl verstehen, wie dem Prophetenmann ums Herz ist gewesen."

Wir sind weiter gegangen, und nie habe ich kindlicher die Erwartung des Erlösers empfunden, als bei derselbigen Rorate.





Die heilige Weihnachtszeit.

Nun ist der Christabend endlich gekommen. In der Stube brennt heute eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgescheuerten Tisch ist aus Amuleten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet und inmitten steht das Crucifix. In der Stube ist es feierlich und stille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Doch auf den Fensterscheiben blühen die herrlichsten Blumen und Rosen. Kennt ihr die Geschichte davon?

Da standen sie einst im Mai auf dem Fensterbrette, die Blumen und Rosen, und sie waren zart und frisch und blühten und dufteten — denn die Jungfrau pflegte sie und sie hatte ihre Freude an den Kindern des Frühlings. Aber da kam der heiße Sommer und langsam starb der Blumenstrauß dahin. Als nun aber jene Nacht des Heiles und der Er-

lösung kam, in welcher die Todten in den Gräbern lebendig werden und die Geister singen: Ehre sei Gott in der Höhe! — da erschien auch der Geist des Blumenstraußes am Fenster und entfaltete sich in unzähligen Zweigen und Rosen. Aber sie sind bleich und kalt und werden nicht mehr wie im Mai, weil sie der Heide geküßt, der draußen klopft und stürmt!

So etwa denkt sich das Mütterchen, das am Ofen kauert und betet, daß das Jesukindlein komme. Neben diesem kniet ein Knabe, der zittert in Angst und Erwartung und betet ebenfalls: „Lieb' Jesukindlein, komme!“

Da geht die Thür auf und der Bauer und der Großknecht treten herein. Ersterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken hervorqualmen, Letzterer einen Topf mit Weihwasser und Sprengreisig.

So ziehen die Beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den bösen Geist erstickend, mit dem Reisig den Segen Gottes in alle Kisten und Kästen und Kammern und Ställe sprengend. Mitunter wird heute das ganze Grundstück umgangen und auf diese Art eingesegnet — dabei darf aber kein Wort gesprochen und der Blick nicht nach rückwärts gewendet werden.

Dieses Rauchen und Sprengen wird auch in der Neujahrs- und Dreikönigsnacht wiederholt und werden solche Nächte die drei Rauchnächte genannt.

Im (windischen) Unterlande ist am heiligen Abende die Sitte des Krippenverbrennens üblich.

Auf einsamer Weide werden spät Abends drei Krippen in Asche gelegt und mit dieser Asche die Häupter der Mädchen bestreut, welche sich nach einem Manne sehnen. Nicht gestillt soll dadurch die Sehnsucht werden, wohl aber soll sie in Erfüllung gehen, worauf sich Manche allerdings wieder das Haupt mit Asche bestreuen mag zum Zeichen der Klage.

Nach dem „Rauchen" wird vor dem Hausaltare gebetet, und darauf kommt ein heute besonders tüchtiges Nachtmahl.

Nach demselben wird gewaschen und geputzt und gebürstet, und sind die Leute mit Allem fertig, so setzen sie sich zu Tische, lesen drei Evangelien zum Christfeste oder singen Weihnachtslieder.

Mittlerweile wird es Zeit zum Kirchengang. Festlich angethan stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Thäler, vereinigen sich dort mit Anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen erst oft um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen, und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt — schmetternde Musik

erschallt vom Chor mitten in der Nacht und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen, freilich nur selten mehr jene alten Hirtenlieder, wie sie unsere Vorfahren in ihrer frommen einfältigen Weise und in ihrer Mundart gedichtet haben.

Einige Proben.

Wir haben uns ein Hirtenleben nach oberländischer Art zu denken. Da erzählt denn auf winterlicher Heide ein Hirte dem anderen:

„He, Jodl, he, Bua!
Schau, los a wenk zua.
Danahst is ba Mitternocht
Gwesen ka Rua;
Es liaß mih net schlofn,
Und tramen a net;
Do höri wos ludlan
Gor eini ins Bet.“

Dann war er verwirrt aufgesprungen, und:

„Wir ih zu mein Schäflein
Wult aussi auf d' Wocht,
Do thur ih an Stulpra,
Daß völli hot krocht!
Ajt schrei ih um an Blos;
Geh, schau, wos is dos!
Da Himmel steht offn,
As wir a lars Foß.
Die Heilign laffn auffer
Und d' Engerln oll mit;
Ich woaß doh ka Hohzat,
Koan Kiatatonz nit.“

Und wie hernach ein „goldener Bua“ den Bericht gebracht habe, daß in einem Stalle zu Bethlehem unten der Heiland geboren sei:

„Der Himmel war zbrochen,
Gott lag auf der Erd!“ —
„Jo, d' Liab hät däs gmocht,
Daß er daher krocht
Herunter auf d Erd
Und häts Heil uns mitbrocht.“

Und weiter erzählt der Hirte, wie sie, die Schäfer, zu Paar und Paar hineingegangen sind in den Stall, und:

Ih bracht eahm a Lampl,
Da Rüapl a Henn.“

Hernach hätten sie ein Liedchen gesungen; dann seien auch noch Andere dahergerannt:

„Sie sungen von an Briaf außer; —
Ih hon nix kennt.“

Weiter:

„Wia 's liab Kindelein
Wullt schlofen schon ein,
Do sog ih eham hoamli
Ins Wascherl hinein:
Loß da nix böf's trama
Wegn unsera Sünd! — — —“

Zuletzt fiel ihm, dem Hirten, noch ein, daß ein Wieglein sollt' sein, und nahm sich sogleich vor,

beim „Uhrkastenmacher" eines zu bestellen. Und beim Abschiednehmen vom Kinde muß der gute Schäfer wohl ans Sterben und an noch was Aergeres gedacht haben, denn er empfiehlt sich angelegentlich:

„Zmol, wann da bös Fankerl
Uns fechten wullt on,
Schlogn auffi auf d' Schwortn,
Gibn jo kan Pardon!" —

So weit dieses Weihnachtslied.

Noch toller und derber ist der Weckruf des Hirten in einem anderen Gesang:

„Auf, du fauler Bärenhäuta,
Wos duslst dan so long im Bett,
Steh doh auf und ziah dih weita,
Wegn wos schomst dan du dih net!
Hörst nit d' Engl tonzn, singa,
Zithernschlogn und blosn ah;
So kunts Koana zwegabringa,
Wans da besti Spielmon wa!"

Oder aus einem dritten Lied:

„Hon in Bartl aufgweckt,
Hot gschlosn stoanfest,
Hon an grupft, hon an gsteßn,
Hot d' Hosn vagessn,
Wird munter auf d' Letzt,
Hot d' Augn ausgwetzt."

Und wie lieblich ist in demselben Liede die Charakterisirung der Mutter des Kindes:

„Da Vota stoanolt,
Die Muata bluatjung,
Schön weiß, as wia Kreidn,
Schön mild, as wia Seidn,
A liabli schöns Weib,
Demüati dabei!“

Und wie rührend klingt die Barmherzigkeit und menschliche Theilnahme aus folgenden Strophen:

„Bruada, gehst du ah mit mir?
Nim dein Dudlsock ah mit dir,
Und d' Schalmei dazua!
Wan ma gehn in Stoll hinein,
Grüaß ma gschwind das Kindelein,
Und pfeif' Oans dazua!
Bruada geh stichs Lamperl o,
Weil ma holt nix bessers hobn,
Ziahn s Pelzl aus!
Hüll ma zua das Kindlein guat,
Daß 's uns nit dafruisn (erfrieren) thuat;
Wia wa nit däs a Graus!
Ach, wia gfruist das göttli Kind,
Wia geht nit aus und ein da Wind!
Liegt auf Heu und Stroh!
Wann ih nur se Häuserl hät,
Däs doscht unt im Dörferl steht;
Do nahm ih d' Muata mit dem Kind,
Und trogads in mei Häuserl gschwind,
Wia war ih nit so froh!“

Oder:

„Nuafts ma die Schäflein gschwind zsom,
Hobn ma dabei a foasts Lom;

Hobns kriagt vor etla Togn,
Wölln mas dem Kindlein wogn,
Deaf ah der olti Tatl
Sih davon brotn a Bratl!

Das ist ein gemüthliches Wiegen und Jodeln — selbst die ältesten Leute singen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kukuk und die Nachtigall . . . es ist die liebe, die süße Christnacht!

Erscheinen uns die alten Krippenlieder auch profan — sie sind es nicht; sie sind der Ausdruck eines heiteren, gläubigen, kindlichen Gemüthes; sie verdienen dieselbe Achtung und Pflege, wie wir sie dem Volksliede im Allgemeinen angedeihen lassen. Und wir, die wir ja so große Ehre darein setzen, die toleranten, vorurtheilslosen Freunde des Volkes zu heißen, wir sollen dieses Erbe unserer frommen Väter auch aus der Kirche nicht verbannen, so lange wir nichts Besseres dafür hineinzustellen haben. So lange Kirchen stehen werden, wird und muß Herz und Gemüth in denselben daheim sein, und zwar unmittelbar verkehrend zwischen diesem freud- und leidvollen Leben und dem Gegenstande des Glaubens und der Hoffnung. Und wenn ein liebesseliger Alpenbursche in seine Pfarrkirche kommt, und hier vor dem Tabernakel seinem Glücke durch einen wilden Jodler Luft macht — was verschlägt's? — er lobt Gott nach *seinem* Herzen. —

Nun von der Kirche wieder zurück zum stillen Gehöfte. Wie wird hier die Christnacht noch des Weiteren begangen?

Wer zu Hause bleibt, der hat gar eine wundersame Stunde zu durchleben. Er denkt heute nicht an den Schlaf, sondern befleißt sich des Gebetes und frommer Uebungen. Nun, und zwischen eilf und zwölf Uhr ist die Zeit zum „Losen“. Ja wohl, zum Lauschen an den Stallthüren und an den Krippen, denn zu dieser geheimnißvollen Stunde redet das Vieh in menschlicher Sprache und wer Farnsamen bei sich hat, der kann's hören.

Derlei Weihnachtssagen giebt es unzählige.

Will Einer die Todten sehen, so muß er den ganzen Advent hindurch bis Weihnachten einen Stuhl aus mehreren bestimmten Holzgattungen anfertigen, dann mit demselben in der Christnacht auf einen Kreuzweg gehen und auf denselben steigen. Dann sieht er alle Todten ohne Kopf.

Wenn es an diesem Abende Ave Maria läutet, so laufen die Leute hinaus unter einem Zwetschkenbaum und beten, hören sie dann in der Scheuer etwas poltern, so stirbt Jemand.

Wenn man nach der Mette nach Hause kommt, muß man dreimal ums Haus gehen und durch das vordere Fenster hineinsehen. Hört man Musik, so wird im Hause eine Hochzeit sein, hört man sägen, eine Leiche.

Fällt man beim Nachhausegehen von der Christmette, so stirbt man im nächsten Jahre.

Wenn am Christabend zuerst Licht in die Stube kommt, muß man nach seinem Schatten sehen, sieht man ihn ohne Kopf, so stirbt man.

Will eine Frau wissen, wer im nächsten Jahr stirbt, so kehrt sie Abends neunmal die Stube von vorn nach hinten, darauf läuft sie neunmal ums Haus und sieht beim zehntenmal durchs Fenster ins Zimmer. Sieht sie eine Bahre, so stirbt Jemand.

Will man seinen künftigen Beruf erfahren, so geht man um die eilfte Stunde, wenn in der Pfarrkirche geläutet wird, mit einem Trinkglase zum Brunnen, thut dann Eiweiß in das Glas und sieht nach der Rückkehr von der Metten hinein. Wird man Geistlicher, so sieht man einen Kelch.

Ist es in der Christnacht windig, so entsteht Krieg.

Wenn die Mädchen von der Metten aus der Kirche gehen, ziehen sie am Glockenstricke, in dem Glauben, daß sie dann im nächsten Jahre heiraten werden.

Ist die Christnacht schön und heiter, so wird die Ernte des nächsten Jahres schlecht ausfallen; ist sie aber recht dunkel, so wird die Ernte gut.

Durchsticht man am Christabend ein rothes Bild, so kann man die Hexen auf dem Chore tanzen sehen.

Um Weihnachten kann man dem Vieh am meisten schaden, besonders können die Zauberer am heiligen Abend den Pferden Krankheiten zufügen, während ihre eigenen dann um so besser gedeihen.

Glaubt man heute gleichwohl nicht mehr recht an solche Sachen, so ist es doch ein banges Wachen in dem einsamen Hause.

Um drei oder vier Uhr Morgens kommen die Leute von der Mette endlich heim. Hier erwartet sie Fleisch und „Kletzenbrot“, damit in dieser segensreichen Nacht auch dem Leibe Heil widerfahre!

In der Gegend von Schöder gehen zu Weihnachten die Kinder von Haus zu Haus „bisen“, d. h. sammeln. Was sie kriegen, heißt Bisengut — 's ist dem Jesukind vermeint, aber es erfreut und sättigt auch die Menschenkinder.





Stefaniwasser und Johanneswein.



Sanct Stephanus und Johannes sind enge Nachbarn, es liegt nur eine Nacht zwischen ihnen. Aber sie sind nicht gut Freund, sagt man.

Johannes und Christus sind von jeher Busenfreunde gewesen und so hat sich auch der Johannestag fest an den Christtag angemacht. Da kam aber der Stefanus und drängte sich zwischen die Beiden und den Braten und die Krapfen, welche der Christtag übrig läßt, bekommt jetzt der Stefanus. Darum ist der Johannes böse auf diesen. Aber der Evangelist sucht seinen Gram im Weinglase zu ersäufen und schlürft hinter dem Rücken des Eindringlings, welcher beim Wasserkruge sitzen muß, seinen Humpen köstlichen Weines.

So legen es die Leute aus und jetzt will ich es näher erklären, wie das ist.

Der Stefanus sitzt beim Wasserkrug. Wenn die Leute am Stefanitag in die Kirche gehen, so stecken sie ein Fläschchen mit frischem Wasser zu sich. Der Hausvater aber, oder der Großknecht hat ein weit größeres Gefäß aus Thon oder Zinn und noch obendrein ein Stück Salz bei sich. Und der Priester ertheilt allem in der Kirche vorräthigen Wasser die Weihe. Dieses Stefaniwasser ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Anfechtungen, Unglück und Krankheiten.

Deshalb werdet Ihr in jedem christlichen Haus am Pfosten der Stubenthüre das Weihwassergefäß hängen sehen. Taucht die Finger ein und benetzt die Stirne.

Die Vorräthe in den Speichern und Scheunen sollen stets — besonders in den Weihnächten — fleißig besprengt werden, und vor Allem im Frühjahre, wenn das Vieh zum erstenmale in das Freie getrieben wird, ist nicht zu vergessen, demselben ein in Stefaniwasser geweihtes Stück Brot und Weihsalz zu verabreichen.

Gegen gezauberte Wetter giebt es auch nichts Vorzüglicheres, als den Weihbrunn! Und so wird das Stefaniwasser zu Nutz und Frommen für Haus und Hof.

So viel aus dem Wasserkrug des heiligen Stefanus. Aber nun kommt was Besseres, denn hinter dem Rücken des Erzmärtyrers schlürft Sanct Johannes köstlichen Wein.

Am Johannestag haben die Leute wieder ihre Gefäße bei sich, wenn sie zur Kirche gehen, aber diesmal mit goldfarbigem Inhalte. Zudem sind die Gefäße auch bedeutend größer; und wenn Viele über das Stefaniwasser auch sündhaft gleichgiltig dahingehen, an den Johanneswein glauben sie Alle!

Heute hat auch der Pfarrer seine Flasche auf der Kanzel und mit Innigkeit spricht er seinen Segen über sie und über Alle.

Nach dem Gottesdienste eilen die Leute heim, und bei Tische, wenn die Knödel kommen, erhebt der Bauer das Weinglas, sagt: „G'segn Gott, Johannesseg'n!“ und trinkt. Darauf macht das Glas die Runde um den Tisch und Jeder ruft seinem Nachbar zu: „G'segn Gott, Johannesseg'n!“

Der Johanneswein macht die Glieder stark, schützt vor dem Taubwerden; bei den Kindern fördert er das Wachsthum, bei Mann und Frau heilt er die Gicht; der Greis, der ihn trinkt, bedarf des Stabes nicht!

Das ist das einzigemal im Jahre, daß um manchen Bauerntisch im Oberlande das Weinglas kreist. Und es geht gar feierlich dabei zu; das ist Opferwein, wie man ihn ja zu bestimmten Tagen auch den Göttern dargebracht einst in alten Zeiten.

Nach dem Essen aber gehen sie am liebsten aus. Der Wirth hat auch Johanneswein!



Frisch und g'sund! Kindl auf!

In den Weihnachtsfeiertagen reiste ich einmal zu meinem Vetter in das Gelände der Feistritz. Es war ein heilloser Schneesturm und am Abende des Johannestages mußte ich unterwegs bei einem Bauer um Herberge zusprechen.

Ein altes Mütterlein saß am Ofen und hielt die Hand über die Augen und sagte zu einem Mädchen, welches eben Küchengeschirre scheuerte: „Schau, Kathl, was es mit ihm ist, und daß er uns etwa nichts anthut!"

Das Mädchen ließ das Geschirr ins Wasser sinken, stellte sich vor mich hin und den nassen Hadern in der Hand sah es mich so an. Zuletzt nahm die Kathl noch einen brennenden Span und leuchtete mir unter die Hutkrempe, dann sagte sie zur Alten: „Mich deucht, er wird uns nichts thun, 's ist noch ein junges Bübel."

„Dann bleibt nur da, wenn Euch nicht zeitlang wird bei uns, die Mannleut' sind all beim Johannessegn."

So ließ ich mich nieder und sah der Kathl zu, die mir eine Suppe kochte. Es ist sündhaft, aber ich weiß mir nicht zu helfen, die Kathl gefiel mir. Indeß setzte ich mich zur Alten und sagte: „Müßt nimmer jung sein, Mutter?"

„Ja wohl nicht," antwortete diese und deutete auf das Mädchen, „das ist meine Enkelin und jetzt könnt Ihr Euch's schon denken!"

„Seht ihr wohl ähnlich; seid sicher auch einmal so schön gewesen."

Das Mütterlein hielt sich die Schürze vor das runzelige Gesicht und kicherte:

„Kathl, aber nein, wie Der aber spaßig ist! — Und noch was, wenn ein Knödel übrig geblieben. von Mittag, so wärm' ihm's auf, ist gewiß hungrig Wißt," fuhr sie zu mir gewendet fort, „unsere Mannleut' sind all im Wirthshaus; wo habt denn Ihr Euern Johannessegen getrunken?"

„Ich war in keinem Wirthshaus heut; es geht ja auch ohne das!"

„Jesus Maria! jetzt hat Der noch keinen Johannessegen! Nein, jetzt geht nur gleich! Das wär' das Wahre! Du heiliger Georgi, was es doch heutzutag für Leut giebt auf der Welt, jetzt nehmen sie nicht einmal einen Johannessegen!"

„Großmutter, es ist ja noch einer im Glas."

„Dann bin ich rechtschaffen froh; trag' ihn gleich her!"

Und jetzt deckte mir die Kathl den Tisch, brachte die Suppe, die Knödel und ein Glas Wein. Dieses erhob sie und sagte: „G'segn Dir Gott den Johannessegen!"

„Und jetzt g'segn auch Dir Gott den Johannessegen!" rief ich lachend und hielt ihr das Glas hin.

„Dein dummes Lachen jetzt! Weißt, beim Johanneswein darf man gar nicht lachen, der ist in der Kirche geweiht worden!" so verwies sie und trank.

„Wenn er gegessen hat," meinte die Alte, „dann kannst Du ihn ins Handwerkerbett hinausführen, aber gieb ihm den Pelz mit!"

Ich sagte der Alten gute Nacht und die Kathl zündete eine Laterne an und führte mich in die Kammer.

Hier stand ein hohes schneeweißes Bett und das Mädchen drängte, ich solle machen, daß ich ins Nest käme, sie könne mit dem Licht nicht so lang' dastehen.

Bald war ich mitsammt dem Höselein unter Decke und Pelz in der finsteren Kammer allein.

Und jetzt fiel mir ein, ich hätte der Kathl doch die Hand geben sollen, bevor sie fortging mit der Latern'. —

Mit solchen Gedanken schlief ich ein und träumte — weiß Gott — vom Johannessegen.

Durch die Fugen der Bretterwand schimmerte schon der Tag, als ich noch tief vergraben unter den Decken im Halbschlummer lag. Da — plötzlich fliegt die Thür auf und die Kathl stürzt herein mit losen Haaren und einer großen Birkenruthe in der Hand, auf mich zu, reißt mir die Decke ab, schwingt die Ruthe und haut nieder auf meine arme Wenigkeit — ein=, zwei=, dreimal, daß ich entsetzt aufspringe und in der Kammer umhertanze. Allein, sie mir nach, „Kindl, Kindl auf! schön frisch und g'sund! Kindl Kindl auf, schön frisch und g'sund!“ ruft und kichert sie und setzt die Geißelung fort, bis ich wieder mein Bett gewinne und mich unter dem weichen Pelz wohl verwahre.

Erst jetzt fiel mir ein, daß heute der unschuldigen Kinder Tag, an welchem man, nach der Volkssitte, alle Siebenschläfer in obiger Weise „aufkindelt“, auf daß sie schön frisch und gesund verbleiben durchs ganze Jahr. Nun, ich war sehr frisch, und auch von der Birkenruthe dürfte beiläufig dasselbe zu bemerken sein.

Als ich mich in dem gastlichen Hause beurlaubte, sagte die Kathl: „Also, behüt Dich Gott und nur schön frisch und g'sund!“

„Oh, wart', die Ruthe bleib' ich Dir nicht schuldig!“ entgegnete ich und eilte davon. —

Das Aufkindeln, wie ich es hier erzählt habe, ist ziemlich weit verbreitet und wohl auch in mannigfaltiger Form.

In vielen Orten laufen am 28. December, als am Gedächtnißtage des herodianischen Kindermordes, die Kinder armer Leute mit Birkenruthen bewaffnet auf den Gassen herum und versetzen Jedem, der ihnen begegnet, mit den Worten „frisch und g'sund, frisch und g'sund!“ einige Streiche um die Beine. Selbst in die Häuser der Nachbarn eilen sie und verschonen weder den Hausherrn noch die Hausfrau, ja sogar der Dorfrichter und der Pfarrer kriegen ihre Tracht Streiche, bis sie sich mit einem Geldstück von den kleinen Tyrannen loskaufen.

Gar so peinlich ist das gewöhnliche Betteln an den Thüren, darum hält sich der Arme an dergleichen alt hergebrachte Sitten und Gebräuche, um sich durch dieselben auf möglichst harmlose und heitere Art ein paar Kreuzer oder einen ersehnten Festkuchen zu erjagen.



Wanderszeit.



ohl keinem Kreise der Gesellschaft bringt der Jahreswechsel größere Veränderungen, als dem Bauernthum in unserem Alpengebiete. Die Dienstboten haben mit den Mitgliedern des Hauses eine Art Familie gebildet durch den ganzen Jahreslauf bei all seinen Beschwerden und Nöthen, Freuden und Festen. Und jetzt kommt die Jahreswende und reißt diese Leute auseinander.

Schon im Herbste — damals, als im Kirchdorfe draußen der Leihkauftag abgehalten wurde — ist das Schicksal geschmiedet worden. Nun geht das Jahr zu Ende.

Der Dienstbote steht heute auf wie an jedem Morgen, verrichtet sein Gebet und seine Arbeit wie an jedem Tag, und trägt in Allem einen Gleichmuth ur Schau, als müsse und werde das immer so bleiben.

Plötzlich knallt draußen die Peitsche eines Fuhrmanns, ein Schellengeklingel schrillt, ein Schlitten fährt in den Hof. Der Schlitten des Bauers, dem der Dienstbote sich am Leihkauftage für das nächste Jahr zugeeignet hat.

Jetzt fällt ihm freilich die Arbeit aus den Händen, die er vielleicht vor Jahresfrist zu dieser Stunde übernommen hat. Das Tagewerk ist aus. Er geht ans Einpacken. Sein kleines Eigenthum ist entweder schon in einem Kasten oder in einer Kiste, oder in einem Korbe versammelt, oder es liegt zerstreut unter den Gegenständen der übrigen Bewohnerschaft des Hauses. Ist aber bald geschlichtet. Ein redlicher Dienstbote vermag in der Regel sein ganzes Eigenthum auf seinem eigenen Rücken zu tragen, außer, er hätte sich ein Rind oder ein Schaf erwirthschaftet. In diesem Falle nimmt er eben in Gemeinschaft mit dem ihm trautgewordenen Thiere Abschied von Haus und Hof.

Weibliche Wanderlinge haben aber bei diesem ihrem Abscheiden eine ganz besondere Sorge. Der Fuhrmann und die Pferde müssen Sträuße und Bänder bekommen, und zwar ist das der Umstand, der zur Demonstration benutzt wird.

War das Zusammenleben und Einvernehmen des scheidenden Dienstboten mit den Hausgenossen im abgelaufenen Jahre ein gutes und ersprießliches, so bekommt das Fuhrwerk, welches die Trennung

bewirkt, nur ein einzig Sträußchen; haben sich aber Mißharmonien geltend gemacht, so daß der Scheidende schon mit Sehnsucht die Aenderung erwartet, so wird Roß und Fuhrmann mit Kränzen und Bändern völlig überschüttet. Durch die Blume giebt es so der Dienstbote an öffentlicher Gasse zu verstehen, wie sich's mit dem innern Geiste des eben verlassenen Hauses verhält.

Ist endlich alles zur Abfahrt fertig, so gehts zur „Wanderjause“; ein Mahl, welches die Hausmutter dem scheidenden Genossen noch vorsetzt. Dieses Mahl ist stets vortrefflich bereitet, um in dem Gemüthe des Dienstboten möglichstes Bedauern wachzurufen, einen solchen Tisch verlassen zu haben.

Ein wenig bitterer Beigeschmack kommt freilich auch dazu. Man weiß es nicht, wer da singt im Hofe, aber man hört das Liedchen:

„Mach Binderl, mach Säck',
Muaßt wandern, muaßt weg,
Muaßt Urlaub nehmen,
Tärfst neama kemen.“

Es giebt böswillige Leute im Hause.

Nach dem Mahle endlich ruft der Hausvater den Scheidenden in sein Stübchen. Die ausbedungenen Kleidungsstücke hat der Dienstbote schon im Laufe des Jahres bekommen; nun wird der Lohn ausgezahlt. Wie groß derselbe sein kann, ist bereits früher angedeutet worden.

Manch Mägdlein zittert schier, wenn es das Geld in die Hand nimmt. Geld besitzt sie jetzt, Geld! Sie mag nicht zum Kaufmann gehen und sich das rothe Seidentuch kaufen, das sie schon seit Kathrein her jeden Sonntag beguckt hat; Sie mag nicht ins Wirthshaus gehen und ein Gläschen warmen Weines trinken, wie im vergangenen Herbst bei der Kirchweih' ihr ein Schluck ist aufgewartet worden, sie mag nicht — aber sie könnte! Sie könnte, wenn sie wollte, sie hat Geld. — Sie könnte jetzt ihre Freundinnen zusammenladen und eine großmächtige Zecherei anstellen; sie könnte dem Krämer alle Schuhbänder abkaufen, die er im Laden hat. Nein, das wäre doch eine wahre Unsinnigkeit, so schwer verdientes Geld so leicht vergeuden. Da weiß sie was Besseres. Die letzte Zeit her hat ihr von ihrer verstorbenen Mutter geträumt; etwan braucht dieselbe eine Hilf'. Zum Herrn Caplan will das Mägdelein gehen und drei Messen zahlen für die verstorbene Mutter. Besser kann Eins sein Geld doch nicht anwenden. — Derlei Fromme giebt es, aber nicht viele.

Nach dem Auszahlen des Jahrlohnes kommt nun das „Behütgottnehmen".

Reicht sofort der scheidende Dienstbote dem Hausvater die Hand: „Und jetzt, vergelt's Gott, Bauer, für alles miteinand' und halt' mir nichts für Uebel! Und Du auch, Bäuerin, vergelt's Gott! Bist ein rechtschaffen gutes Weibel gewesen; wie Du hast

kocht, das vergiß ich nit. Mannigmal hätt's freilich ein bissel anders sein mögen; mein Gott, ih bin auch nit ohne Fehler gewest. Thu' mir nichts für Uebel halten, Bäuerin! — Und jetzt behüt' Gott, Ihr Alle miteinand'. Die Küh' auch und das neu' Kuhmensch auch, und der Halter auch, der gute Narr; und thut's gesund bleiben, beisammen — und wohl auch nit auf mich vergessen."

Das ganze Jahr hindurch hat der Dienstbote vielleicht nicht so viel Worte auf einmal gesprochen, und nie war das Herz so hervorgequollen, als zu dieser Stunde. Die Thränen bleiben nicht aus; aber der Fuhrmann knallt schon mit der Peitsche. Unter stillem Weinen oder lautem Jauchzen geht's über das Wald- und Schneegefilde hin, der neuen Heimat zu.

Dort ist der neue Dienstbote nun etwa der Hahn im Korb. Zu allererst muß er essen, dann kann er seine sieben Sachen bergen: und lauter zuckersüße Gesichter in allen Winkeln! — Oder auch das arme Dirndl, der betagte Knecht kommt selbst, seine Habe schleppend, in das Haus, tritt still und unbeachtet den neuen Dienst an; von neuem schwere Müh' und schwarzes Brot — immer geplagt, überall gedarbt, nirgends daheim!

Einem scheidenden Dienstboten meint man's niemals gut. Gern schiebt man ihm, während er bei der Wanderjause sitzt, ein paar derbe Steine in den

Schlitten oder in den Korb; und der Wandernde wundert sich unterwegs baß über die Schwere seines Eigenthums, bis er beim Auspacken die Bescheerung findet.

Und nun, ein neues Jahr, ein neuer Platz, ein neuer Tisch, ein neues Bett. Das Bett, es mag auf dem finsteren Dachboden, oder in der luftigen Scheune oder bei den Hausthieren im Stalle sein; es mag aus einigen Leinwandstreifen nur bestehen — es ist des Dienstboten Daheim, in dem er ganz sich selbst gehört, ein freier Mann, oder ein freies Weib ist. — Ich habe einen alten Bauernknecht gekannt, der nützte diese seine Freiheit ganz vortrefflich aus. Dieser Knecht träumte jede Nacht, er wäre ein reicher Grundbesitzer, hätte ein Dutzend Pferde, die er nach Belieben an den Meierwagen spannte, wenn er in den Wald fuhr, wenn er auf das Feld fuhr, um seine reichen Ernten zu überblicken, um seine fünfhundert Joch Holz zu bemessen; wenn er auf die Alm fuhr, um seine achtzig Stück Rinder zu zählen und die Schafe zu sehen, deren unzählige waren; wenn er endlich in die Stadt fuhr, den schweren Geldgurt um die Lenden gebunden. Und sein Gesinde bestände aus kräftigen Burschen und prächtigen Mägden; und sein betagtes Weib, das wäre ihm schon lange gestorben.

Der Alte war tagsüber bei den mühevollsten Arbeiten guter Laune und ließ alle Herbheiten, die

über einen Dienstboten kommen, ruhig über sich ergehen.

„Ich kann mir's auslegen, wie ich will," sagte er. „In der Nacht bin ich Gutsbesitzer und bei Tag bin ich Bauernknecht. Etwan ist das letztere der Traum; wer weiß das denn so genau?"

Heute träumt der Alte schon lange nicht mehr. Vierundzwanzig Jahre hatte er bei einem und demselben Bauer gedient, ohne den Leihkauftag im Herbst und die Wanderszeit zu Neujahr auch nur ein einzigesmal wahrzunehmen.

Ich habe keinen zufriedeneren Dienstboten gesehen als diesen Knecht, der thatsächlich auf das Rechte gekommen ist, das Dienstbotenleben ganz erträglich zu finden. — Wenn ich jeden Tag 5—7 Stunden ein reicher Gutsbesitzer bin, der einen schweren Geldgurt, prächtige Knechte und Mägde hat, so will ich die übrige Zeit gerne dienen.





Zum Ende.

Sylvester! Da geht ein altes Jahr zu Ende und ein neues beginnt. — Ich hab's aufs Wort geglaubt. Wenn ich zu Sylvester so als Bübel in meines Vaters Lodenwams auf der beschneiten Berghalde gestanden bin, habe ich mit vieler Theilnahme der untergehenden Sonne nachgeblickt. — Die nimmt jetzt „Behüt' Gott“ von dieser Welt und verlischt und läßt sich von dem lieben Gott den Jahreslohn auszahlen. Und wenn der liebe Gott will, es solle aus sein und er hat vollauf genug an der Welt, so kugelt die Sonne in den Himmel hinein. Und wenn es dem lieben Gott gefällt, es solle wieder ein neues Jahr anheben, so rasirt sich die Sonne und wäscht sich und geht morgen jung und frisch und lustig wieder auf und macht ein neues Frühjahr und einen neuen Sommer und da werden wohl wieder Kirschen wachsen auf unseren Bäumen.

Die untergehende Sonne ist mir an diesem Tage stets sehr betrübt vorgekommen und die ganze Gegend hatte mir eine andere Farbe, wie an gewöhnlichen Abenden, und als es erst gar finster wurde, da wußte ich mir der Bangniß und Erwartung kein Ende.

Wie nicht recht gescheit ging ich herum in Haus und Hof und überall war's so still und die Schafe drängten sich auf einen Haufen zusammen und blökten heute nicht und der Hausbrunnen hatte sich aus Eis eine Röhre gegossen, durch welche er still und geheim rieselte. Unser Haus stand hoch auf dem Berge, und wenn ich spät Abends mit meinem Vater den üblichen Rundgang machte im Gehöfte, um denselben mit Weihrauch und Weihwasser noch den Sylvestersegen zu spenden, so war mir, als wenn die Dachgiebel sich anfragten oben bei den hellen Himmelssternlein, ob ein neues Jahr wohl wieder komme? Und die Sternchen blinzelten: Ja, ja, es kommt schon noch eines.

Ja, es kam noch eines und es kamen viele noch — und die bunte Reihe des Lebens wiederholte sich, wie sich die Jahreszeiten und die Leidenschaften und die Schicksale der Menschen lange noch wiederholen werden.



Inhalt.

Zweites Buch. **Das Jahr.**



K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

